

DIE WELTWOCHEN



Freiheit für Julian Assange

Warum die Amerikaner den australischen Journalisten laufenlassen sollten.
Milosz Matuschek, John J. Mearsheimer und Roman Zeller (London)

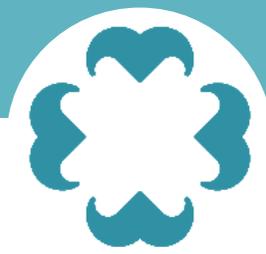
Brüssels fünfte Kolonne

Die Konferenz der Kantonsregierungen gehört abgeschafft. *Christoph Mörgeli*

«Liebe und Respekt für Donald Trump»

Gangsta-Rapper Snoop Dogg verneigt sich vor seinem Idol.
Mark van Huisseling

Franz Kafka
Er ist die Axt
für das gefrorene Meer
in uns



Migelino - Ihr digitaler Hörakustiker

Erschrocken über Hörgeräte-Preise?

Sparen Sie bis zu CHF 4000 dank Tiefpreisgarantie



Premiummodell Oticon Real 1 (2x)

CHF 3990 statt 8500 Konkurrenzvergleich



Premiummodell Phonak Audéo Lumity 90 (2x)

CHF 4180 statt 7990 Konkurrenzvergleich

Ihre Vorteile bei Migelino

- 6 Jahre Betreuung durch Akustiker
- Inkl. Ladegeräte und Zubehör
- Fernanpassungen via App
- 30 Tage Rückgaberecht
- Fachkundige Beratung



Das sagen unsere Kunden



4,9 ★★★★★

★ Trustpilot

Migelino

Bewertungen 124 • Hervorragend

★★★★★ 4,8

Jetzt (Gegen-) Offerte anfordern

und uns kontaktieren:

044 593 81 05

info@migelino.ch

www.migelino.ch

Traue keinem

In einem interessanten Gespräch mit den Kollegen vom *Magazin des Tages-Anzeigers* formuliert der deutsche Regisseur Werner Herzog das ewige Gebot der Stunde: «Traut niemandem.» Der bedeutende Filmemacher, einer der grossen Künstler unserer Zeit, rät den Lesern, die «offiziellen Erzählungen von Gut und Böse» nicht zu glauben. Man kann ihm nur zustimmen.

Eigentlich wäre es eine Selbstverständlichkeit vor allem in der Demokratie, nichts zu glauben, alles zu hinterfragen, erst recht dann, wenn alle oder viele, die meisten Medien und weite Teile der Öffentlichkeit es ständig herunterbeten. Offenbar muss man heute, da der Zweifel nicht mehr selbstverständlich ist, ja unter Verdacht steht, mit Werner Herzog wieder an das Selbstverständliche erinnern.

Das Denken in kristallklaren Hollywood-Schablonen, wir die Guten, dort die Bösen, hat etwas Verführerisches. Fast nichts ist erhebender als das Gefühl, an der Seite der Guten gegen das Böse zu stehen. Jeder Mensch dürstet nach Rechtfertigung, will seine Taten, sein Leben, sich selbst gerechtfertigt sehen im Lichte höchster Ideale. Wer andere verteufelt, spürt bei sich selber automatisch die Engelsflügel wachsen.

Das ist ganz ausgeprägt der Fall, seit die Russen in der Ukraine einmarschierten, um in einen seit Jahren schwelenden Bürgerkrieg einzugreifen, dem bis dahin rund 14 000 vorwiegend russischsprachige Ukrainer zum Opfer gefallen waren. Schlagartig setzten auch bei uns Denkverbote und Sprachvorschriften ein. Jeder, der auch nur den Hauch eines Zweifels anmeldete, sah sich hasdumpf angeprangert als Diener des Bösen.

Es geht hier nicht nur um die übliche räsionierende Begleitmusik politischer Ereignisse. Die Pose selbstgefälliger Einseitigkeit kränkelt längst die Politik an, treibt sie in eine falsche Richtung. Eine Hauptschuld trifft die Journalisten. Sie haben kolossal versagt, eine offene Diskussion auch über den Ukraine-Krieg zu gewährleisten. Nur so konnte sich die Politik ermächtigt, ja aufgerufen fühlen, die Schweizer Neutralität zu ritzen.

Die Schweiz ist seit zwei Jahren im Krieg gegen die Atommacht Russland. Sie hat eine von Beginn weg irrierte Strategie mitgemacht, deren Scheitern immer deutlicher wird. Man ging davon aus, die Wirtschaftssanktionen würden Russland militärisch lähmen. Das Gegenteil ist

der Fall. Russlands Wirtschaft wächst und produziert heute mehr Munition als der gesamte Westen. Soeben fiel der wichtige ukrainische Stützpunkt Awdijiwka.

Ich habe den Eindruck, unsere Medien, Partei gegen Russland, spielen die Niederlagen Selenskyjs herunter. Umso mehr sollte die Schweiz aussteigen aus diesem Krieg, die Sanktionen beenden und zurückkehren zur Neutralität. Dies wäre keine, wie es heisst, «Kapitulation vor dem Aggressor», sondern für einen Kleinstaat die einzig vernünftige Politik. Nur eine neutrale Schweiz kann, wenn überhaupt, zum Frieden beitragen.

Doch anstatt das Offensichtliche einzusehen, scheinen unsere grossen Verlagshäuser wild entschlossen, die Schweiz in einen Zustand geistiger Totalmobilmachung hineinzuhypnotisieren. In der *NZZ am Sonntag* las ich kürzlich das Pamphlet eines ehemaligen Botschafters, der die Welt am Rande eines fast notwendig erscheinenden Weltkriegs gegen «die Diktatoren» sieht und Putin im Begriff, «ganz Europa zu besetzen».

Gratismutige Parolen dieser Art gehören heute zum guten Ton, doch selbstverständlich melden unsere Schreibtischgeneräle, die so gerne Churchill zitieren, nicht sich oder ihre Söhne zum freiwilligen Fronteinsatz. Das dann

doch nicht. Für die angeblich bedrohte «Freiheit des Westens» dürfen ausschliesslich die zynisch verheizten Ukrainer sterben. Selenskyj kritisiert die westliche Verlogenheit zu Recht.

Wann hat Europa, wann hat die Schweiz den Mut, diesen Irrsinn abzublasen? Die Ukraine kann aus eigener Kraft militärisch nicht gewinnen. Die Amerikaner, Anführer des Westens, müssten jetzt entweder aufhören wie in Vietnam und in Afghanistan oder aber voll einsteigen wie im Zweiten Weltkrieg. Sie werden wohl wie bisher halbherzig Waffen liefern und grosse Reden schwingen, während die Ukraine allmählich verblutet.

Derweil trommeln unsere Medien und viele Politiker, sturzbetroffen, noch einmal zur Endschlacht gegen den mutmasslichen Teufel in Moskau. Jüngster Auslöser ist der Tod des russischen Aktivisten Alexei Nawalny in einem sibirischen Straflager. Obwohl man nichts Genaues weiss, sind sich die Moralgerichte in ihrer Schuldvermutung bombensicher. Hass soll entflammt, die Kriegsentschlossenheit befeuert werden.

Einmal mehr irritiert in diesem Fall der selektive Einsatz des Gewissens. Die westlichen Moralpredigten wären überzeugender, gälten die strengen Massstäbe nach allen Seiten. Auch die Amerikaner betreiben Straflager, Guantánamo, in denen Häftlinge gefoltert wurden. Und als der amerikanische Journalist und Selenskyj-Kritiker Gonzalo Lira kürzlich in ukrainischer Gefangenschaft verstarb, blieb es im Westen ohrenbetäubend still.

Es ist halt einfacher, den Splitter im Auge des Gegners zu sehen als den Balken vor dem eigenen Kopf. Ob die endlosen Verfahren gegen den Enthüllungsjournalisten Julian Assange rechtsstaatlich sauber oder politisch motiviert sind, ist eine berechtigte Frage. Vielleicht auch wird der Australier, der US-Kriegsverbrechen aufdeckte, von seinen Anhängern politisch ähnlich überhöht wie der zum Märtyrer stilisierte Nawalny.

Bilden wir uns bloss nicht ein, Propaganda gebe es nur bei den «Bösen». Die Schweiz hat ihre Neutralität aufgegeben. Auch sie ist Kriegspartei. Das macht sie empfänglich für die nützlichen «Erzählungen von Gut und Böse». Aber vor allem macht es sie taub für Widerspruch und Zweifel. Halten wird uns raus aus diesem Krieg. Seien wir misstrauisch. Kehren wir zurück zur schweizerischen Neutralität. R. K.



Konferenz der Kantonsregierungen für die institutionelle EU-Anbindung, Jan van de Beek über die Folgen der Massenmigration, Kult-Schreinerei Rö, Erfinder der AfD, Matthias Matussek liest Franz Kafka und ist erleuchtet

Die Konferenz der Kantonsregierungen (KdK) rechtfertigt ihre zweifelhafte Existenz mit der angeblichen Verteidigung des Föderalismus. Das verfassungsmässig nicht vorgesehene Gremium hat darum Freund und Feind erstaunt, als 24 Kantone beim Bundesrat mächtig Dampf machten für die institutionelle Anbindung an die EU. Die KdK gab sich schon immer europhil, denn sie ist aus dem Zorn der Regierungsräte über das EWR-Nein von 1992 entstanden. KdK-Generalsekretär Roland Mayer treibt die Schweiz unerbittlich in die Arme von Brüssel – getreu seinem Motto: «Die Alternative besteht heute nur noch zwischen Isolationismus und EU-Beitritt.» **Seite 18**

Migrationsforscher aus den Niederlanden lassen aufhorchen. Sie haben die «Folgen der Einwanderung für die öffentlichen Finanzen» berechnet. Setze sich die Masseneinwanderung fort wie gewohnt, bedeute dies «das Ende des Wohlfahrtsstaates, wie wir ihn heute kennen», lautet die Kernbotschaft. Am teuersten sind Flüchtlinge aus Afrika und dem Nahen Osten, belegt die in ihrer Art bislang einzigartige Studie. Anders als oft behauptet wird, bringen Zuwanderer im Schnitt keinerlei positive Effekte für die Staatskasse. Die Forscher verstehen ihre Studie als Weckruf für die Politik. Gemäss Uno-Prognosen wird die Migration aus Afrika und dem Nahen Osten nach Europa massiv steigen.



In den Armen Brüssels.

Um die Zerstörung unserer Sozialsysteme zu verhindern, «sollten wir mit dem Asylrecht für Menschen von ausserhalb Europas Schluss machen. Unbedingt», sagt Mitautor Jan van de Beek im Gespräch mit der *Weltwoche*. **Seite 30**

Obwohl unser Autor in der Nachbarschaft lebt, wusste er nichts von der Schreinerei Röthlisberger. Womöglich hat das mit der Diskretion zu tun, die zum Geschäftsmodell von Rö gehört. Dann steckte ihm ein Bekannter das Gerücht: Jeff Bezos habe den Innenausbau seiner Superjacht an die Kult-Schreinerei aus Gümli gen vergeben. Seither fährt Kummer mit anderen Gefühlen an den modernistisch wirkenden Werkshallen vorbei, wo Holz verarbeitet wird, das selbst die Herzen der Mächtigen höher schlagen lässt. **Seite 34**

Sie ist derzeit in aller Munde: die Alternative für Deutschland (AfD). Doch wer hat sie erfunden?

Martin Renner. Das Mitglied des Bundestags ist der letzte verbliebene Parteigründer. Mehr noch: Ohne ihn gäbe es die AfD so gar nicht. Mit einer Brandrede überzeugte er vor elf Jahren den Professorenklub um Eurokritiker Bernd Lucke von der Gründung einer politischen Partei. Und er steuerte auch ihren Namen und ihr Logo bei. Renner hat eine interessante Karriere in der Wirtschaft zurückgelegt und zehrt, wie er Philipp Gut erzählt, bis heute von der Schulung durch Jesuiten, die ihn unter

anderem in der dialektischen «Kunst des Rechtbehaltens» unterwiesen haben. **Seite 44**

Sein Leben lang war unser Autor Matthias Matussek von Franz Kafka fasziniert, dessen 100. Todestag wir in diesem Jahr feiern. Kafka zwingt zur Selbstbegegnung, deshalb beginnt Matusseks Reportage-Essay auch mit einer solchen im mitternächtlichen Prag. Anlass für seinen Essay ist eine neue Kafka-Erkundung des Schriftsteller-Philosophen Rüdiger Safranski. Besonders aktuell ist für Matussek Kafkas Roman «Der Prozess», der mit dem Satz beginnt: «Jemand musste Josef K. verleumdet haben, denn ohne dass er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet.» Da wir in Zeiten lebten, in denen staatliche Stellen zur Denunziation aufforderten und die Anklagen auf vagestmögliche Weise erhoben würden, so Matussek, «wird auch dieser Roman auf bitterste Weise aktuell bleiben». **Seite 59–66**
Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.
Chefredaktor: Roger Köppel. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Anzeigenleitung:** Gabriel Lotti. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.
Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo
Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigendienst@weltwoche.ch. **Druck:** AVD Goldach AG, Sulzstrasse 10-12, 9403 Goldach.
Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

SAGER | HALLE 2
STAND E25/E22

Gi
ar
di
na
LEBEN
IM
GARTEN
13.-17. MÄRZ
MESSE
ZÜRICH
24



fotolia.com © Sabine Klein



fotolia.com © Rico Büttner



pixabay.com © Sharon Ang



VIP-Spezialreise: «Dresden und die Semperoper» Klangzauber in Elbflorenz

Dresden, als «Elbflorenz» bekannt, lockt mit prächtigem Barock und reichen Kunstschatzen. Auf unserer 4-tägigen Musikreise entdecken wir die faszinierende Stadtgeschichte, erleben Mozarts «Die Zauberflöte» in der weltberühmten Semperoper und erkunden die Architekturperlen sowie das «weisse Gold» von Meissen.

Dresden, die Hauptstadt Sachsens, ist ein lebendiges Geschichtsbuch. Fürsten, Könige und Kaiser haben die Stadt geprägt, die wie kaum eine andere für den Wiederaufbau nach dem Krieg steht. Während dieser viertägigen Musikreise lassen wir uns von den kulturellen Glanzpunkten in ihren Bann ziehen.

Nachdem wir unser exklusives 4-Sterne-Superior-Hotel im Herzen der Altstadt bezogen haben, starten wir mit einem Rundgang durch den historischen Kern. Erstes Ziel ist die wunderschöne Innere Altstadt, die trotz Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg wieder in vollem Glanz erstrahlt. Von der Brühlschen Terrasse über die Frauenkirche, den Zwinger bis hin zum Residenzschloss – kein anderer Stadtteil beherbergt so viele historische Bauwerke. Den Tag lassen wir beim Abendessen in einem traditionellen Restaurant ausklingen.

Den zweiten Tag beginnen wir mit einem Besuch der Frauenkirche, eines Symbols für den eindrucksvollen Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg. Anschliessend begeben wir uns ins Neue Grüne Gewölbe im Residenz-

schloss, wo eine Sammlung kostbarer Exponate einen faszinierenden Einblick in die Kunstschatze der sächsischen Könige gewährt.

Als Höhepunkt erwartet uns am Abend die Aufführung von Mozarts «Die Zauberflöte» in der Semperoper. Wir geniessen das unsterbliche Meisterwerk unter der musikalischen Leitung von Gaetano d’Espinosa in der einzigartigen Atmosphäre dieses historischen Opernhauses.

Zusätzlich besteht die Möglichkeit für einen Ausflug nach Meissen, wo wir die liebevoll restaurierte historische Altstadt und die aufwendige Entstehung des berühmten Meissener Porzellans bewundern können.



fotolia.com © Kristina Rütten

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Dresden und die Semperoper»

Reisetermin:

8. bis 11. Juni 2024

Leistungen:

- Swiss-Direktflüge Zürich–Berlin und Dresden–Zürich inkl. Transfers
- 3 Übernachtungen mit Frühstücksbuffet im 4-Sterne-Superior-Hotel «Hyperion Dresden am Schloss»
- 1 Abendessen im Restaurant in der Altstadt (1. Tag)
- Ausflug «Innere Altstadt»
- Ausflug «Frauenkirche und das Neue Grüne Gewölbe im Residenzschloss»
- Mozarts «Die Zauberflöte» in der Semperoper (Platzgruppe 1)
- Qualifizierte Reiseleitung

Preis (pro Person im Doppelzimmer):

Mit Weltwoche-Abo:	Fr. 1580.–
Für Nichtabonnenten:	Fr. 1880.–
Einzelzimmerzuschlag:	Fr. 230.–
Ermässigung Eigenan-/abreise:	Fr. 250.–

Zusätzlich buchbar:

Ausflug «Porzellan und die Altstadt von Meissen», inkl. Besuch der Schauwerkstatt und Mittagssimbiss: Fr. 120.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Tel. 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

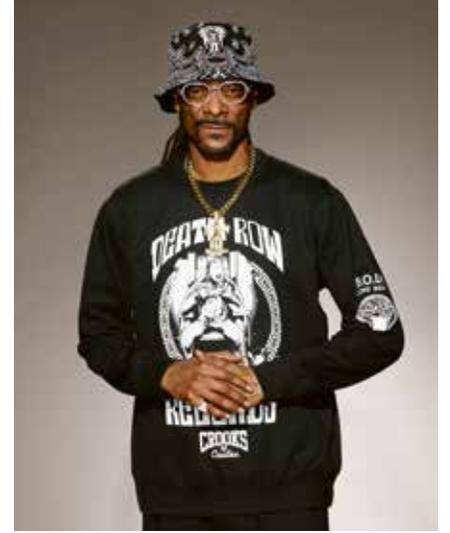
www.weltwoche.ch/platin-club



Der ums Leben schrieb: Kafka, S. 59



Schönheit ohne Grenzen: Karolina Shiino, S. 21



Trump ist Trumpf: Snoop Dogg, S. 26

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Klaus Schwab Optimismus ist Pflicht
- 9 Peter Rothenbühler Lieber Walter Frey
- 10 Bern Bundeshaus
Kann Jans die Karawane stoppen ?
- 12 Milosz Matuschek
Freiheit für Julian Assange
- 13 Justiz Prozess in einer anderen Galaxie
- 14 Wandelhalle
- 15 Weisheit des Herzens
- 16 Mörgeli Fabian Renz als Oberschwurbler
- 16 John J. Mearsheimer Beruf: Reporter
- 17 Peter Bodenmann
Frauen schiessen Süssli auf den Mond
- 18 Brüssels fünfte Kolonne
Konferenz der Kantonsregierungen
- 20 Michael von der Schulenburg
Ukraine-Frieden näher als gedacht
- 21 Frauen Karolina Shiino
- 22 «In Russland bedeutungslos»
Jacques Baud über Alexei Nawalny
- 24 Medien Lira und die Propaganda
- 25 Kurt W. Zimmermann
Mainstream und *Mainstreamli*
- 26 Snoop Dogg Ein Herz für Donald Trump
- 28 Peru Genderfluide Indianer
- 28 Plauderstündchen mit Hund und Katz
Künstliche Intelligenz macht's möglich
- 29 Berner Wirtschaftskriege
Schweiz im Sanktionsfieber
- 30 Jan van de Beek
Migration zerstört den Wohlfahrtsstaat

- 34 Avantgarde aus Gümligen
Tom Kummer über die Schreinerei Rö
- 36 Hillel Neuer über die UNRWA
«Das kaufe ich Lazzarini nicht ab»
- 37 Klima Reto Knuttis Skiferien ohne Schnee
- 38 Hans Rentsch
Friedensdividende für die Armee
- 39 Anabel Schunke
Undemokratische Umtriebe
- 40 «Man muss Scheibchen für Scheibchen
abschneiden» Swissair-Liquidator
Karl Wüthrich über den Fall seines Lebens
- 43 Brief aus ... Miami
- 44 Martin Renner
Der Mann, der die AfD erfand
- 46 Carl Baudenbacher
In der Bastelstube der Unterhändler
- 48 Nachruf Andreas Brehme (1960–2024)
- 48 8304 Seldwyla (ZH)
Wallisellen erzieht seine Bürger
- 49 Nicht ohne meine Tasse
Streit ums britische Nationalgetränk
- 50 P. J. Blumenthal
Showdown der Muslime
- 54 Ursula von der Leyen
Stählernes Röschen
- 55 Tamara Wernli
Zirkus der Hilfsorganisationen
- 56 Leserbrief
- 57 Nachruf Alexei Nawalny
- 58 Beat Gygi Christa Toblers EU-Bindung

AUTOREN: FRANZ KAFKA

- 59 Er ist die Axt für das gefrorene Meer
in uns Kafka trifft ins Herz

LITERATUR UND KUNST

- 67 Ikone der Woche
- 68 War Tolkien rechtsextrem?
Neue Briefe, neue Einsichten
- 70 Bücher der Woche
- 73 Die Bibel
- 74 Abgründiger Alltag
Jeff Wall, Meister der Fotokunst
- 76 Fernsehen
- 76 Theater «Fahrenheit 451 –
Ray Bradbury meets Radiohead»
- 77 Film «La passion de Dodin Bouffant»
- 78 Games «Fortnite»
- 79 Film «Leave the World Behind»
- 79 Jazz Sonny Clark
- 80 Unterwegs Hotel California

LEBEN HEUTE

- 82 Wunderbare Welt
- 82 Unten durch
- 83 Sex
- 84 Zeitzeichen
- 85 Häuser
- 85 Thiel Entnazifizierung
- 86 Bei den Leuten «Morgestraich» in Basel
- 88 Essen
- 88 Wein
- 89 Auto
- 89 Objekt der Woche
- 90 Das indiskrete Interview
Bettina Dieterle, Kabarettistin

Optimismus ist Pflicht

Der verlorene Zukunftsglaube als Krankheit westlicher Gesellschaften.

Klaus Schwab

Die Menschheitsgeschichte ist geprägt vom Streben nach einer besseren Zukunft. Dieser Fortschrittsglaube hat uns erlaubt, die Lebensqualität grosser Teile der Menschheit in den letzten Jahrzehnten zu verbessern. Die extreme Armut ist weltweit gesunken, die Lebenserwartung gestiegen, der Zugang zu Gesundheitsversorgung und Ausbildung wurde verbessert, um nur einige Beispiele zu nennen.

Dieses Narrativ einer besseren Zukunft war verankert in traditionellen Werten und brachte uns einen verantwortungsbewussten Zusammenhalt, sei es in der Familie oder im Gemeinwesen.

Gefühle der Entfremdung

In den vergangenen Jahren hat sich diese Aufbruchstimmung zunehmend verändert, und vor allem in unseren westlichen Gesellschaften hat sich ein allgemeiner Zukunftspessimismus eingenistet. Dafür gibt es mehrere Gründe. Mit dem Aufkommen globaler Herausforderungen wie dem Klimawandel, der Umweltzerstörung, sozialen Spannungen und kriegerischen Auseinandersetzungen ist eine neue Risikodimension in unserem Bewusstsein dazugekommen und hat das Vertrauen, durch individuelles Handeln etwas bewegen zu können, untergraben.

Dazu kommt der schnelle technologische Wandel, der viele desorientiert, weil es schwer ist, die Auswirkungen vor allem auf das persönliche Leben abzuschätzen. Die Covid-Pandemie hat diese Ängste verstärkt und neue Ängste geschaffen, insbesondere im Hinblick auf die Verletzlichkeit der persönlichen Gesundheit und Freiheit. Dazu kommt die Informationsflut mit ihrer Tendenz, das Weltbild noch pessimistischer erscheinen zu lassen.

Der britische Soziologe Anthony Giddens hat sich in seiner Arbeit eingehend mit der Entfremdung in der Moderne beschäftigt und beschrieben, wie in der heutigen Gesellschaft die allgegenwärtigen Risiken zu Gefühlen der Entfremdung und Unsicherheit führen und



zu einer Welt, in der Individuen auf sich selbst gestellt permanent nach Identität und Sinn suchen müssen.

Die Konsequenz aus dieser Orientierungslosigkeit und Zukunftsangst führt jedoch dazu, dass wir uns auf die Maximierung der eigenen und jetzigen Lebensqualität konzentrieren. Die dadurch bedingte Schwächung des Gemeinsinns reduziert die Bereitschaft zur Zusammenarbeit und untergräbt die Grundlage für gegenseitiges Vertrauen und das Vertrauen in unsere institutionellen Organe. Dies fördert wiederum populistische Bewegungen, die simplifizierte Lösungen für komplexe Probleme versprechen.

Um aus diesem Teufelskreis herauszufinden, braucht es vielfältige Anstrengungen. Zunächst müssen wir die Wurzeln dieser Zukunftsangst verstehen, die im Wesentlichen darin besteht, in der sich schnell entwickelnden Gesellschaft seinen Platz zu verlieren oder ungerecht behandelt zu werden. Darum besteht auch so viel

Wir müssen besser erkennen, dass wir die Möglichkeit haben, viele Probleme lösen zu können.

Abneigung gegen Eliten, weil diese in der öffentlichen Meinung in einer privilegierten, das heisst sorgenfreien Welt leben.

Nur eine Zukunft, die bessere Chancen für eine breite Mehrheit verspricht, bringt der wachsenden Bevölkerung, die sich in der jetzigen Wirtschaftssituation echte Sorgen um ihre Existenz machen muss, eine Perspektive. Was ist die Lösung? Konventionelle Politik wie Umverteilung wird das Problem nicht lösen, sondern eher verschärfen. Wohlstand für alle

kann nur mit höherer Produktivität, mit Innovationen und mit einer unternehmerischen Wirtschaft erzeugt werden, die auch den Übergang in ein neues technologisches Zeitalter voll nutzt. Wir müssen besser erkennen, dass wir mit den neuen Technologien die Möglichkeit haben, viele anstehende Probleme, zum Beispiel im Umweltbereich, zu lösen.

Potenzial für eine neue, kreative Epoche

Eine positive Vision für die Zukunft im Zeitalter der neuen Technologien könnte sich um die Idee einer vernetzten, intelligenten und nachhaltigen Gesellschaft drehen. Mit dieser Vision würde die Wirtschaft nicht nur qualitativ wachsen, sondern auch das Wohlbefinden der Menschen auf breiter Basis verbessern und eine umweltfreundliche Entwicklung fördern.

Das alles ist keine utopische Sicht. Die Erfindung der Buchdruckkunst brachte der Menschheit ein florierendes Zeitalter der Renaissance und Aufklärung. Die künstliche Intelligenz, mit den erforderlichen ethischen Rahmenbedingungen versehen, hat das Potenzial, eine neue, kreative Epoche der menschlichen Selbstverwirklichung einzuleiten.

Die Zukunft ist nicht vorbestimmt, sondern wird durch menschliches Denken und Handeln gestaltet. Der Philosoph Jürgen Habermas betonte, dass durch rationale Analyse und Diskussion ein Konsens über wichtige Themen der Gesellschaft erreicht werden kann. Dazu dienen auf globaler Ebene zum Beispiel die Diskussionen in Davos.

Was wir brauchen, ist nicht Pessimismus, oft verkleidet in Defaitismus und Zynismus, sondern wieder ein optimistischer Blick auf die Zukunft sowie vernünftige Auseinandersetzungen und gemeinschaftliche Anstrengungen, um den optimalen Weg zu finden und zu gehen. Nur dann ist eine Fortsetzung der Menschheitsgeschichte zu einer besseren Zukunft möglich.

Klaus Schwab ist Professor, Chairman und Gründer des Weltwirtschaftsforums.

Lieber Walter Frey

Die Anzeigen fallen auf: «100 Jahre Emil Frey AG». Vielfarbig strahlt die Werbung aus allen Gazetten, mit dem Bild eines Motorrads, auf welchem der gelernte Mechaniker Emil Frey Motorradrennen bestritten hat.

1924 hat Ihr Vater in Zürich seine erste Werkstatt eröffnet, sich den Ruf eines Fachmanns mit gewissenhaftem Service erworben und damit den Grundstein zu einer stolzen Firmengruppe gelegt, die heute in Europa eine führende Position einnimmt. Und trotzdem ein klassisches Familienunternehmen geblieben ist, mit einem echten Patron, der ein Gesicht hat, sich politisch engagiert und nach den Prinzipien des Gründers geschäftet: Emil wollte glückliche Mitarbeiter und zufriedene Kunden. Sie auch.

Mir sind Ihre grossen Zeitungsanzeigen aufgefallen, weil sie mich spontan an das Jahr 1979 erinnerten, als Sie am Autosalon im Zorn über die Berichterstattung des *Tages-Anzeigers* be-



Eine sehr willkommene Geste:
Autohändler Frey.

schlossen, dort künftig keine Werbung mehr zu buchen. Das *Magazin* der Zeitung hatte eine kritische Story über «die Autolobby» publiziert, die auch andere Autoimporteure auf die Palme brachte.

Zwanzig Jahre lang haben Sie den *Tagi* werbemässig links liegenlassen. Der Zeitung hat's ge-

schadet, dem Verkauf Ihrer Autos hingegen nicht. Sie waren der einzige Autoimporteur, der frank und frei zu diesem Boykott gestanden ist und erklärt hat, der *Tages-Anzeiger* sei «wegen seiner politischen Haltung für Autoinserate nicht geeignet».

In der Zwischenzeit haben Sie sich mit den Medien versöhnt. Zusammen mit Ihrer Frau Barbara setzen Sie sich auch diskret mit namhaften Spenden für viele Hilfsbedürftige ein.

Ihre Anzeigenkampagne zum Geburtstag der Firma sehe ich in diesem Zusammenhang: Wenn heute eine Branche Not leidet, dann die gedruckte Presse. Sie bestätigen damit, dass Sie an die Wirkung der gedruckten Anzeigen glauben.

Und dass für Sie Versöhnung nicht ein leeres Wort ist. Eine sehr willkommene Geste.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



Kann er die Karawane stoppen?

Der neue SP-Bundesrat Beat Jans legt einen sportlichen Einstieg hin. Keine zwei Monate im Amt, kündigt er Massnahmen gegen das Asylchaos an.

Der neue Justizminister Beat Jans hat sich am Dienstag im Bundesasylzentrum in Chiasso umgesehen. Vier Monate nach seiner Vorgängerin und Parteikollegin Elisabeth Baume-Schneider macht sich also ein weiterer Bundesrat in der Südschweiz ein Bild der Situation. Die Jurasierin hatte die Einrichtung des Staatssekretariates für Migration (SEM) in Chiasso am 6. November 2023 besucht, als die Wogen wegen des Flüchtlingschaos in der Südschweiz hochgingen. Dabei hat sie laut einem Sprecher des Justiz- und Polizeidepartements (EJPD) einen Folgebesuch für Anfang des nächsten Jahres versprochen. Der aktuelle Departementsvorsteher habe diesen Termin nun mit seinem Besuch am Dienstag wahrgenommen.

Vom ersten Moment an versucht sich Jans als Macher zu präsentieren, der etwas gegen die Probleme der Zuwanderung unternimmt.

Schon im Januar besuchte er eine Asyleinrichtung des Bundes in Basel. Nun kündigte er Blitzverfahren für die Asylsuchenden aus Maghreb-Staaten an. Kriminelle Migranten will er härter anpacken. Er plane zudem «mobile Anlagen» für Asylsuchende, um sich auf steigende Asylzahlen im Herbst vorzubereiten, berichtete kürzlich auch der *Sonntagsblick*.

Bloss Verschleierungstaktik?

Was für ein Kontrastprogramm zur Vorgängerin: Diese traute sich erst nach vier Monaten zu einer Tour ins Bundesasylzentrum von Boudry im Kanton Neuenburg. Baume-Schneider habe nach einem Jahr im Amt nicht gewusst, wo asylopolitisch gesehen oben und unten ist, tuscheln Mitglieder der staatspolitischen Kommission des Nationalrats (SPK). Jans kommt besser an. Er habe jedem Kommissionsmitglied persönlich die Hand geschüttelt, sofort das Du angeboten und versprochen, er werde das Gre-



Kriminelle Migranten härter anpacken: Justizminister Jans.

mium in die Entscheidungsfindung stärker einbeziehen.

Viele fragen sich nun, ob das bloss wieder Verschleierungstaktik ist. Die Migranten-Karawane löst sich nicht in Luft auf, nur weil Jans den Eindruck erweckt, er unternehme etwas. Statt

Jans präsentiert sich als Macher, der etwas gegen die Probleme der Zuwanderung unternimmt.

Millionen für Asylcontainer auszugeben, solle er endlich die Grenzen sichern, damit nicht weiterhin Jahr für Jahr Hunderttausende illegal ins Land strömten, poltert SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi. Andere fordern den Kopf von SEM-Staatssekretärin Christine Schraner Burgener. Wenn es der neue Justizminister tatsächlich ernst meine, müsse er sich von ihr trennen, erieferte sich ein Mitte-Politiker im trauten Kreis.

Die frühere TopdiplomatIn des Bundes leitet seit Januar 2022 die nationale Migrationsbehörde. Seit her ist die Zahl der Asylgesuche steil nach oben geschossen – von knapp 15 000 im Jahr 2021 auf über 30 000 im letzten Jahr. 2024 werden sogar noch mehr Flüchtlinge erwartet. Der grosse Zustrom sprengt längst die Aufnahmekapazität der Schweiz, zumal auch noch zwischen 65 000 und 75 000 Kriegsflüchtlinge aus der Ukraine hier Obdach suchen.

Bern will noch mehr

Bundesbern hatte den Behörden in Chiasso für das dortige Asylzentrum eine Obergrenze von 350 Personen zugesichert, stattdessen wurden 600 untergebracht. Die Einrichtung in Boudry war auf 480 Plätze ausgerichtet, das SEM platziert hier fast doppelt so viele. Schlimmer noch: Die Regionen um die Bundesasylzentren gelten als

Hotspots von Kriminellen. Die Polizei in Chiasso musste beispielsweise im vergangenen Jahr über 580 Mal deswegen intervenieren.

Wie ideologisch verblendet muss man sein, um vor diesem Hintergrund noch mehr Migranten ins Land zu locken? Die rot-grüne Stadtberner Regierung hat sich vor einigen Tagen zum «sicheren Hafen» erklärt. Damit bekräftigt sie ihre Bereitschaft, aus Seenot gerettete Menschen direkt aufzunehmen und unterzubringen. «Der Gemeinderat ist betroffen über die grosse Not und die unhaltbaren Zustände in Flüchtlingszentren im Mittelmeerraum, über die hohe Anzahl an Menschen, die bei der Überquerung des Mittelmeers jedes Jahr ihr Leben verlieren – aber auch über eine europäische Flüchtlingspolitik der Abschreckung, der Abschottung und des Wegschauens», sagte die dafür zuständige grüne Gemeinderätin Franziska Teuscher. Aufkommen dafür soll natürlich der Bund – sprich: wir alle mit unseren Steuern.

Freiheit für Julian Assange

Wer die Macht herausfordert, bekommt in allen Systemen Probleme – auch in der Demokratie. Der Fall des australischen Journalisten offenbart die Doppelmoral des Westens.

Milosz Matuschek

Was gibt's Neues bei Assange? Diese Frage bekam ich in den letzten Jahren häufig gestellt. Häufig von Journalisten. Immer wieder habe ich über das Schicksal des Wikileaks-Gründers berichtet, der für die Veröffentlichung von Kriegsverbrechen der USA und zahlreiche wahrheitsgetreue Enthüllungen, die den Mächtigen gefährlich wurden, seit nunmehr fast fünf Jahren im Hochsicherheitsgefängnis Belmarsh sitzt und auf seine Auslieferung in die USA wartet.

«Nichts Neues», ist keine gute Antwort, wenn man andere Journalisten dazu animieren will, ebenfalls zu berichten (oder mal zu recherchieren). Denn Journalismus liebt Ereignisse, also Neuigkeiten. Und hasst Zustände. Denn Zustände sind bekannt, also langweilig. Doch dieser Zustand ist ein Dauerskandal, und er wird nicht kleiner, sondern immer grösser, je länger er andauert. Der Fall Assange ist ein stetig anschwellender Dauerskandalballon. Mal wieder steht es für Assange Spitz auf Knopf: ein neuer Verfahrenstermin, immer neues Hoffen, neues Bangen. Dabei gibt es nur eine richtige Entscheidung: Assange freizulassen.

Blinde Flecken

Wenn ich an das Schicksal des Wikileaks-Gründers denke, kommt mir ein Zitat des polnischen Aphoristikers Stanislaw Jerzy Lec in den Sinn: «Diejenigen, die ihrer Zeit voraus waren, mussten auf diese oft an sehr unangenehmen Orten warten.» Assange hat – wie kein anderer – den blinden Fleck des «Wertewestens» offengelegt: Es gibt sie eben doch, die Dissidenten in der «freien Welt», also dort, wo es per definitionem keine Dissidenten geben kann, denn jeder ist hier doch frei, seine Ansichten im Rahmen der Gesetze zu äussern. Diese Illusion hat Assange zerstört. Die USA und Grossbritannien zeigen ihre hässliche Fratze, indem sie Assange mehr oder weniger auf Raten zu Tode quälen. Kein medialer Aufschrei, keine Demonstration, kein Solidaritätskonzert, kein Eingreifen eines Unofolterbeauftragten hat daran je etwas geändert. Das Schicksal Assanges wurde zum Gradmesser, zur Fieberkurve des Werteverfalls des Westens.



Lichtstrahl der Transparenz: Wandzeichnung in London.

Am Schicksal des bekanntesten Häftlings des Westens lässt sich das Schicksal von uns allen ablesen. «Freiheit ist unteilbar», sagte einst John F. Kennedy in seiner Berliner Rede. Wenn nur einer verklagt ist, sind es alle. Man muss ergänzen: in unterschiedlichem Masse, sicherlich. Aber eben doch. Denn wenn das Recht im Fall Assange keine Rolle zu spielen scheint, wer will dann darauf vertrauen, dass es für ihn selbst gilt? Der Wertewesten hat sich selbst aus den Angeln gehoben, die Alte Welt ist aus den Fugen. Die Zeichen des Niedergangs sind für alle unverkennbar.

Es gibt keine Demokratie ohne Transparenz und letztlich ohne Rechenschaftspflicht der gewählten Repräsentanten gegenüber dem Volk, dem Souverän. Wie soll jemand in der Demokratie Entscheidungen treffen, wenn ihm wesentliche Informationen vorenthalten bleiben? Das Wirken von Assange zielte genau auf diesen Punkt. Erst durch maximale Transparenz lassen sich Korruption und nachteiliges Wirken zu Lasten des Bürgers verhindern. Kriege beginnen mit Lügen. Frieden kann es nur dort geben, wo die Wahrheit noch etwas zählt.

Assange hat die Kriterien offengelegt, nach denen Demokratien gegen Regimekritiker vorgehen. Es scheint eine einfache Regel zu geben:

Wer sich in seinem Wirken auf der vertikalen Ebene bewegt, also die Beziehung oben versus unten, Eliten gegen Volk, kritisch thematisiert, kommt auf die Abschussliste. Der Schuss erfolgt

Wer die Beziehung oben versus unten kritisch thematisiert, kommt auf die Abschussliste.

aber nicht sofort, sondern erst, wenn man mit der Kritik die kritische Masse erreicht. Wer die Zentren der Macht gefährdet, und zwar ab einer gewissen Wahrnehmungsschwelle, der lebt in allen politischen Systemen gefährlich, egal, ob in Diktaturen oder Demokratien.

Die Machtzentren wehren sich immer mit dem gleichen Muster der willkürlichen Gewalt, Zersetzung und Solidaritätsentziehung. Die CIA plante sogar, Assange zu ermorden. Für die kleineren Fische tut es das bewährte Zersetzungsprogramm: Wer auf der vertikalen Ebene zu kritisch unterwegs ist, wird auf der horizontalen Ebene, dem Links-rechts-Schema, in seine Einzelteile zerlegt. Die Bauernproteste in Deutschland wurden sofort auf einen Kampf gegen rechts umgeframet. *Astrourfing* oder «Kunstrasenbewegung» nennt man die Entstehung staatlich

gewollter Pseudo-Protestbewegungen. Die Empörung wird umkanalisiert, weg von den Zentren der Macht, hin zum Gegner. Gerade läuft in Deutschland eine mediale Kampagne gegen den reichweitenstarken Podcast «Hoss & Hopf», in welchem zwei freiheitsliebende Unternehmer mit grossem Erfolg die Weltlage kommentieren. Merke: Mit dem Erfolg kommt das Etikett «rechts» fast automatisch. Auch bei Assange hat man versucht, verschiedene Sudel-Etiketten aufzukleben, um die Solidarität mit dem Wikileaks-Gründer zu brechen: Antisemit, Putin-Freund, Spion, Vergewaltiger.

Das wahre Gesicht

Dieses durchschaubare Spiel der Etikettierung und Solidaritätsablenkung wird umso abstruser, wenn man sieht, wem der Wertewesten und seine Protagonisten ungeteilte Solidarität bis hin zur Nibelungentreue zukommen lässt: der ukrainischen Militärführung, die mit Nazisymbolik auftritt; einem Alexei Nawalny, der seine rassistische und rechtsradikale Gesinnung offen zur Schau trug, Hauptsache, es ging gegen Putin (der Tod des amerikanischen Journalisten Gonzalo Lira in einem ukrainischen Gefängnis interessierte im Westen niemanden). Einem Benjamin Netanjahu, dessen rechtsextreme Regierung laut Beschluss des Internationalen Gerichtshofs (IGH) dabei ist, einen Völkermord in Gaza zu begehen. Manche nennen all das Heuchelei oder Doppelmoral. Tatsächlich ist es viel mehr: Es ist die Offenbarung des wahren Gesichts des Westens durch die öffentliche Aufgabe seiner Masstäbe. Es ist eine Kapitulation des Rechts vor der Macht. Ein Wertewesten, der in gänzlicher Werteverwirrung agiert, wird von niemandem mehr ernst genommen. Für diese Form der Legitimationsabotage braucht es noch nicht mal Gegner. Wer will, findet diese Ungereimtheiten an jeder Ecke, sie quellen dem System förmlich oben aus dem Kragen heraus: Wer den Klimawandel durch pupsende Kühe verhindern will, aber zugleich moralisch treffsicher glaubt, die Kriegsmaschinerie hochfahren zu können, hat jedes Misstrauen verdient.

Assange ist ein Aufdecker und radikaler Wahrheitsfreund. Und damit einer von denen, welche die Demokratie am Leben erhalten, während das Leben aus ihm entweicht. Assange wusste: Man kann als Journalist Schlimmeres verhindern, wenn man den Lichtstrahl der Transparenz auf den dunkelsten Fleck richtet. Er selbst tat es immer wieder. Die Welt, die ihm in Sachen Aufklärungsarbeit mehr zu verdanken hat als jedem anderen Journalisten, kann ihm gerade genau dadurch die grösste Ehre erweisen: indem sie das grelle Licht der Öffentlichkeit auf seinen Fall richtet.

Milosz Matuschek ist Jurist und Herausgeber von www.freischwebende-intelligenz.org. Zuletzt veröffentlichte er die Kolumnensammlung «Stromaufwärts zur Quelle» (BoD, 2023).

JUSTIZ

Prozess in einer anderen Galaxie

Hunderte haben sich vor dem Royal High Court versammelt. Mit Pins am Revers, gelben Bändern, Plakaten. «Tag X» steht auf manchen, «Free Julian Assange» auf den meisten. In drei Stunden beginnt hier der Prozess von Julian Assange, der mit seinen Enthüllungen auf der Plattform Wikileaks berühmt wurde. Viele, mit denen wir uns unterhalten, sprechen vom «entscheidenden Prozess». Assange wird Spionage vorgeworfen, weil er, als Journalist, westliche Kriegsverbrechen publik machte, Folterpraktiken und andere Gräueltaten. Stets im Fokus: die USA, wohin er ausgeliefert werden könnte. Vierzehn Jahre nachdem Assange das toxische Material veröffentlicht hat. Seit 2019 sitzt er in einem Londoner Gefängnis für Schwereverbrecher, dort werde er behandelt «wie ein Terrorist», heisst es aus seiner Entourage um Gattin Stella.

Über diesen Umstand empört sich auch der Satiriker und EU-Abgeordnete Martin Sonneborn, wie er im Gespräch mit der *Weltwoche* deutlich macht. Die EU setze sich schliesslich für «Pressefreiheit und Menschenrechte» ein. Heute sei er aber «wahrscheinlich der einzige EU-Vertreter hier». Tatsächlich sind nur wenige Politiker zugegen, etwa die deutsche Bundestagsabgeordnete Sevim Dagdelen vom Bündnis Sahra Wagenknecht oder Jeremy Corbyn, der ehemalige Führer der britischen Labour-Partei. Von einer kleinen Bühne aus sprechen sie über das Fahnenmeer.

«Verfahren zerreisst die Familie»

Der Platz ist mittlerweile rappellvoll, es gibt kaum ein Durchkommen. Nicht nur Aktivisten machen Lärm, auch die vorbeifahrenden Autolenker und Buschauffeure. Aussenpolitikerin Dagdelen spricht von einem Präzedenzfall, den das Urteil für investigative Journalisten weltweit schaffen würde. Im negativen Sinn, wohlgemerkt. Es sei ein Grundpfeiler der Demokratie in Gefahr. Auffällig ist, dass sich vorwiegend ältere Menschen versammelt haben. Der Protest ist vielfältig, viele sehen sich als Friedensaktivisten, denen die derzeitige Gut-Böse-Unterteilung missfällt. Die westlichen Medien berichteten ausgiebig über den Tod des russischen Oppositionellen Alexei Nawalny, während Julian Assange nur eine Randnotiz wert sei. Wir sprechen mit Claudia, die aus Mainz angereist ist. Sie ärgert sich über die deutschen Minister



«Wie ein Terrorist»: Assange-Gattin Stella.

Annalena Baerbock und Robert Habeck, die als grüne Oppositionspolitiker publikumswirksam nach Gerechtigkeit für Assange riefen und nun als Minister schweigen würden, um die amerikanische Regierung nicht zu verärgern. Sie, Claudia, wünsche sich, «dass Julian rauslaufen und seine Kinder in den Arm nehmen kann».

Dazu wird es nicht kommen: Der 52-Jährige kann am Prozess aus gesundheitlichen Gründen nicht teilnehmen. Halbbruder Gabriel Shipton ist im *Weltwoche*-Gespräch sichtlich besorgt über den mentalen, aber auch physischen Zustand seines Bruders. Es gehe Julian gar nicht gut, sagt er, das Verfahren «zerreisst die Familie». Auch Assanges Frau Stella ist vor Ort, sie geht vor ins ehrwürdige Gebäude mitten in London. Die Szene ist chaotisch. Aktivisten schreien, Autos hupen, die Ordner wissen nicht recht, wem sie Einlass gewähren sollen und wem nicht. In den Prozesssaal kommen nur wenige, die Sitzzahl ist auf sechzig begrenzt, es sei der mit Abstand kleinste Saal im High Court, so ein Gerücht.

Vorbei an strengen Sicherheitskontrollen werden Medienvertreter in den «Court 3» verwiesen, einen Übertragungsraum, der auch als Kulisse für einen «Harry Potter»-Film dienen könnte. Das Ganze wirkt improvisiert, der Bedeutung des Verfahrens nicht angemessen, als würde eine Scheidung verhandelt. Vorne zwei Bildschirme, wie sie in einer normalen Wohnung stehen können. Personen sind nicht zu erkennen. Der Ton ist katastrophal, unverständlich. Umgebungsgeräusche, Widerhall, Klicken, sekundenlange Leerpausen – als wäre es eine Übertragung aus einer anderen Galaxie, nicht aus dem Nebenraum.

Das Verfahren, bei dem es um die Pressefreiheit geht, kann von der Presse nicht richtig verfolgt werden.

Roman Zeller, London



Schönfärberei: Schraner Burgener.



Verbrannte Erde: Baume-Schneider.



Mantel des Schweigens: Binder-Keller.

WANDELHALLE / MARCEL ODERMATT

Jans, Washington, Schraner Burgener, Baume-Schneider, Mr. X der Mitte, Binder-Keller

Es ist die Zeit der PR-Offensiven. Ob beim Ringen über die Deutungshoheit beim Rahmenabkommen 2.0, beim Abstimmungskampf über die 13. AHV-Rente oder bei der grossen Wirrnis um das Finanzloch bei der Armee: Überall versuchen Kommunikationsspezialisten, die Oberhand zu gewinnen und die Geschehnisse in ihrem Sinne darzustellen.

Seit einigen Wochen tummelt sich ein frischer Akteur auf dem Feld – Neo-Bundesrat und Justizminister **Beat Jans**. Der Sozialdemokrat hat sich den früheren SRF-Radiomoderator **Oliver Washington** ins Team geholt. Der ehemalige EU-Korrespondent soll die Aktivitäten des Genossen ins richtige Licht rücken.

Das tönt dann nach der Geiselnahme eines iranischen Asylbewerbers in der Westschweiz so: «Die Bevölkerung hat ein Recht auf Sicherheit.» Gleichzeitig lässt er durchsickern, er habe sogar seine Skiferien – nach gut einem Monat im Amt – abgebrochen. Gleichzeitig teilt die Staatssekretärin für Migration (SEM), **Christine Schraner Burgener**, mit, die Schweiz sei eines der «vollzugsstärksten Länder Europas». Im vergangenen Jahr hätten 5742 weggewiesene Personen die Schweiz freiwillig oder zwangsweise verlassen, ein Fünftel mehr als 2022, lautet die Aussage der Bundesverwaltung.

Willfährig übernehmen die Medien die Botschaft der Spindoktoren. Im Asylbereich laufe alles nach Plan; wer kein Recht habe, in der Schweiz zu bleiben, verlasse das Land wieder,

wird dem Publikum weisgemacht. Knapp 48 Stunden später folgt dann die nächste Information des SEM. Und die legt die Propaganda-Strategie von Jans und Co. offen: Im vergangenen Jahr wurden in der Schweiz 30 223 Asylgesuche gestellt, das sind 5712 oder 23,3 Prozent mehr als 2022. Dass angesichts dieser Zunahme auch die Zahl der Rückführungen steigt, ist deshalb nicht erstaunlich und hat wenig mit einer strikten Asylpolitik zu tun.

Interessanterweise scheint die Schönfärberei von Jans und seinen Beamten im Bundeshaus alle kaltzulassen. Die Einzige, die auf den PR-Stunt des SEM reagiert, ist die SVP. «Bundesrätin **Elisabeth Baume-Schneider** (SP) hat nichts gegen dieses Asylchaos unternommen. Die SVP Schweiz fordert ihren Nachfolger Justizminister **Beat Jans** (SP) und die anderen Parteien auf, dieses Asylchaos sofort zu stoppen», schreibt die Gruppierung, was angesichts der realen Machtverhältnisse in Bern etwas nach Verzweiflung tönt.

Apropos SVP: In den letzten Jahren wurden immer wieder Fälle publik, bei denen sich ein Mitglied der Volkspartei mutmasslich strafbar machte. Ein heutiger Nationalrat aus dem Kanton Bern wurde ertappt, wie er mit zu viel Promille im Blut Auto fuhr. Oder ein anderer Lokalpolitiker musste sich wegen versuchter Erpressung und mehrfacher Veruntreuung vor dem Bezirksgericht Baden verantworten. Im vergangenen Jahr erschienen unzählige Beiträge über einen Schwyzer Kantonsrat, der

eine Prostituierte misshandelt haben soll. Die Liste liesse sich beliebig fortsetzen. Die Konstante bei diesen Angelegenheiten: Es war auf wundersame Art und Weise immer sofort bekannt, wie der Volksvertreter hiess und dass er bei der SVP mitmacht.

Bei der Mitte-Partei gelten andere Massstäbe. Einem Mitglied der ehemaligen CVP wird vorgeworfen, 35 Mädchen und Frauen belästigt zu haben. Der beschuldigte Exhibitionist – ein ehemaliger Nationalratskandidat und Grossrat aus dem Aargau – soll sich vor diesen Personen entblösst und in einigen Fällen vor ihnen masturbiert haben. Obwohl alle wissen, wie der Mitte-Politiker mit Namen heisst, wird der Mann geschont. Die Personalien des **Mr. X** der Mitte bleiben unerwähnt.

Was weiter auffällt, ist der vergleichsweise schonende Umgang mit seiner Partei. Bei der SVP wird ein Zusammenhang des fehlbaren Exponenten mit der Politik seiner Gruppierung konstruiert und gleich noch die Leitung der Truppe in die Verantwortung genommen. Es heisst dann etwa: Die SVP wolle kriminelle Ausländer ausschaffen. Dabei hätte sie in ihren eigenen Reihen genug aufzuräumen.

Im vorliegenden Fall klingt das anders. Hier bleibt kein Staubkorn an der Mitte hängen. «Wenn wir so was gewusst hätten, wäre er schon lange nicht mehr in der Partei», darf **Marianne Binder-Keller**, Präsidentin der Mitte Aargau und Ständerätin, öffentlich beteuern. Sie und ihre Leute seien «erschüttert».

Aus dem Leben von Herrn Bühlmann

Ich möchte einmal etwas aufklären.



Bücher, Bierflaschen, Fotos aus besseren Zeiten.

Für einmal keine Introspektion eines unrettbaren, stets von mildem Welt-schmerz getragenen Romantikers, dessen leise Verzweiflung immer wieder darin liegt, dass die Welt nur ganz selten so ist, wie er sie träumt.

Diese Woche etwas aus dem wirklichen Leben, jenem von Herrn Bühlmann.

Ich kenne Herrn Bühlmann nicht persönlich, doch er muss ein Kämpfer sein, ein kleiner Held von nebenan mit Gerechtigkeitsempfinden und jener verschwindenden Tugend der Zivilcourage. Mag sein, dass ihn einige für einen Nörgler halten, einen jener nicht so seltenen Vertreter unseres Landes, die stets beleidigt rumsitzen und sich über alles aufregen, was nicht so ist, wie sie es für richtig halten. Natürlich ist der Grat schmal zwischen moralischer Entrüstung und Nörgelei, aber ich glaube, Herr Bühlmann ist mehr Moralist denn Nörgler.

Er wohnt in Neuendorf im Kanton Aargau, seit über zwanzig Jahren in der Hardstrasse in einem Doppelwohnblock, 72 Wohnungen auf zwölf Stockwerken. Das kann man alles in der Zeitung lesen. Vor ziemlich genau einem Jahr platzte Herr Bühlmann ob der heruntergewirtschafteten Liegenschaft, wieder einmal, der Kragen, da waren Schimmel, Atemprobleme, Durchfall, undichte Fenster, kein warmes Wasser, kaputte Lifte: «Die Situation war noch nie gut. Jetzt ist es besonders schlimm», sagte Herr Bühlmann und führte damals Reporter durch die von der Ertragswirtschaft gebeutelte Immobilie.

Herr Bühlmann ist Mitte sechzig, hat die Mode hinter sich gelassen, trägt weite Pullover in seltsamen Farben, sehr bequeme Hosen, einen Bauch vor sich her und einen Bart. Die Augen müde, das Haar auch. Am rechten Handgelenk baumelt eine Silberkette, am linken eine grosse Uhr. Herr Baumann ist Rentner, auf dem Portal «Rent a Rentner.com» kann man ihn für 28 Franken die Stunde mieten für «Bring-/Abholservice-Sachen», wie er schreibt, er macht auch «Oldtimer-Ausfahrten». «Gelernte Ausbildung: Schriftsetzer. Getätigte Berufe: Chauffeur.»

Ich weiss nicht, ob sein Aufbegehren gegen die Gier einer Immobilienfirma erfolgreich war. Man hörte lange nichts mehr von Herrn Bühlmann. Da und dort einen publizierten Leserbrief über all das, was seiner Meinung nach falsch läuft im helvetischen Getriebe, in der Asylpolitik, mit der Gerechtigkeit und der Moral und der Ethik. Vielleicht schreibt er, dem man das Alleinsein doch ansieht, jeden Tag einen Leserbrief, der dann einfach nicht veröffentlicht wird. Mag sein.

Un längst liess er wieder etwas Gedrucktes von sich hören. Sass offenbar in seiner Wohnung, die vermutlich frei ist von Schimmel jetzt, und regte sich auf über den Staat und über jenen Teil seiner Bürger, die, wie er findet, auf den Alten rumhacken. Herr Bühlmann setzte sich hin in seiner Wohnung, in der, so stelle ich es mir vor, ein ausladendes Sofa mit tiefen

Sitzdellen vor einem grossen Fernseher steht, vielleicht liegt eine Tagesdecke drauf. Da sind ein paar Bücher, ein paar Bierflaschen, ein paar Fotos aus besseren Zeiten.

Er setzte sich unlängst also hin und schrieb einen Leserbrief, der im Grunde alles sagt zur aktuellen Diskussion über die AHV und vor allem über die Stellung jener Alten, die geschuftet haben, ohne wohlhabend zu werden.

«Ich möchte einmal etwas aufklären», so fängt Herr Bühlmann an. «Ich bin Rentner, musste wegen Unfall/Krankheit in Frührente. Zudem geschieden. Macht nach 48 Beitrittsjahren eine Rente von 1750 Franken. Einbezahlt haben ich und mein Arbeitgeber im Durchschnitt pro Monat über die Jahre 600 Franken. Im Jahr also 7200 Franken, in 48 Jahren 345 600 Franken. Rechne ich jetzt aus, habe ich für die nächsten zwanzig Jahre meine Rente selbst bezahlt. Da ich aber nicht mehr zwanzig Jahre lebe, erbt der Staat. Meine Eltern und mein Bruder starben mit ca. sechzig Jahren, also vor dem Rentenalter. Also auch Geld, das der Staat erbt. Wenn ich dann mit meinen Steuern noch die Skilifte und Bananen der Politiker bezahlen muss, so ist die Grenze erreicht. Ich kann nicht in die Berge, zahle aber den Fahrschein der Bundesräte. Also hört endlich auf, auf den Alten rumzuhacken, denn ohne sie könnte die letzte Generation nicht so gut leben, ohne zu arbeiten. Deshalb steht dem Rentner eine anständige, zum Leben reichende Rente zu.»

So also, denke ich, ist das wirkliche Leben.

MÖRGELI

Fabian Renz als Oberschwurbler

Wer sich für unmögliche Zeitungskommentare interessiert, wird bei Fabian Renz zuverlässig fündig. Der Chef der Sparte Analysen beim *Tages-Anzeiger* befasste sich letzte Woche mit Ueli Maurer – unter dem Titel: «Der Alt-Bundesrat der Corona-Skeptiker». Die Analyse des Chefanalysten lautet: «Ans <Volk> wendet sich Maurer kaum je, den von ihm herzlich verachteten <Mainstreammedien> gibt er nur selten noch Interviews.»

Dabei hat sich Ueli Maurer ein paar Tage zuvor mit einem grossen Interview in der *Sonntagszeitung* ans Volk gewandt. Mit Porträt, Titelgeschichte, drei Seiten Fragen und Antworten sowie Aufmacher im Wirtschaftsteil. Die *Sonntagszeitung* gehört wie der *Tages-Anzeiger* zum Tamedia-Konzern. Die Produkte von Tamedia kann man punkto «Mainstreammedien» überhaupt nicht toppen.

Ist auf diesem Hintergrund der Kommentar von Fabian Renz schon Fälschung? Oder immer noch Dummheit? Jedenfalls scheint ein solch uninformativer Journalist wenig geeignet, alt Bundesrat Ueli Maurer ein Entschwinden «in Parallelwelten» vorzuwerfen. In Parallelwelten lebt höchstens Renz mit seiner gestörten Wahrnehmung. Offensichtlich zählt er die Tamedia-Redaktionen zu Maurers «exklusivem Kreis der Gleichgesinnten», mit denen dieser angeblich nur noch spreche. Ein «Fremdeln mit der Mehrheitsgesellschaft» kann dem früheren SVP-Magistraten nur unterstellen, wer wie Renz Tamedia und damit den eigenen Arbeitgeber aus der Mehrheitsgesellschaft aussondert.

Wer mit den naheliegendsten Fakten schwurbelt, sollte andere nicht in die Schwurbler-Ecke stellen. Zum Glück hatten auch die Massnahmen-Skeptiker während der Covid-Pandemie einen Vertreter im Bundesrat. Gott sei Dank hat wenigstens Ueli Maurer bei den allzu weitgehenden Vorschriften Gegensteuer gegeben – im Interesse all jener Geschädigten, die ihr Brot noch immer in der freien Wirtschaft verdienen. Er hat verhindert, dass noch mehr Geld zum Fenster hinausgeschmissen wurde. Und Ueli Maurer gehörte erst noch nicht zu jenen Bundesräten, auf deren Indiskretion sich die Journalisten verlassen konnten.

Christoph Mörgeli

Beruf: Reporter

Julian Assange ist Investigativjournalist. Er darf nicht für die Ausübung seiner ehrbaren Tätigkeit verfolgt werden.

John J. Mearsheimer

Im Assange-Prozess geht es um eine Vielzahl von Verschlussachen, die Chelsea Manning, eine Regierungsangestellte, Julian Assange zugespielt hat, einem Journalisten, der Wikileaks betrieb, eine berühmte Website, auf der geheime und private Dokumente veröffentlicht werden, die nicht das Licht der Welt erblicken sollten. Manning wurde erwischt und bestraft, weil sie eine Regierungsangestellte war und gegen das Gesetz versties, indem sie Assange geheimes Material zuspielte.

Assange ist jedoch Journalist und hat nicht gegen das Gesetz verstossen, da es für Journalisten üblich ist, Verschlussachen zu veröffentlichen, die ihnen von Regierungsinsidern zugespielt werden. Würden Journalisten in den USA für die Veröffentlichung von Verschlussachen ins Gefängnis kommen, wären die Gefängnisse mit vielen der berühmtesten amerikanischen Reporter von Zeitungen wie der *New York Times*, der *Washington Post* und dem *Wall Street Journal* gefüllt.

Gut und wichtig

In den USA hat sich im Laufe der Zeit eine reiche Tradition herausgebildet, bei der Insider Informationen über geheime politische Massnahmen an Journalisten weitergeben, die diese Informationen veröffentlichen, damit die Öffentlichkeit sie bewerten und sich gegen eine fehlgeleitete Politik zur Wehr setzen kann. Der bekannteste Fall, der dieses Phänomen veranschaulicht, betrifft die berühmten Pentagon Papers über den Vietnamkrieg.

Es ist in Ordnung, wenn Regierungen gegen undichte Stellen vorgehen, aber es ist nicht akzeptabel, wenn Regierungen gegen Journalisten vorgehen. In der Tat würde dies die Pressefreiheit direkt untergraben, die für die Überwachung von Regierungen und deren Rechenschaftspflicht, wenn sie eine fehlgeleitete Politik verfolgen, unerlässlich ist.

Tatsächlich ist einer der Hauptgründe, warum die US-Regierung so entschlossen ist, Assange hinter Gitter zu bringen, der, dass er den politischen Entscheidungsträgern der USA in die Parade fährt. Meiner Meinung nach ist das gut

und wichtig, damit eine liberale Demokratie wie die USA so effizient und klug wie möglich arbeiten kann.

Es ist wichtig zu betonen, dass niemand wegen der von Assange veröffentlichten Dokumente verletzt wurde. Niemandes Leben wurde durch das, was er auf Wikileaks veröffentlicht hat, in Gefahr gebracht, und mit Sicherheit wurde niemand getötet. Die fehlgeleiteten Handlungen vieler US-Politiker wurden durch die Arbeit von Assange aufgedeckt, aber das ist meiner Meinung nach nur gut so.

Assange hat ausserdem bereits einen hohen Preis für seine Taten gezahlt. Er war jahrelang im Gefängnis. Eine Überstellung in die USA, wo er wahrscheinlich zu einer langen Haftstrafe verurteilt wird, wäre eine grausame und unangemessene Strafe.

John J. Mearsheimer ist Professor für Politikwissenschaften an der Universität Chicago.

liebe ist...



... zu wissen, dass immer
was Leckeres im Kühl-
schrank zu finden ist!

Frauen schiessen Süssli auf den Mond

Nato-Süssli hat mit seinem Armee-Alarm recht. Ausser die Schweiz erfindet sich militärisch neu.



Der bedauernde Monsieur Süssli läutete alle Alarmglocken.

Alarmglocke 1 — Die Patrouille Suisse wird wegen Geldmangel eingemottet. Es gibt keine Flugshows mehr, weil die Armee sparen muss.

Alarmglocke 2 — Die Armee kann die Rechnungen für bereits bestellte Rüstungsvorhaben nicht fristgerecht bezahlen. Sie muss bei den Gläubigern um Zahlungsaufschub bitten.

Alarmglocke 3 — Die Armee brauche deshalb subito mehr Geld. Sonst könne er die Verantwortung nicht länger tragen. So, so.

Die Frauen im Bundeshaus machten aus dem Panik-Süssli innert fünf Tagen Gurkensalat.

Für die Freisinnige Karin Keller-Sutter gibt es nicht noch mehr Geld für die Armee. Dies, falls ihre Bürgerlichen die Steuern nicht erhöhen wollen. Sie habe noch keine Vorschläge erhalten, auch nicht von der eigenen Partei. Thierry Burkart steht da wie ein begossener Pudel.

Für die Präsidentin der Finanzkommission, SP-Frau Sarah Wyss, gibt es bei der Armee kein Finanzloch. Logo, denn andernfalls hätte ihre Kommission ja kläglich versagt. Trotzdem waren die Medien angesichts dieser Aussage bass erstaunt. Naivität hat kurze Zündschnüre.

Und Viola Amherd setzte letzte Woche noch einen drauf. Am Freitag und Samstag übte die Patrouille Suisse über ihrer Heimatstadt Brig-Glis immer wieder den teuren Geier-Sturzflug. Um zu beweisen, dass Monsieur Süssli definitiv Vögel hat. Und nächstens die Patrouille Suisse wieder für alle fliegen wird.

Süssli hat inhaltlich recht. Die Kosten unserer faktischen Nato-Armee sind längst aus dem Ruder gelaufen. Alternative Konzepte einer rein defensiven Guerilla-Armee gibt es offenbar nicht einmal in den Schubladen des

Er wird eher früher denn später sein Béret nehmen müssen. Der Mohr hat seinen Dienst getan.

Bundeshauses Ost. Obwohl die Rebellen weltweit mit diesem Ansatz beachtliche Erfolge feiern.

Fazit: Süssli steht auf der Abschussliste der regierenden Powerfrauen im Bundeshaus. Er wird eher früher denn später sein Béret nehmen müssen. Der Mohr hat seinen Dienst getan.

Derweil wird sich die finanzielle Situation dank der Schuldenbremse weiter verschärfen. Wenn ich es recht sehe, wird das Volk am 3. März die 13. AHV-Rente deutlich annehmen. Und dann muss der Bund weitere vier bis fünf Milliarden warmstellen. Durch Sparen am richtigen Ort.

Nach der Wahl ist vor der Wahl. Nur drei Monate später stimmen die Schweizerinnen und Schweizer darüber ab, ob alle maximal 10 Prozent ihres Einkommens für ihre Krankenkassenprämien aufwenden sollen. So hat man uns dies einmal versprochen. Es ist nicht auszuschliessen, dass eine weitere soziale Welle die bürgerlichen Parteien und ihr Land ein zweites Mal überrollt.

Ich mache seit mehr als einem halben Jahrhundert linke Politik. Die Linke konnte immer wieder mittels Referenden den Sozialabbau verhindern. Aber den sozialen Ausbau konnte sie nicht durch Volksinitiativen voranbringen. Der Grund: Die meisten Menschen mit mittleren Einkommen und Renten folgten zuverlässig den Parolen der bürgerlichen Parteien. Weil sie fanden, sie seien mit diesen gar nicht so schlecht gefahren.

Hier vollzieht sich, so will mir scheinen, ein tiefer Bruch. Immer breitere Kreise der Bevölkerung haben das Vertrauen in Bern verloren. Sie werden politisch heimatlos, denn niemand kann auf Dauer gegen die Hälfte der eigenen Basis und gegen deren Geldbeutel politisieren.

Der Kitt, der die SVP bisher zusammengehalten hat, war und bleibt der Fremdenhass. Panik auf der «Titanic». Jetzt hetzen die Jungspunde der Partei auch gegen jene Schweizer Rentnerinnen und Rentner, die sich den Lebensabend in der Schweiz nicht mehr leisten können. Und deshalb im Ausland leben, leben müssen.

Wer Politik begreifen will, muss am 3. März seinen Fernseher anstellen und den Ton abschalten. Und beobachten, wer sich wie bewegt. Denn nichtverbale Kommunikation sagt mehr aus als verbale Kommunikation. Man wird sich an den konsternierten Bürgerlichen freuen können. Hoffen wir es.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Brüssels fünfte Kolonne

Die Konferenz der Kantonsregierungen entstand aus Frust über das EWR-Nein. Unter Generalsekretär Roland Mayer versinkt sie in ihrer EU-Hörigkeit.

Christoph Mörgeli

Mit ihrer europhilen Haltung sorgen die Kantonsregierungen für allgemeine Verwunderung. Wie können die angeblichen Bastionen des Föderalismus zulassen, dass die EU hierzulande Recht setzen und auf allen Stufen unseres Gemeinwesens durchregieren soll? Warum stellen die Regierungsräte die institutionellen Interessen Brüssels über jene ihrer Kantone? Warum setzen viele Regierungsräte bei der bevorstehenden Jahrhundertabstimmung über den neuen EU-Rahmenvertrag auf das Volksmehr – unter gleichzeitiger Ausschaltung der Standesstimme ihres Kantons? Wie können die hochbezahlten vermeintlichen Hüter der kantonalen Hoheit und der Bürgerrechte zulassen, dass die Schweiz an die Europäische Union andockt? Und zwar an eine EU, deren finanzielle, wirtschaftliche und migrationspolitische Misere die Einsichtigen längst erkannt haben? Der Grund der schwer nachvollziehbaren Stellungnahmen der Kantonsregierungen liegt in der Geschichte einer Institution am Rande der Legalität.

Eric Honegger als Treiber

Das Nein von achtzehn Kantonen und einer knappen Volksmehrheit bewirkte bei den Kantonsregierungen am 6. Dezember 1992 eine traumatische Erschütterung. Geplatzt war mehr als nur der Traum vom Europäischen Wirtschaftsraum (EWR). Gleichentags gingen auch die von den Kantonsregierungen gegen den Bundesrat so hart erkämpften kantonalen Mitwirkungsrechte an der Integrationspolitik unter. Diesen Scherbenhaufen des Souveräns wollten sich die selbstbewussten Kantonsexekutiven nicht bieten lassen. Trotz Vorbehalten der kleineren Kantone befürworteten schliesslich alle 26 Stände die Bildung einer «Konferenz der Kantonsregierungen». Fasziniert vom Trugbild eines «Europa der Regionen», pflegten die Hauptorte den Glauben, in Brüssel würden selbst die kleinräumigsten Kantone in ihrem föderalistischen Regionalismus anerkannt. Doch leider hat der Kanton Luzern fünfzehnmal in der Toskana Platz. Und die Fläche des Burgunds entspricht etwa jener der gesamten Schweiz.



Bereitwillig lassen sich die Kantone nach Brüssel führen.

Vergeblich versuchte der Bundesrat, diese neue Instanz im ohnehin schon komplexen Gefüge des Föderalismus zu verhindern. Die Landesregierung hätte lieber am seit 1978 bestehenden «Kontaktgremium» von Bund und Kantonen sowie an den verschiedenen Fachdirektorenkonferenzen festgehalten. Denn diese machten ihm die Zuständigkeit für die Aussenpolitik

Von Anfang an wollte das Gremium jeden Eindruck vermeiden, eine «bremsende Kraft» zu sein.

nicht streitig. Auch manche Ständeräte reagierten verschnupft, sahen sie sich doch als legitime Vertreter der Kantone auf Bundesebene abgewertet. Der Ausserrhoder Otto Schoch (FDP) sprach abschätzig von einem Zirkel, «in dem die kantonalen Regierungschefs ihre Frustration abladen können». Für seinen Parteikollegen Georg Stucky aus Zug war die Konferenz «im luftleeren Raum angesiedelt und darum bedeutungslos».

Dennoch kam es am 8. Oktober 1993 zur offiziellen Gründung der Konferenz der Kantonsregierungen (KdK). Formelle Rechtsgrundlage bildete einzig eine «Vereinbarung», in der sich die Kantone unter anderem zur Einflussnahme in der «Aussen- und Integrationspolitik» verpflichteten. Von Anfang an wollte das Gremium jeden Eindruck vermeiden, eine «bremsende Kraft» zu sein – und trat darum europapolitisch jederzeit kräftig aufs Gaspedal.

Die Kantone hätten in der «Integrationsdebatte eine aussenpolitische Berufung entdeckt», ätzte Beat Kappeler in der *Weltwoche*, zumal sich die jurassischen Lokalmatadoren bereits mit dem Titel «ministre» anreden liessen. Die neue Konferenz vereinfache den Föderalismus keineswegs, sondern sei Ausfluss der «Sucht nach immer breiterer Mitwirkung neuer Köche». Als treibende Kräfte der KdK-Gründung bezeichnete die NZZ die beiden freisinnigen «Jungtürken» Eric Honegger und Claude Ruey. Anlässlich der Konstituierung wurde Honegger – zuvor Präsident der vorbereitenden Arbeitsgruppe – zum ersten Präsidenten gewählt. Beobachter witter-

ten bei ihm Profilierungsabsichten. «Ich fühle mich primär als Zürcher, aber sofort nachher auch als Schweizer und als Europäer», liess sich Honegger zitieren. Nachdem die Swissair unter seinem Präsidium untergegangen war, lebte der gefühlte Zürcher allerdings weder in seinem Kanton noch in der Schweiz, sondern entfloh Richtung EU.

Rasch entdeckten die Regierungsräte ihre Freude an Sitzungen in der europäischen Metropole. Sogar die Konferenz der kantonalen Staatschreiber zog es im Frühling 1994 unwiderstehlich zu einer «Studienreise» nach Brüssel. Angeblich, um dort zu untersuchen, «wie Kantone ihren Einfluss im europäischen Integrationsprozess am wirkungsvollsten sichern können». Bei den bilateralen Verhandlungen mit der EU drängten die Kantone 1995 ebenfalls an den Verhandlungstisch. Sie bestellten das Gutachten eines Freiburger Staatsrechtlers, das ihnen dieses Recht zusprach und den Bundesrat mittels «Mitwirkungsgesetz» sogar an kantonale Verhandlungspositionen binden wollte. Dazu kam es ebenso wenig wie zu einer verfassungsrechtlichen Verankerung der Konferenz der Regierungsräte in der «nachgeführten» Bundesverfassung von 1999. Es gelang den Kantonen indessen, ein Mitwirkungsrecht bei aussenpolitischen Entscheiden zu bewirken, sofern diese in ihre Zuständigkeit fallen oder ihre wesentlichen Interessen betreffen.

Mächtigste Lobby des Landes

Der «Beauftragte der Kantone für Integrationsfragen» erhielt einen Arbeitsplatz beim Integrationsbüro in Bern. Anfänglich hatte dieser Schweizer Anwalt das Informationsmandat der Kantone in Teilzeitarbeit ausgeübt, eingebettet in eine belgische Anwaltskanzlei. Aus ebendieser Kanzlei Van Bael & Bellis stammte sein 1996 eingesetzter Nachfolger Roland Mayer. Der lizenzierte Jurist wirkt nunmehr seit bald 28 Jahren für die Europapolitik der Kantone, zuerst als Informationsbeauftragter, dann als Stellvertreter und ab 2018 als Generalsekretär der Konferenz der Kantonsregierungen. Nicht zuletzt Mayer gebührt das Verdienst, dass die KdK zur mächtigsten Lobby des Landes aufgestiegen ist.

Im «Haus der Kantone», einem repräsentativen Berner Palast, residieren mittlerweile viele Dutzend Funktionäre – als machtvollste Gegenspieler des Bundesrates. Die Kantonsregierungen haben eine hocheffiziente Instanz der politischen Druckerzeugung geschaffen: ein Gremium ohne demokratische Legitimation und ohne Mitwirkungsrecht der jeweiligen Kantonsparlamente. Die KdK tagt im Geheimen, ist entsprechend intransparent und wuchert unentwegt in die Tiefe und in die Breite, ohne je durch ein Referendumsrecht der Stimmbürger behelligt zu werden.

Vor einer Veranstaltung der Europa-Gruppe des Zürcher Kantonsrates hielt Roland Mayer

1997 «die Wahrscheinlichkeit eines Scheiterns der bilateralen Verhandlungen zwischen der Schweiz und der EU für relativ gross». Auch zweifelte er stark an «einem positiven Votum in der Volksabstimmung». Überhaupt schaffe der Bilateralismus «fast mehr Probleme, als er lösen könne». In einem Vortrag vor der Bündner CVP erklärte Mayer den bilateralen Weg für gescheitert: «Die Alternative besteht heute nur noch zwischen Isolationismus und EU-Beitritt.»

Im «Haus der Kantone», einem repräsentativen Berner Palast, residieren Dutzende Funktionäre.

Zum Propheten taugte der Isolationsgegner also wenig: Zwei Jahre später wurden in Bern und Brüssel die bilateralen Verträge I unterzeichnet und später vom Volk bestätigt.

2001 hat der Souverän die Initiative «Ja zu Europa!» wuchtig abgelehnt. Dennoch beschloss die Konferenz der Regierungsräte unter dem Einwirken Mayers in ihrer Standortbestimmung 2004: «Die Kantonsregierungen unterstützen einen Entscheid des Bundesrates, zur gegebenen Zeit konkrete EU-Beitrittsverhandlungen aufzunehmen.» Gleichzeitig wollte man allerdings «den Föderalismus in seinem Kerngehalt bewahrt» wissen. Auch 2007 und 2010 wurde festgehalten, der EU-Beitritt sei «auf jeden Fall als längerfristige Option offenzuhalten».

Kritische Einwände fegte Roland Mayer rabiat vom Tisch: 2002 wies der Informationsbeauftragte der Kantone im Zusammenhang mit den Verträgen von Schengen und Dublin auf die grossen Probleme der grenzüberschreitenden Bekämpfung von Kriminalität und Asylmissbrauch hin. Danach war seine Stellungnahme auf der Homepage des Integrationsbüros plötzlich un auffindbar. Roland Mayer erklärte dazu der NZZ am Sonntag: «Der jüngste «Euro-Report» seines Brüsseler Kollegen sei als «zu kritisch» eingestuft und von der Homepage des Integrationsbüros gekippt worden.» Angesichts des europaweit gescheiterten Systems von Schengen/Dublin hätte man sich allerdings mehr solche kritischen Stellungnahmen gewünscht.



2006 frohlockte Mayer, bei einem EU-Beitritt könnten «Kantonsvertreter in regionalen Gremien der EU direkt mitwirken». Ohne EU-Beitritt sei «längerfristig die Autonomie der Kantone in Frage gestellt». Wenig später verlangte die EU gebieterisch, die Schweiz müsse die Besteuerung der Holdings und anderer Gesellschaften den europäischen Hochpreis-Diktaten anpassen. Dies bedeutete einen bis anhin undenkbar Angriff auf das Schweizer Holding-Privileg und die kantonale Steuersouveränität.

Auch in der Personenfreizügigkeit bewies Mayer wenig längerfristiges Urteilsvermögen, sondern erklärte die Zuwanderung 2009 kurzerhand als «eindeutig rückläufig». Dabei hatte das Land 2008 eine Rekordzuwanderung aus der EU von fast 75 000 Personen erlebt. Dennoch triumphtierte Mayer: «Alle bis auf den Kanton Appenzell Innerrhoden sagen nein zur Anwendung der sogenannten Ventilklausel.»

«Schockerlebnis für die Kantone»

Seit 2012 widmet sich ein permanentes Leitorgan namens «Europadialog» beziehungsweise «Europakommission» dem Informationsaustausch mit dem Bundesrat. Die Stellungnahme der KdK zum Rahmenvertrag fiel 2019 sehr kritisch aus. Speziell bei den staatlichen Beihilfen, dem Lohnschutz und der Unionsbürgerrichtlinie herrsche noch grosser Klärungsbedarf. «In dieser Form kann das Rahmenabkommen nicht unterzeichnet werden», schimpfte Roland Mayer namens der Kantonsregierungen.

Als der Bundesrat das Abkommen zehn Tage später bestattete, tönnte es plötzlich ganz anders. «Der Verhandlungsabbruch war ein Schockerlebnis für die Kantonsregierungen», empörte sich jetzt derselbe Roland Mayer. Wenige Monate danach eilte er nach Brüssel, um sich «aus erster Hand über die Situation mit der EU zu informieren». Er engagierte sich in der Folge massgeblich für die fast einhellige Unterstützung der Kantone für das neue Verhandlungsmandat und will keinerlei institutionelle Anbindung an die EU erkennen – und somit auch keine Notwendigkeit eines Ständemehrs.

Wer wie die Wirtschaftsprofessoren Bruno S. Frey und Martin Janssen Kritik am drohenden Verzicht der Kantone auf ein Ständemehr äusserte, wurde vom Mann der Kantone aufs Gröbste abgekanzelt: «Ökonomen sollten sich aus rechtlichen Fragen raushalten.» Nun hat auch die Zuger Regierungspräsidentin Silvia Thalmann-Gut (Mitte) als Mitglied des Leitenden Ausschusses der KdK ein Ständemehr befürwortet. Unsere Frage an Generalsekretär Roland Mayer, ob auch sie sich als gelernte Primarlehrerin aus rechtlichen Fragen raushalten solle, blieb unbeantwortet.

«Was Hände bauten, können Hände stürzen», heisst es bei Schillers «Wilhelm Tell». Die bürgerfeindliche Konferenz der Kantonsregierungen gehört abgeschafft.

Ukraine-Frieden näher als gedacht

Präsident Selenskyj plant mit einer neuen Grossoffensive ein Himmelfahrtskommando. Das dürfte zu Widerstand in der ausgebluteten ukrainischen Armee führen. Ein Ausgleich mit Russland wäre die Folge. Die EU ist auf dieses Szenario nicht vorbereitet.

Michael von der Schulenburg

Zwar wird an der Front noch geschossen, aber angesichts der jüngsten Entwicklungen könnte der Krieg in der Ukraine auf eine im Westen völlig unerwartete Weise enden – mit einem ukrainisch-russischen Einverständnis ohne westliche Beteiligung. Wie es scheint, wird der Ukraine-Krieg nun in Kiew und nicht mehr in den Schützengräben entschieden. Viel wird sich dabei um die Person Wolodymyr Selenskyjs drehen, einst ein Held und heute eher eine tragische Figur, die riskiert, die nächsten Monate als Präsident nicht zu überleben.

Der Grund dafür ist, dass Selenskyj das wahn-sinnig anmutende Ziel verfolgt, mit einer erneuten Grossoffensive Russland in diesem Jahr doch noch besiegen zu wollen. Dazu will er 500 000 Ukrainer zwangsrekrutieren. Doch eine solche Grossoffensive müsste in drei bis vier Monaten beginnen. Mit anderen Worten: Für eine Operation dieser Grössenordnung fehlen die Waffen, die Soldaten – und die Zeit, sie auch nur annähernd erfolgversprechend vorzubereiten. Sie wäre ein kollektiver Selbstmord. Dagegen wird sich massiver Widerstand formieren. Denn ob in der Ukraine heute noch jemand in diesem Krieg sterben will, ist nach Hunderttausenden von gefallenen, verstümmelten und seelisch tiefverletzten Menschen mehr als fraglich.

Schwindende Autorität

Nun hat Selenskyj auch noch seinen Oberkommandierenden der Armee, Walerij Saluschnyj, entlassen und damit eine Vertrauenskrise in der Armee ausgelöst; in einer Armee, die bereits einen enormen Blutzoll in der letzten, fehlgeschlagenen Grossoffensive gezahlt hat und die immer weniger Soldaten und Munition hat, um sich zu verteidigen. So ist es auch nicht mehr undenkbar, dass es innerhalb der ukrainischen Armee zum Widerstand kommt und sich erste Zerfallserscheinungen zeigen – wenn sie nicht schon längst da sind. Das würde Selenskyjs politische Autorität weiter untergraben.

Und nicht nur das. Selenskyj kann auch nicht mehr damit punkten, im Westen als Held empfangen zu werden und damit enorme finanzielle und militärische Unterstützung ins Land zu

holen. Von zwei Reisen nach Washington ist er mit leeren Händen zurückgekehrt. Seine Kriegspläne werden nicht mehr uneingeschränkt von der Nato unterstützt. Es gibt kaum noch die massiven Nato-Waffen- und -Munitionslieferungen wie noch vor einem Jahr. Und die nach langer Zeit freigegebenen EU-Gelder sind zu zwei Dritteln Kredite, die zurückgezahlt werden müssen. Vor allem die USA haben den Kriegsschauplatz bereits verlassen, und nach dem Putin-Interview von Tucker Carlson wird der republikanische Widerstand im US-Kongress gegen weitere Waffenlieferungen eher noch wachsen.

Den Ukrainern muss klargeworden sein, dass ein «Wir unterstützen euch», solange es das braucht, nie ernst gemeint war, dass eine Rest-Ukraine nie Mitglied der Nato werden wird und dass Ursula von der Leyens Versprechen, die Ukraine im Schnellverfahren in die EU aufzunehmen, nur leere Worte waren. Den Ukrainern muss auch klar sein, dass Joe Biden angezählt, ja politisch gelähmt ist und dass für die USA der Gaza-Krieg und der Konflikt im Nahen Osten wesentlich wichtiger sind als das Schicksal der Ukraine. Auch wissen die Ukrainer, dass der nächste Präsident der USA Donald Trump heissen könnte und dass dieser, über ihre Köpfe hinweg, mit Russland einen Ausgleich suchen würde. Von Europas Solidaritätserklärungen kann die Ukraine nicht viel erwarten.

Die Ukrainer werden sich daher an die ukrainisch-russischen Friedensverhandlungen erinnern, als man sich nur einen Monat nach Beginn der Kriegshandlungen auf für die Ukraine äusserst günstige Friedensbedingungen geeinigt hatte. Es wäre insofern naheliegend, dass eine Post-Selenskyj-Regierung versucht, erneut mit Russland zu verhandeln. Passiert das, könnte es schnell gehen. Es ist wahrscheinlich, dass es im Geheimen bereits Gespräche gibt. Auch wenn der Westen nicht mit Putin reden will, gibt es Kontakte zwischen den Militärs Russlands und der Ukraine – sonst wären die vielen Gefangenen-austausche und die erstaunlich niedrige Zahl der getöteten Zivilisten nicht denkbar.

Es ist zu erwarten, dass Putin auf eine ukrainische Gesprächsbereitschaft entgegenkommend

reagieren würde. Er wird die Ukraine nicht erniedrigen wollen und auch nicht verlangen, die Regierung auszutauschen (Moskau hat nie eine Exilregierung aufbauen lassen). Er wird auch nicht in Kiew einmarschieren und schon gar nicht versuchen, die ganze Ukraine zu erobern.

Eine andere Zeitenwende

Seine Ziele werden sein: zu verhindern, dass die Ukraine einem westlichen Bündnis wie der Nato beitreten wird, dass Russlands Zugang zum Schwarzen Meer garantiert ist und dass der russische Einfluss in der Ukraine weiterhin stark bleibt. Dazu braucht er die Kooperation grosser Teile der ukrainischen Bevölkerung. Das wird nicht mit Gewalt zu erreichen sein. Putin wird deshalb Konzessionen machen müssen. Welche das sind, bleibt abzuwarten.

Aber eine Sache ist schon jetzt klar. Was dann auch passiert, der Westen – und auch die USA – würde dabei keine Rolle spielen. Die Nato-Erweiterung nach Osten würde gestoppt werden, die Ukraine, Georgien und Moldau wie auch das Schwarze Meer würden zurück in die russische Einflusszone fallen. Der Rückzug der USA aus diesen Gebieten, wie zuvor aus anderen Gebieten der Welt, würde unter Beifall des globalen Südens beginnen und eine neue Zeit einläuten. Die Zeitenwende, die ein Bundeskanzler einst beschworen hatte, würde allerdings sehr anders aussehen, als er sich das vorgestellt hatte.

All das wird aber keinen Frieden für Europa bringen – und der Kampf um eine dauerhafte Friedenslösung wird dann erst beginnen müssen. Die EU-Staaten werden diesen Frieden mehr brauchen als Russland. Und doch gibt es bisher nicht den geringsten Ansatz für Überlegungen innerhalb der EU oder unter EU-Mitgliedsstaaten, wie ein gesamteuropäischer Frieden aussehen und erreicht werden könnte. Solche Überlegungen müssen dringend auf den Weg gebracht werden – andernfalls könnte die EU daran zerbrechen.

Michael von der Schulenburg ist ein deutscher Diplomat und ehemaliger UN Assistent Secretary-General.

Dieser Text ist zuerst auf Globalbridge.ch erschienen.

Karolinas Krönung

Schönheitsköniginnen haben es immer schwerer: Miss Japan musste sogar den Titel zurückgeben.

Dies ist eine komische Zeit für Schönheitsköniginnen. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts schien es, als würden Schönheitswettbewerbe aussterben: Sie wirkten so altmodisch in einer Welt, in der Frauen fanden, es wäre ganz nett, mal für etwas anderes als ihr Aussehen geschätzt zu werden. Es gibt diese Wettbewerbe nach wie vor, aber Schlagzeilen machen sie nur noch, wenn etwas Besonderes dazukommt: So hatten wir lesbische Schönheitsköniginnen (Mariana Varela und Fabiola Valentín, die 2020 Argentinien und Puerto Rico vertraten und heute verheiratet sind), eine Trans-Beauty-Queen (Rikkie Valerie Kollé, die letztes Jahr Miss Niederlande wurde) und eine kurzhaarige (Ève Gilles, die zur Miss France 2024 erkoren wurde). Nach nur zwei Wochen als Miss Japan ist nun Karolina Shiino zurückgetreten.

Von all den Ländern, die dafür in Frage kommen, eine im Ausland geborene Frau zum Schönheitsideal zu erklären, war Japan das am wenigsten wahrscheinliche. Dass Ausländer zu Japanern werden können, ist kaum vorstellbar in einem Land, das zur westlichen Kultur immer Abstand zu halten bestrebt ist. So viele japanische Regierungen nacheinander weigerten sich, die Einwanderungsgesetze zu lockern, so dass heute ein Grossteil der Senioren von Robotern gepflegt wird. Letztes Jahr wurde im japanischen Parlament ein Gesetz verabschiedet, wonach Menschen, die sich dreimal vergeblich um Asyl beworben haben, in ihre Heimat ausgeschafft werden können. Die einzige Ausnahme waren die Ukrainer. Nach der russischen Invasion erklärte Premierminister Fumio Kishida, Japan werde ukrainische Flüchtlinge aufnehmen. Das löste einige Überraschung aus, aber nie so viel wie die Krönung von Karolina.

Fatale Affäre

Shiino ist kein Flüchtling. Sie kam mit fünf Jahren nach Japan, als ihre ukrainische Mutter einen Japaner heiratete. Ihre Krönung führte zu einem nationalen Aufschrei, der sich mit Fug und Recht als rassistisch bezeichnen lässt. «Ich lebe als Japanerin, aber es



Das Wichtigste ist der Weltfriede: Karolina Shiino, 26.

gibt Rassenschranken, und es ist immer wieder vorgekommen, dass ich nicht akzeptiert wurde», hatte Shiino anlässlich ihrer Krönung unter Tränen erzählt. «Umso mehr erfüllt es mich mit Dankbarkeit, dass ich heute tatsächlich als Japanerin akzeptiert werde.» Prompt wurde, getreu dem Klischee, dass Westler es mit der Moral nicht so genau nehmen, aufgedeckt, dass Shiino eine Affäre hatte mit dem verheirateten japanischen Arzt und Influencer Takuma «Muscle Doctor» Maeda, und so wurde ihr der Titel entzogen.

Die arme Karolina: Sie ist mitten in die Debatte darüber geraten, wie eine Japanerin sein sollte, eine Osteuropäerin nicht sein sollte und was sich überhaupt für eine Frau gehöre. Die Zeiten, in denen eine Schönheitskönigin sagen konnte, das Wichtigste sei ihr der Weltfriede, scheinen fern zu sein, nun da selbst dieses alt-hergebrachte Ideal der Weiblichkeit ins Kreuzfeuer des Kulturkriegs geraten ist.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



«Alles andere als ein Liberaler»: Alexei Nawalny in seinem Moskauer Büro.

«In Russland weitgehend bedeutungslos»

Der frühere Schweizer Nachrichtendienstler Jacques Baud sieht den Nawalny-Kult kritisch. Er hat ein Buch über den russischen Politiker geschrieben. So tragisch dessen Tod sei: Alexei Nawalny sei kein Freiheitsheld gewesen.

Rafael Lutz

Jacques Baud veröffentlichte 2021 das Buch «L'affaire Navalny», in dem er sich kritisch mit dem Auf- und Abstieg des russischen Oppositionellen Alexei Nawalny auseinandersetzt. Im Interview mit der *Weltwoche* spricht der Ex-Nachrichtendienstler und Uno-Friedensmissionar über Nawalyns enge Beziehungen zu den US-Eliten, seine Bedeutung in Russland und die Folgen, welche sein Tod haben könnte.

Weltwoche: Herr Baud, Sie beschäftigen sich seit Jahren mit Alexei Nawalny: Hat die russische Regierung ihn umgebracht?

Jacques Baud: Ich weiss es nicht. Es ist zu früh, um verlässliche Aussagen treffen zu können. Gegenwärtig können wir nur spekulieren. Es stellen sich viele Fragen. Auch ist unklar, was gerade mit seiner Leiche passiert.

Weltwoche: Julia Nawalnaja sagt, dass ihr Mann im Straflager in Charp gefoltert worden sei. Das ist doch ein Skandal.

Baud: Ich will hier nicht missverstanden werden: Die russischen Behörden stehen auch in der Verantwortung. Sie wussten, dass Nawalny gesundheitlich angeschlagen war. Das wusste

«US-Eliten standen hinter ihm, weil sie mit ihm einen Oppositionsführer aufbauen wollten.»

man spätestens nach den Untersuchungen in der Berliner Charité 2020. Haben die russischen Behörden im Straflager vor diesem Hintergrund angemessene Massnahmen getroffen? Solche Fragen stehen natürlich im Raum.

Weltwoche: Die Verantwortlichen nahmen doch keine Rücksicht auf seine Gesundheit. Man wollte Nawalny schon 2020 aus dem Weg räumen, als man ihn mit Nowitschok vergiftete.

Baud: Hier muss ich dagegenhalten: Es ist mit grösster Wahrscheinlichkeit ausgeschlossen,

dass Nowitschok im Spiel war. Das stellte sogar *Meduza*, ein Oppositionsmedium, zum damaligen Zeitpunkt fest. Der Grund dafür ist einfach: Bereits geringste Mengen des chemischen Kampfstoffes führen zum raschen Tod. Die deutsche Regierung mauerte damals. Detaillierte Fragen beantwortete sie gegenüber Parlamentariern nicht. Sie begründete das damit, dass ansonsten die nationale Sicherheit gefährdet sei.

Weltwoche: Die Bundesregierung sagte, dass der zweifelsfreie Nachweis eines chemischen Nervenkampfstoffes der Nowitschok-Gruppe erbracht worden sei.

Baud: Hierfür gibt es keine Beweise. Das ist eine Behauptung. Die Bundesregierung sagte nicht einmal, um welche konkrete Substanz es sich eigentlich gehandelt haben soll. Auch war nicht klar, ob Nawalny überhaupt vergiftet worden war. Ärzte in der Berliner Charité hatten im Sommer 2020 Blut- und Urinwerte untersucht. Ich habe mit Ärzten gesprochen, die diese Er-

gebnisse studiert haben. Sie kamen zum Schluss, dass sein schlechter Gesundheitszustand auf eine Überdosis mehrerer Antidepressiva, Alkohol und sein geschwächtes Immunsystem zurückzuführen gewesen sei. Auch schwedische Mediziner, die sich der Sache angenommen hatten, fanden keine Spuren von Nowitschok.

Weltwoche: Warum stand Nawalny im Clinch mit den russischen Behörden? Es heisst, dass er wegen Extremismus im Gefängnis gesessen habe.

Baud: Die russische Justiz warf Nawalny vor, seinem Bruder Oleg geholfen zu haben, sich illegal zu bereichern. Oleg Nawalny ist 2014 wegen Betrugs zu dreieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt worden. Er war ein leitender Angestellter im Sortierzentrum der russischen Post in Podolsk, der Deals mit dem Kosmetikunternehmen Yves Rocher eingefädelt hatte. Er brachte das französische Unternehmen dazu, für Transportleistungen die Dienste des privaten Logistikunternehmens Glavpodpiska (GPA) in Anspruch zu nehmen. Diese Firma gehörte der Familie Nawalny. Alexei erhielt als Komplize eine Bewährungsstrafe von dreieinhalb Jahren.

Weltwoche: Warum kam Nawalny später auch noch hinter Gitter?

Baud: Er hatte gegen Bewährungsauflagen verstossen. Seine Bewährungszeit verlängerte sich mehrfach, weil er gegen sein Urteil wiederholt in die Berufung gegangen war. Die Bewährungszeit endete Ende 2020. Bis zu diesem Zeitpunkt war er verpflichtet, sich zweimal pro Monat bei der russischen Gefängnisbehörde zu melden. Er durfte Russland auch nicht verlassen. Weil er dieser Verpflichtung nicht nachkam, wurde er verhaftet.

Weltwoche: Wie hätte er dem auch nachkommen sollen? Nawalny war zuvor nur knapp dem Tod entkommen. Im August 2020 befand er sich gerade in Deutschland.

Baud: Nawalny hatte 2020 sechsmal gegen Bewährungsregeln verstossen. Dazu muss man wissen: Während seines Aufenthalts in der Charité haben ihn die russischen Behörden von seinen Verpflichtungen entbunden. Sie drückten lange ein Auge zu, obwohl der Oppositionelle zuvor Auflagen missachtet hatte.

Weltwoche: Was geschah nach dem Charité-Aufenthalt?

Baud: Mitte September 2020 hatte er das Krankenhaus in Berlin wieder verlassen. Im Oktober ging es ihm gesundheitlich bereits wieder besser. Spätestens dann hätte er problemlos wieder nach Russland gehen können, um sich mit den Behörden zu arrangieren. Er tat das Gegenteil. Er reiste quer durch Europa. Gab Pressekonferenzen und Interviews und schoss stets scharf gegen Putin.

Weltwoche: Das ist doch sein gutes Recht.

Baud: Klar, aber dass das der russischen Regierung nicht gefallen würde, war auch absehbar. Dazu kommt: Nach seinem Charité-Aufenthalt

hielt er sich in Kirchzarten im Schwarzwald auf, um den Propagandafilm «Ein Palast für Putin» zu drehen, der bereits im Januar 2021 im Westen ausgestrahlt wurde. Unabhängig davon, wie man zu Putin steht, muss man sagen: Viele Behauptungen, die Nawalny in diesem Film über den russischen Präsidenten aufstellte, waren schlicht falsch. Mit dem Film machte er sich auch unter vielen russischen Bürgern keine Freunde.

Weltwoche: War dieser Film eine Art Zäsur in Nawalneys Biografie?

Baud: Das kann man so sagen. Zuvor hatten die Behörden noch eine gewisse Gnade ihm gegenüber an den Tag gelegt. Doch damit war nun fertig. Nawalny hat hier in meinen Augen einen grossen Fehler begangen. Er meinte, dass er aufgrund seiner Bekanntheit wenig zu befürchten habe. Deshalb dachte er wohl zunächst, dass die russischen Behörden ihn nicht einsperren würden. Er täuschte sich. Nach seiner Rückkehr nach Russland im Januar 2021 nahmen ihn die russischen Behörden fest. Seither lief er nicht mehr auf freiem Fuss herum.

Weltwoche: Alexei Nawalny wird jetzt als Freiheitsheld gefeiert: in Ihren Augen also zu Unrecht?

Baud: Im Westen hat man ihn stets als den Hauptgegner Putins dargestellt: Dieses Bild entspricht nicht der Realität. Nawalny war bloss sein bekanntester Gegner im Westen.

Weltwoche: Wie beurteilen Sie ihn politisch?

Baud: Nawalny war einst Mitglied der sozial-liberalen Partei Jabloko, die mit der FDP verglichen werden kann und in den 1990er Jahren nicht unbedeutend war. Nawalny wurde für die Partei jedoch zur Hypothek und wurde rausgeworfen.



«Eine Art Zäsur»: Nachrichtenoffizier Baud.

Weltwoche: Wie kam es dazu?

Baud: Er vertrat Positionen, die zu extremistisch waren. Der Oppositionelle war ein Rechts-extremist und Rassist. Er hetzte gegen muslimische Einwanderer und meinte, sie müssten wie Kakerlaken ausgerottet werden. Er nahm an Demonstrationen von Rechtsradikalen teil. Später versuchte er, seine eigene ultranationalistische Partei zu bilden. Scheiterte jedoch. Nawalny war alles andere als ein liberaler

«Im Westen hat man Nawalny stets als Hauptgegner Putins dargestellt. Das entspricht nicht der Realität.»

Politiker. Interessant ist auch: Hinsichtlich der Ukraine hat Nawalny stets Positionen vertreten, die viele seiner westlichen Fans verurteilen. Er sagte, dass man die Krim niemals der Ukraine zurückgeben dürfe.

Weltwoche: Weshalb romantisiert man Nawalny im Westen bis heute? Sah man ihn in Washington ähnlich wie Juan Guaidó? Den venezolanischen Politiker wollten die US-Eliten in Caracas an die Macht bringen.

Baud: Es gab in Washington Leute, die Nawalny gerne im Kreml gesehen hätten. Er konnte auf mächtige Unterstützer aus Grossbritannien und den USA zählen. Die National Endowment for Democracy, eine Denkfabrik, die eng mit der US-Regierung verbandelt ist, unterstützte ihn lange, wie ich in meinem Buch dargelegt habe.

Weltwoche: War Nawalny ein US-Einfluss-agent?

Baud: Die US-Eliten standen hinter Nawalny, weil sie mit ihm einen Oppositionsführer aufbauen und damit den Druck auf Putin erhöhen wollten. Auch das habe ich meinem Buch aufgezeigt. 2010 absolvierte er das «Yale World Fellows Program». Ebenfalls durchlaufen haben dieses die belarussische Oppositionspolitikerin Swjatlana Zichanouskaja oder der venezolanische Politiker Juan Guaidó. Mit dem Programm bilden die US-Eliten künftige Leader aus, die später Politik im Interesse Washingtons betreiben sollen. Intellektuell ist das Ausbildungsprogramm nicht sehr anspruchsvoll. Zurück in Russland, gründete Nawalny dann die Stiftung für Korruptionsbekämpfung.

Weltwoche: Wie populär ist oder war Nawalny in Russland?

Baud: In Russland gibt es eine Opposition. Doch diese interessierte sich nicht für Nawalny, der in erster Linie viel Lärm machte. In Umfragen zur Popularität russischer Politiker schnitt Nawalny immer schlecht ab. Er erreichte nie mehr als 3 Prozent. Zum Vergleich: Putin erzielte ab Februar 2022 Werte von bis zu 80 Prozent. Nawalny war vor allem auf den sozialen Netzwerken bekannt. Sein Publikum bestand aus Menschen, die zwischen 15 und 25 Jahre alt waren.

>>>

MEDIEN

Gonzalo Lira und die Propaganda

Am 12. Januar starb der amerikanische Blogger und Selenskyj-Kritiker Gonzalo Lira in einem ukrainischen Gefängnis an einer Lungenentzündung. Der mit einer Ukrainerin verheiratete und in Charkiw lebende Lira sass offiziell wegen Russlandfreundlicher Berichterstattung (Rechtfertigung des Angriffs auf die Ukraine, Bestreiten von Kriegsverbrechen) in Haft.

Gut einen Monat später, am 14. Februar, verstarb der russische Anwalt, Politiker und Putin-Kritiker Alexei Nawalny unter unbekanntem Umständen in einem russischen Gefängnis. Nawalny sass eine Strafe ab wegen angeblicher Wirtschaftsdelikte (Betrug, Veruntreuung, Geldwäsche) und angeblichen Rechtsextremismus («Gründung einer extremistischen Organisation», «Nazi-Ideologie»).

Lira wie Nawalny waren schillernde und widersprüchliche Figuren. Beide waren offenkundig politische Gefangene, wengleich von völlig unterschiedlichem Kaliber. Obwohl sich auch Lira über Folter beklagte, dürften die Haftbedingungen für Nawalny im sibirischen Straflager Nummer 3, «Polarwolf», ungleich härter gewesen sein.

Belege? Fehlanzeige

Trotzdem verwundert es, dass die US-Regierung – und mit ihr fast die ganze westliche Presse – sich mehr für das Schicksal des russischen Dissidenten interessiert als für den eigenen Staatsbürger. Während Liras Tod höchstens am Rande vermeldet wurde, ist der Tenor im Fall von Nawalny von stupider Eintönigkeit geprägt: Putin hat ihn ermordet! Belege? Fehlanzeige.

Es gilt als notorisch, dass russische Dissidenten an mysteriösen Vergiftungen, Flugzeugabstürzen oder Krankheiten sterben. Das sind die klassischen Methoden des einstigen KGB, wo Putin seine Karriere begann. Leider bildete der KGB damals auch den ukrainischen Geheimdienst aus. Für jede kriegführende Armee ist die Irreführung des Feindes durch Desinformation ein legitimes Mittel. Aufrichtige Information wäre ein Kunstfehler. Indem die westlichen Medien Meldungen aus der Ukraine unkritisch übernehmen, während solche aus Russland unterdrückt oder umgedeutet werden, haben sie ihre Informationspflicht der Propaganda geopfert.

Alex Baur

Weltwoche: Bei den Moskauer Bürgermeisterwahlen 2013 erreichte er immerhin 27 Prozent der Wählerstimmen.

Baud: Das war ein trügerischer Erfolg. Dieser drückte keine Präferenz für Nawalny aus, sondern lediglich eine Ablehnung gegenüber dem damals amtierenden Bürgermeister von Moskau.

Weltwoche: Das Putin-Regime hat ihm doch auch stets Steine in den Weg gelegt.

Baud: Dass Nawalny nie Fuss fassen konnte in der russischen Politik, lag an der mangelnden Unterstützung. Wiederholt scheiterte er bereits daran, die benötigten Unterschriften zu sammeln, die für die Zulassung zu einer Kandidatur notwendig sind. Er war bekannt in Moskau und möglicherweise noch in Sankt Petersburg. Ansonsten war er in Russland weitgehend bedeutungslos.

Weltwoche: Nawalneys Witwe hat unlängst an der Münchner Sicherheitskonferenz teilgenommen. Sie kritisierte dort Putin scharf, den sie in der Verantwortung sieht für den Tod ihres Mannes. Wie ist das möglich, dass sie so rasch nach München gekommen ist?

Baud: Ich staune, dass Julia Nawalnaja kurz nach dem Tod ihres Mannes bereits an der Konferenz präsent war. Es ist möglich, dass westliche Politiker sie nun als nächste Oppositionspolitikerin in Russland aufbauen werden. Das erinnert mich an Swjatlana Zichanouskaja, die in Belarus lange auch im Schatten ihres Mannes stand, der jetzt im Gefängnis ist.

Weltwoche: Was für Auswirkungen hat Nawalneys Tod nun in politischer Hinsicht? Wer profitiert davon?

Baud: Für Putin ist das Ganze sehr ungünstig, bis zuletzt ist für ihn vieles gut gelaufen. Man denke nur an das Tucker-Carlson-Interview, das für den russischen Präsidenten ein Erfolg war. Er konnte die russische Sicht auf die Welt plausibel erklären. Nun stehen in einem Monat die Präsidentschaftswahlen in Russland an. Putin kontrolliert nun Awdijiwka, die Ukrainer haben sich von dort zurückgezogen. Warum die russische Regierung Nawalny genau jetzt ermordet haben soll, das sehe ich nicht ein. Aus westlicher Sicht sieht die Sache anders aus. Die USA wiederum sind in einer ungünstigen Position, auch wegen des Israel-Palästina-Konflikts. In der Ukraine herrscht Instabilität vor. Zudem spielt Nawalneys Tod nun auch denjenigen in die Hände, die sich gegen Verhandlungen mit Russland aussprechen und in der Ukraine bis zum bitteren Ende weiterkämpfen möchten. So gesehen, hat der Westen eher ein Interesse an Nawalneys Tod. Kommt hinzu: Im Kampf um die Deutungshoheit kommt dieser dem Westen gerade gelegen. In London steht jetzt das Schicksal des Journalisten Julian Assange auf dem Spiel, und nun blicken wir alle nach Moskau.

Weltwoche: Eine Lösung in der Ukraine ist also erneut in weite Ferne gerückt?

Baud: Vieles spricht dafür. Selenskyj und US-Präsident Joe Biden wehrten sich zuvor schon gegen Verhandlungen. Selenskyj hat ein Gesetz verabschiedet, das besagt: Solange er Präsident ist, wird es keine Verhandlungen mit Putin geben. Der Tod Nawalneys ist Wasser auf den Mühlen der Kritiker einer Ukraine-Lösung.

Die andere Sicht auf Alexei Nawalny: Seite 57



«Für Putin ist das Ganze sehr ungünstig»: Strafkolonie Polarwolf.

Mainstream und Mainstreamli

Wenn man nach Deutschland schaut, dann ist man geradezu stolz auf die Schweizer Medien.



Es sieht nicht gut aus für Deutschland. Denn der Faschismus steht vor der Tür. Da kann man als Journalist natürlich nicht untätig bleiben.

«Faschismus? Nie wieder!», muss man dem trotzig entgegenhalten.

Und was will der Faschismus, was wohl? Er will «unsere Freundinnen und Nachbarn und Kolleginnen», die aus Syrien und Afghanistan eingewandert sind, wieder in ihre Heimatländer zurückschicken. Dem muss man ein trotziges «Ganz sicher nicht» entgegenhalten.

«Nie wieder!» zu einem reaktivierten Faschismus und «Ganz sicher nicht» zu einer restriktiven Ausländerpolitik sind die Kernsätze einer Medienkampagne, die in Deutschland soeben startete. «Zusammenland» heisst die Kampagne. Sie wird angeführt von den Blättern der *Zeit*, von der *Süddeutschen Zeitung*, dem *Handelsblatt*, dem *Tagesspiegel*, der *Wirtschaftswoche* und dem Internetportal T-Online.

Als Sponsoren fand die Kampagne rund 500 zahlende Unternehmen, vom Buchhändler bis zum Busbetrieb, die in den beteiligten Blättern mit ihrem Logo auf einem Doppelseiten-Inserat aufgeführt werden. Das hat immerhin den Effekt, dass es in den Zeitungen seit Jahren wieder einmal eine doppelseitige Anzeige gibt, so, wie das in den früheren und faschismusfreien Zeiten üblich war.

Die «Zusammenland»-Aktion ist eine opportunistische Reaktion auf die wochenlangen Demonstrationen gegen rechts und gegen die AfD, eine AfD, die in manchen Bundesländern inzwischen um die 30 Prozent an Wählern bindet.

Die DVH-Mediengruppe des Verlegers Dieter von Holtzbrinck, zu der die *Zeit*, das *Handelsblatt*, der *Tagesspiegel* und die *Wirtschaftswoche* gehören, sah in den Demonstrationen eine Marketingchance. Man konnte sich mit einer Anti-AfD-Aktion bei der progressiven Leserschaft anpreisen. Die *Süddeutsche*, die stets gern die Linken krault, schloss sich dem Verbund sofort an.

Bevor wir das etwas näher analysieren, ein erster Blick in die Schweiz. «AfD-Vorbild Schweiz» schrieb die *Süddeutsche Zeitung*. Man stelle sich ein-

Die deutschen Medien haben einen Hang zum Massenaufmarsch, bei dem die Reihen fest geschlossen sind.

mal vor, Zeitungen aus diesem Land hätten mit einer Kampagne unter dem Titel «Zusammen-schweiz» auf den damaligen Aufstieg der SVP reagiert und vor einer kommenden Machtübernahme von Rechtsextremen gewarnt. Es hätte sich Hohn und Spott über sie ergossen, auch von jenen Redaktionen, auf denen man die SVP nicht mochte. Hysterie hätte man das genannt.

In Deutschland ist das anders: «Das ist nicht Hysterie, das ist Bürgerpflicht» titelte der staatsnahe Deutschlandfunk über die mediale «Zusammenland»-Initiative.

Die deutschen Medien haben einen Hang zum Massenaufmarsch, bei dem die Reihen fest geschlossen sind. Ein imposantes Beispiel war etwa die Kampagne, die 2015 während der ersten Flüchtlingswelle ablief. Angeführt von der *Bild*-Zeitung, ertönte auf allen Redaktionen mo-

natelang der Chorgesang mit dem Refrain «Refugees welcome». Niemand bezog eine Gegenposition zur bejubelten Massenimmigration.

Dann, fünf Jahre später, diesmal angeführt vom Haus Bertelsmann und seinem *Stern*, gab es erneut eine Medienkampagne, die nun «Gemeinsam gegen Corona» hiess und die Impfung propagierte. Genauso war es beim vereinigten Choral zu den Segnungen der Energiewende, der nun von ARD und ZDF orchestriert wurde. Wie immer, auch jetzt beim aktuellen Aufschrei gegen rechts, waren die Massenaufmärsche der deutschen Medien stramm regierungstreu.

Ein zweiter Blick in die Schweiz. Es gibt hier nur einen vergleichbaren Sündenfall: Im Jahr 2020 druckten fast alle Blätter auf ihrer Titelseite einen Aufruf ab: «Bleiben Sie zu Hause!» Sie übernahmen folgsam die Regierungsdoktrin, wonach Isolation die Ausbreitung von Corona aufhalten könnte. Zur Ehrenrettung der Schweizer Medien kann man anführen, dass damals das Massnahmenpaket zur Medienförderung im Parlament anstand. Mit ihrem staatsnahen Wohlverhalten hofften die Medien, möglichst viel Geld für sich herauszuholen.

Sonst aber, verglichen mit Deutschland, kann man durchaus stolz auf die Schweizer Medien und Journalisten sein. Diese Einheitsfront wie dort gibt es hier selbst bei Migrations- und Energiepolitik nicht. Auch bei Themen wie Masseneinwanderung oder CO₂-Reduktion, wo man eine publizistische Einheitsmeinung erwarten konnte, scherten selbst grosse Redaktionen immer wieder aus dem Zeitgeist aus.

Was in Deutschlands Medien Mainstream ist, ist bei uns erst ein *Mainstreamli*.

Amerikas zweitgrösster Showman

Wo Snoop Dogg ist, ist oben. Und wenn er mal unten ist, ist unten oben. Seit neustem findet der Rapper, Schauspieler und Unternehmer Donald Trump toll.

Mark van Huissing

Manchmal muss es schnell gehen im Showgeschäft. Weil man sonst keinen Stuhl mehr besetzen kann, wenn die Musik plötzlich aufhört. Diese Erkenntnis beziehungsweise das entsprechende Verhalten trifft auf viele erfolgreiche Unterhalter zu. Doch möglicherweise auf keinen besser als Calvin Broadus, bekannt, ach was: weltberühmt, als Snoop Dogg, den amerikanischen Rapper, Schauspieler und Unternehmer aus Long Beach.

Der 52-Jährige strahlt weit über das Musikgeschäft aus. Wen oder was er gut respektive schlecht findet, ist auch für die Wirtschaft beziehungsweise Politik von Bedeutung. 2012 unterstützte Snoop, wie er genannt wird, den Republikaner Ron Paul, als dieser Präsident Amerikas werden wollte. Doch dann gab er zehn Gründe bekannt, weshalb er Barack Obama wählen werde, den demokratischen Kandidaten (darunter: «he a black nigga», «he's BFF <bestest Freund für immer> with Jay-Z» sowie «Michelle [Obama] got a fat ass»).

Multiple Höhepunkte

Vier Jahre später ergriff er Partei für Hillary Clinton, «wir befinden uns an einem Punkt, an dem eine Alternative zum üblichen männlichen Gedankengang nötig ist», sagte Snoop für ihn unüblich klassisch und korrekt, was Inhalt sowie Syntax betrifft. 2020 empfahl er Joe Biden – und (wieder) nicht Donald Trump. Was sich heuer ändern könnte. Denn seine jüngste politische Botschaft, verbreitet in der Londoner *Sunday Times*, lautet: «Ich habe nichts als Liebe und Respekt für Donald Trump übrig.»

Er habe einen Grund für seinen *change of heart*, Sinneswandel, betreffend den voraussichtlichen erneuten Kandidaten der Republikaner, den er früher Ronald Klump, eine Anspielung auf den McDonald's-Clown, nannte: Trump begnadigte Ende 2020, kurz vor Ende seiner Amtszeit, Michael Harris, einen Mitgründer von Snoops erster Plattenfirma, Death Row (Harris war seit dreissig Jahren im Gefängnis wegen Drogenhandels und versuchten Mordes).

Die Geschichte von Snoop und dem 45. Präsidenten reicht lange zurück: Sie begegneten sich

2011 während einer Comedy-Central-Aufzeichnung – Trump trat damals in der Reality-TV-Serie «The Apprentice» auf. Und der Rapper fragte ihn weitsichtig, ob er plane, Obamas Nachfolger zu werden. «Es wäre nicht das erste Mal, dass Sie eine schwarze Familie aus ihrem Haus werfen würden.»

Der Aufstieg des Jungen aus den *mean streets* von Long Beach, einer Stadt, die zu Gross-Los-Angeles gehört, war so steil wie beachtlich. Sein Vater, ein Vietnam-Veteran und Sänger, verliess Frau und Sohn nur Monate nach dessen Geburt. Seinen Namen, Calvin Cordozar Broadus Jr., bekam der Kleine vom nächsten Mann der Mutter, die Ehe wurde 1975 geschieden, Snoop war vierjährig (er hat zwei Halbbrüder; den Spitznamen gab ihm die Mutter, weil er sie an Snoopy aus der «Peanuts»-Serie erinnert habe). Früh fiel er als Rapper und Unterhalter positiv auf. Und weniger positiv als Bandenmitglied (später bestritt er, zu den Crips gehört zu haben). Zwischen 1989 und 1992 sass er die meiste Zeit im Gefängnis ein, zur Hauptsache wegen Kokainhandels.

Seiner *street credibility*, Glaubwürdigkeit, hat es nicht geschadet, im Gegenteil – es war die Zeit des Gangsta-Rap, der Verherrlichung von Verbrechen und Kriminalität. 1991 wurde Dr. Dre, ein erfolgreich und einflussreicher Rapper plus Produzent, auf Snoop aufmerksam. Er war beeindruckt von dessen hausgemachtem Mixtape, einer Art klingender Visitenkarte, und liess Snoop in der Folge auf seinem massgebenden und bestverkaufenden Album «The Chronic» von 1992 mitrappen.

Im folgenden Jahr produzierte er Snoops Debütalbum «Doggystyle», das Broadus fast alleine geschrieben hatte und das hohe Plätze in den Hitparaden belegte. Die meisten Kritiker waren begeistert von Snoops Flow, seiner entspannten Darreichung der oft witzigen Texte, und Dr. Dres ge-

konnter Produktion mit satten Beats et cetera. Einzelne Rezensenten urteilten zwar, die *lyrics* seien schon recht frauenverachtend plus glorifizierten den Gangster-Lifestyle (was ebenfalls stimmt). Doch mehrheitlich wurde das nicht als Makel angesehen, sondern als dem Genre innewohnende Qualität und trug dazu bei, dass beide LPs als multiple Höhepunkte des West-Coast-/Gangsta-Rap sowie des G-Funks wahrgenommen werden.

Von da an ging's bergab mit der Karriere, genauer: Musikerkarriere. Damit wir uns richtig verstehen, Snoops viele, viele Aufnahmen, die folgten, wurden eigentlich nicht viel schwächer (zu den Ausnahmen zählt «Reincarnated», sein *cheesy*, gekünsteltes und schnulziges, Reggae-Album, das er 2012 als Snoop Lion ablieferte). Nein, er veröffentlichte bloss immer mehr oder weniger das Gleiche, zitiert sich selbst noch unverschämter, als Rapper und Hip-Hop-Künstler dies ohnehin tun, in einer Musikrichtung, die sich stetig ändert zudem. Um auch die starke Ausnahme zu erwähnen: «Bible of Love», sein Gospel-Album

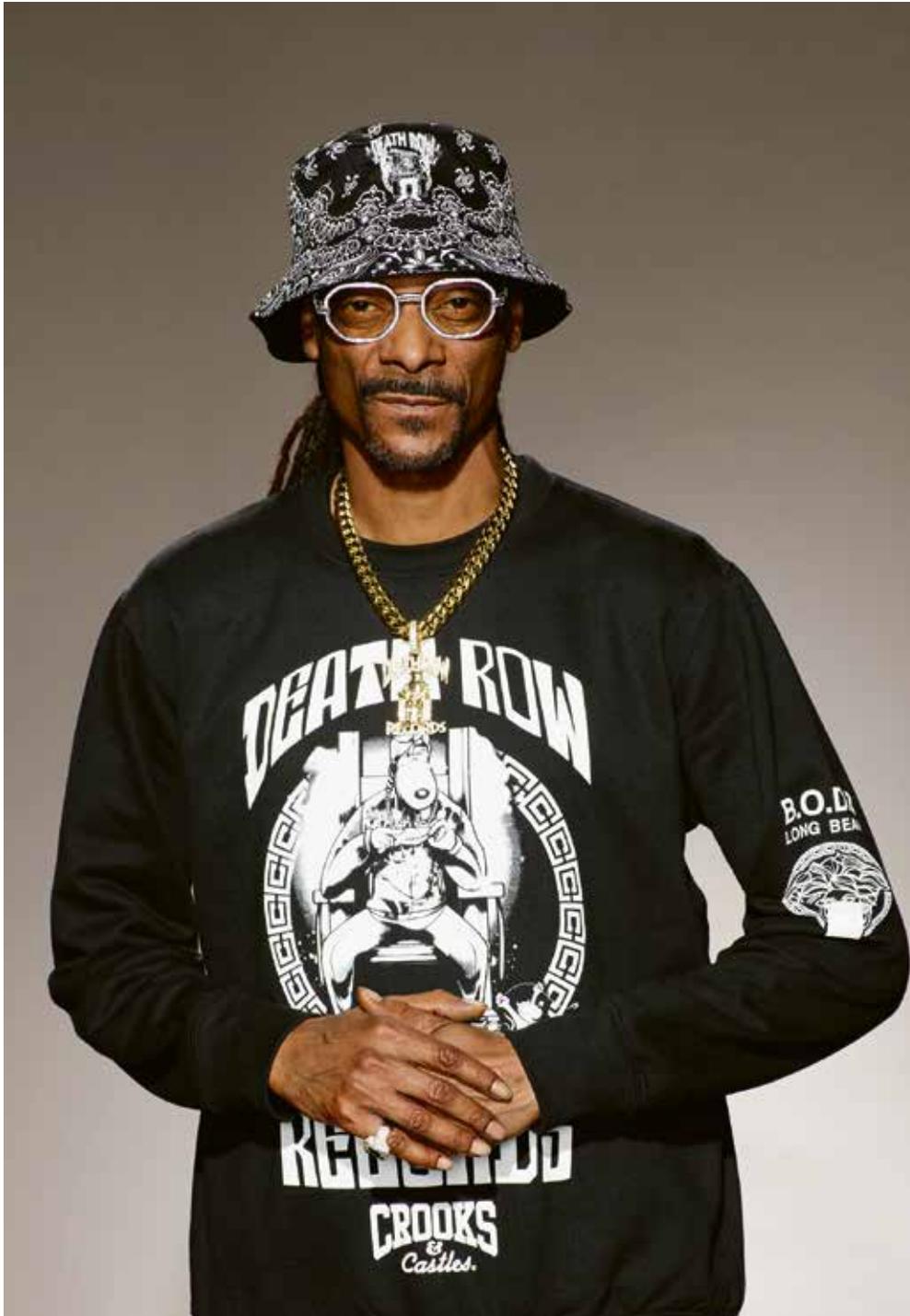
von 2018, ist überraschend und gelungen, damals beschrieb er sich als *born-again Christian*, einen bekehrten Christen. 2009 war er noch Mitglied der Nation of Islam, beeindruckt von Louis Farrakhan, gewesen und dazwischen kurz Rastafari, er sah/sieht sich manchmal als wiedergeborenen Bob Marley.

Ferner und früher war er freigesprochen worden von einer Anklage wegen Mordes – sein Leibwächter soll 1994 einen Gegner erschossen haben, aus Notwehr. Eine Zeitlang war er Zuhälter («That shit was my natural calling», das war meine natürliche Berufung,

gab ihn die *New York Times* wieder), dann vegan lebender Echtpelzmantelträger. Und er ist, mit kurzen Pausen von wenigen Tagen, Dauer-stoner, Marihuana-Raucher (medizinisch bedingt und also legal, zur Migränebehandlung, pafft/e



Street credibility: mit Trump, 2011.



Wie er das geschafft hat? Snoop Dogg, 52.

gegen achtzig *blunts*, reine Graszigaretten, am Tag). Sowie Vater von vier Kindern – drei mit seiner Frau/grossen Liebe seit der Schulzeit, Shante Taylor, von der er sich 2004 scheiden liess, bevor er sie 2008 ein zweites Mal heiratete, sowie eines, das er um die Zeit der ersten Hochzeit mit Shante, 1997, mit einer anderen zeugte. Und, bevor es vergessen geht, seine Unternehmer- sowie Popkulturbeeinflusser-Laufbahn führte über alle Jahre immer nur bergauf, sein geschätztes Vermögen soll 160 Millionen Dollar betragen (Quelle: *South China Morning Post*).

Längst ist Snoop hauptberuflich Unternehmer. Im Business, so sieht's aus, ist er sehr gut. In einem Gespräch für die «Corner Office»-Kolum-

ne der NYT gab er Auskunft über seine Erkenntnisse. «Wie wählen Sie Firmen aus, mit denen Sie zusammenarbeiten?», fragte der Journalist (Snoop ist oder war Markenbotschafter von Corona-Bier, Beyond Meat, vegane Fleischersatzprodukte, respektive Bic-Feuerzeugen). Es müsse Spass machen. Und sich lohnen – «got to be fun. And going to make funds.» Solange das Wort «fun» enthalten sei, sei's cool, antwortete er. Sein vielleicht wertvollster Rat: «Du musst früh einen Fuss in der Türe haben. Sonst bleibst du draussen.» Er werde oft gefragt: «Hey, Snoop, willst du unser Testimonial sein?», nachdem eine Firma gross geworden sei. Wollte er dann aber nicht mehr, stattdessen ein Stück vom Ku-

chen. «Gib mir Anteile. Andernfalls – *fuck you* und deine Company.» Er ist Aktionär von Reddit, einer Social-Media-Website (zusammen mit Sam Altman oder Peter Thiel), und von Eaze, einem kalifornischen Marihuana-für-medizinische-Zwecke-Lieferdienst. Merry Jane, ein digitaler Marihuana-Nachrichtenkanal, und Leafs by Snoop, Cannabis-Produkte, gehören ihm allein. Und schliesslich betreibt er eine E-Sport-Liga (Videospiele) und leitet Musikfirmen mit.

«Nichts als Liebe und Respekt»

Seine grösste Leistung aber ist, dass ihn so viele Amerikanerinnen und Amerikaner (plus Menschen irgendwo auf der Welt) mögen. Dass sie ihn als einen sich selbst nicht zu wichtig nehmenden, erfrischend ehrlichen, irgendwie zu Herzen gehenden *buddy*, Kumpel, sehen. Nicht als selbstgerechten Chauvinisten, Sexisten, Opportunisten, als früher gewalttätigen, heute sich mit anderen Mitteln den eigenen Vorteil verschaffenden harten Hund im geschäftlichen sowie privaten Leben. Diese Entwicklung zu Everybody's Darling, dem Lieblingsonkel, ist vielleicht sein Meisterstück.

Wie er das geschafft hat? Grosse Frage, kurze Antwort: Er ist ein Showman der Extraklasse. Wer weniger vertraut ist mit seiner Bühnen-

Er ist, mit kurzen Pausen von wenigen Tagen, Dauer-stoner, Marihuana-Raucher.

performance, sieht sich auf Youtube die Aufzeichnung der Halbzeitshow des Super-Bowl-Finales 2022 an. Die Mitperformer – Dr. Dre, Kendrick Lamar, Mary J. Blige, Eminem und 50 Cent – mögen die grösseren Stars und ihm künstlerisch überlegen sein. Doch Snoop ist der Lässige, der, den man zu kennen und mögen meint, mit dem man ein Bier trinken möchte. Und der einem dann vielleicht sagen würde: «Hey, du bist auch super, hast es voll drauf. Ist bloss nicht so gut gelaufen bei dir, aber *fuck it.*»

Tatsächlich gesagt hat Calvin Cordozar Brodus Jr.: «Ich habe nichts als Liebe und Respekt übrig für Donald Trump.» Und zwar währenddem er die Werbetrommel für seinen neuen Film mit Namen «The Underdoggs» rührte (es geht darin um einen Fussballcoach, der Kinder aus einer miesen Gegend von Los Angeles an die Meisterschaft führt, damit sie nicht Bandenmitglieder werden). Mit anderen Worten: Kunst imitiert Realität, Snoop hat tatsächlich eine Fussball-Liga gegründet, in der Kinder aus schwierigen Verhältnissen. Das ist verdienstvoll. Und wahrscheinlich hätte das breite Publikum nichts davon mitbekommen beziehungsweise nie gelernt, dass Showman Snoop zugleich Wohltäter Dogg ist. Wenn er nicht über seine neuen guten Gefühle für Präsidentschaftsbewerber und Showman Trump öffentlich gesprochen hätte.

Genderfluide Indianer

Über vierzig Jahre sind vergangen, seit ich in Peru erstmals enger in Kontakt mit den Indianern kam. Was mich am meisten überraschte, neben der dominanten Rolle der Frauen, war der lockere Umgang mit Homosexualität. Für einen Coiffeur oder Schneider waren ein tuntenhaftes Gehabe oder gelackte Fingernägel völlig normal und geschäftsfördernd. Niemand schien sich daran zu stören, im Gegenteil. Von Gender sprach damals, Anfang der 1980er Jahre, notabene noch kein Mensch.

Dasselbe erlebte ich später in Mexiko, bei den Zapoteken in Juchitán, wo man getrost von einem Matriarchat sprechen kann. Es war frappierend, wie die kräftig gebauten und trinkfesten Indianerinnen in ihren bunten Huipiles ihre schwächtigen Männer herumkommandierten. Um die Transsexuellen – sogenannte Muxhes – haben sie derweil einen veritablen Kult entwickelt.

Akzeptiert und integriert

Insofern kann ich die von Gender-Aktivistinnen verbreitete These empirisch bestätigen, wonach bereits die amerikanischen Urvölker eine natürliche Fluidität der Geschlechter anerkannt haben. Zugleich muss ich sie aber bitter enttäuschen. In derselben Masse, wie Schwule – zumindest in den mir bekannten indianischen Kulturen – akzeptiert und integriert sind, müssen Lesben nach meinen Erfahrungen mit unverhohlener Ablehnung rechnen.

Aufgrund zahlloser Gespräche fand ich für dieses Paradox nur eine Erklärung. Für die Fortpflanzung, ein zentrales Thema in allen Stammeskulturen, ist die Frau unverzichtbar. Ihre Fruchtbarkeit steht über allem. Der Samenspender hingegen ist austauschbar. Viele Mütter sind glücklich über einen schwulen Sohn. Denn er wird sie im Alter umsorgen. Und keine



Achtung, Diktatur der Biologie.

Schwiegertochter steht ihm dabei im Wege.

Macht euch keine Illusionen, liebe Naturfreunde. Die Gesetze der Wildnis sind unerbittlich. Wer die Diktatur der Biologie missachtet, hat schlechte Überlebenschancen.

Alex Baur

Plauderstündchen mit Hund und Katz



Tierfreunde träumen davon, mit ihren Liebsten zu kommunizieren. Der Traum könnte Wirklichkeit werden.

Pierre Heumann

Wenn der Hund bellt, die Katze miaut oder die Kuh muht, ist das ihre tierische Art, mit Menschen zu kommunizieren. Doch was wollen sie uns mitteilen? Um das zu verstehen, hilft Intuition. So können Eltern oft erkennen, ob ihr Kind vor Hunger weint oder nur Aufmerksamkeit sucht. Die Frage der Tiersprachforscher ist vergleichbar, greift aber auf künstliche Intelligenz, leistungsstarke KI-Algorithmen und grosse Sprachmodelle, zurück. Zudem ermöglichen ihnen leistungsstarke Mikrofone Einblick in eine bisher unzugängliche Welt des Klangs.

So konnte der Tel Aviver Neurowissenschaftler und Tierforscher Yossi Yovel mit Hilfe von KI-Algorithmen am Beispiel von Fledermäusen anhand ihrer Laute unterscheiden, ob sie um Futter, Sex oder eine Schlafposition kämpfen. Zusammen mit seinem Forschungsteam trainierte Yovel ein KI-Modell mit Tausenden von Fledermausgeräuschen, um eine neue künstliche Tonfolge zu erzeugen, ähnlich, wie Chat GPT Texte erzeugen kann. Anschliessend entschlüsselte Yovel die Ultraschall-Lautäusserungen von Fledermäusen, um herauszufinden, welche Kontexte für sie wichtig sind.

Tor zum Innenleben

Bei vielen Tieren würden Forscher jetzt mehr Kommunikation entdecken, als sie gedacht hätten, sagt Yovel. «Wir entdecken, dass Tiere viel raffinierter sind, als man bisher annahm.» Sie seien sich zum Beispiel der Schmerzen bewusst und würden komplexe Entscheide treffen.

Doch eine Einschränkung sei zu beachten, warnt Yovel vor übertriebenen Erwartungen. Ein grosser Teil der Trainingsdaten für generative KI-Modelle basiere auf Datensätzen, die von

menschlichen Forschern beschriftet wurden. «Ich schreibe, dass die Fledermäuse um Futter streiten, aber vielleicht stimmt das nicht», meint Yovel, «vielleicht streiten sie um etwas, wovon ich keine Ahnung haben kann, weil ich ein Mensch bin.» Es sei, so Yovel, unmöglich, die Voreingenommenheit der menschlichen Interpretation zu beseitigen. Man werde sich mit Katzen nicht über ihr Befinden unterhalten können oder einen Delphin auffordern, das Dasein eines Delphins zu schildern, oder seinen



Hund fragen, was er gerade denke:

«Wenn Tiere nicht über diese Dinge sprechen, gibt es für uns keine Möglichkeit, mit ihnen darüber zu reden.» Kommunikation, so argumentiert Yovel, sei nicht das Tor zum Innenleben eines Tieres. Er bezweifelt deshalb, dass sich der Mensch mit Tieren je wird unterhalten können.

Und doch macht er daraus eine Karriere, weil ihn das Verhalten von Tieren interessiert. Er

wolle verstehen, wie komplex ihre Kommunikation sei, wie sie sich orientierten, wie sie Probleme lösten, wie sie Entscheidungen trafen. Die Aufgabe, mit Tieren zu kommunizieren, bezeichnet er als «Dr.-Dolittle-Herausforderung», benannt nach den gleichnamigen Erzählungen, die Eltern vor rund hundert Jahren ihren Kindern als niedliche Gutenachtgeschichten vorlasen. Das klang damals wie Science-Fiction. Aber jetzt sind Forscher weltweit daran, den Code der artenübergreifenden Kommunikation zu knacken und einen Algorithmus für die Kommunikation mit nichtmenschlichen Organismen zu entwickeln. Ihr anspruchsvolles Ziel: eine zoologische Version von Google Translate. Sollte ihnen das eines Tages in ferner Zukunft gelingen, stellen sich indessen neue Fragen, zum Beispiel: Worum wollen wir mit ihnen sprechen?

Berner Wirtschaftskriege

Die Schweiz sanktioniert andere Staaten, als gäbe es kein Morgen. Ob die Massnahmen etwas nützen, scheint in der Verwaltung niemanden zu interessieren. Verantwortlich ist SVP-Bundesrat Guy Parmelin. In seiner Partei rumort's.

Rafael Lutz

Was haben Burma, Simbabwe, Belarus, Guinea, Syrien, Russland, Burundi, Venezuela, Nicaragua und Moldau gemein? All diese Staaten stehen wegen tatsächlicher oder mutmasslicher Menschenrechtsverletzungen auf der EU-Sanktionsliste. Schön brav hat die Schweiz diese jeweils übernommen.

So auch nach dem russischen Angriff auf die Ukraine im Februar 2022. Anfang Februar nun hat der Bundesrat das zwölfte «Sanktionspaket» der EU gegen Russland grosso modo umgesetzt. Damit ist jetzt die Einfuhr von Roheisen, flüssigem Propangas oder Diamanten aus Russland verboten. Ausserdem wurden 147 weitere Personen und Organisationen auf die Sanktionsliste gesetzt. Sie ist seit 2022 exponentiell gewachsen und umfasst inzwischen 1609 Personen und 333 Organisationen. Betroffen sind überwiegend Russen, von denen rund 7,5 Milliarden Franken auf Schweizer Konten gesperrt sind.

Gemäss der Datenbank OpenSanctions.org toppt die Schweiz bei den Sanktionen quantitativ etwa die USA bei weitem. Sie hat insgesamt 1972, die USA haben lediglich 723 Sanktionen gegen Russland erlassen. Im Kampf gegen russische Organisationen und Bürger ist zuletzt auch das Anwalts- und Bankgeheimnis aufgeweicht worden.

Zweifel am Tabu

Der Bundesrat ist zwar nicht verpflichtet, EU-Sanktionen zu übernehmen. Für die Schweiz als Uno-Mitglied bindend sind lediglich Resolutionen des Uno-Sicherheitsrats. Doch spätestens seit 2022 ist ein von Brüssel und Washington eigenständiges Handeln in Bern nicht mehr erkennbar. Die Schweiz beteiligt sich am Wirtschaftskrieg.

Exemplarisch dafür steht das Sanktionskontrollregime, das in den vergangenen Monaten aufgebaut worden ist. Die Zahl der Mitarbeiter, die sich im Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) den Sanktionskontrollen wid-



Brüssel und Washington bestimmen: Politiker Parmelin.

men, ist in jüngster Zeit verdreifacht worden, wie Simon Plüss unlängst gegenüber Radio Télévision Suisse sagte. Plüss ist Leiter des Leistungsbereichs Exportkontrollen und Sanktionen im Seco, einer Stelle, die vergangenen Herbst neu geschaffen worden ist. Gegenwärtig sind 47 Verwaltungsverfahren wegen möglicher Verstösse gegen die Ukraine- sowie gegen die Belarus-Verordnung am Laufen; im Frühjahr 2023 waren es noch 23.

Neutralitätsrechtlich mögen die Sanktionen unproblematisch sein. Neutralitätspolitisch sieht es anders aus: Die Vertrauenswürdigkeit

Die Vertrauenswürdigkeit der Schweiz als neutrale Vermittlerin ist weitgehend zerstört.

der Schweiz als neutrale Vermittlerin ist weitgehend zerstört. Einer der Hauptverantwortlichen dafür ist SVP-Bundesrat Guy Parmelin. Als Wirtschaftsminister ist er der politische Chef des Seco, das nicht weniger als 25 Staaten sanktioniert. Dies stehe im Einklang mit den «neutralitätspolitischen Grundsätzen der Schweiz», heisst es aus dem Wirtschaftsdepartement.

Doch Parmelins Parteikollegen stören sich zunehmend am konfrontativen Kurs des Bundesrats. SVP-Nationalrat Franz Grüter sagt: «Es scheint ein Tabu zu sein, die Wirkung der Sanktionen zu analysieren und zu hinterfragen. Hier würde ich vom Departement Parmelin ein klar proaktiveres Vorgehen erwarten.»

Ähnlich sieht es SVP-Nationalrat Roland Büchel: «Dem Gesamtbundesrat fehlt es an Mut und Standhaftigkeit. Ich sähe es nicht ungern, wenn der Wirtschaftsminister bereit wäre, dann und wann etwas mehr anzuecken.»

SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi gibt immerhin zu bedenken: «Parmelin kann in der Sanktionsfrage nicht viel bewegen, weil er keine Mehrheit im Bundesrat hat.»

Unvollständige Zahlen

Die Kritiker innerhalb der SVP sind der Meinung, dass sich die Schweiz mit den Sanktionen bloss selbst schade. «Mit den Sanktionen schiessen wir uns ins eigene Knie», sagt Büchel. Umso bedauerlicher sei es, dass der Wirtschaftsminister hier nicht mehr Gegensteuer leiste. Grüter bemängelt, dass die Sanktionen kaum analysiert würden. «Leider sind mir bis heute keine Statistiken oder Auswertungen bekannt, welche die Wirkung der Sanktionen im Detail belegen. Klar ist aber: Russland kann die Rohstoffe weiterhin verkaufen.»

Aufschlussreiche Zahlen, die aufzeigen, was die Sanktionen genau gebracht haben, kann das Seco tatsächlich nicht liefern. Mediensprecher Fabian Maienfisch teilt lediglich mit: «Als konkretes Ergebnis der Sanktionen sind derzeit beispielsweise rund 260 Milliarden Euro an Vermögenswerten der russischen Zentralbank in den sanktionierenden Staaten immobilisiert.» Zudem seien die russischen Steuereinnahmen gesunken.

Keine Angaben macht das Seco darüber, welche Auswirkungen die Sanktionen für die Schweizer Wirtschaft gehabt haben. Eine Kosten-Nutzen-Analyse ist für das Wirtschaftsdepartement offenbar unnötig.

Migration zerstört den Wohlfahrtsstaat

Setzt sich die Masseneinwanderung fort, gefährdet sie die Grundsäulen unserer Gesellschaft, sagt der niederländische Mathematiker und Kulturanthropologe Jan van de Beek. Seine Studie löst eine Kontroverse aus. Hier nimmt er Stellung zu den drängendsten Fragen.

Urs Gehriger

Migrationsforscher aus den Niederlanden haben die «Folgen der Einwanderung für die öffentlichen Finanzen» untersucht. Ihre Studie «Borderless Welfare State»* lässt aufhorchen:

Setze sich die Masseneinwanderung fort wie gewohnt, bedeute dies «das Ende des Wohlfahrtsstaates, wie wir ihn heute kennen», lautet die Kernbotschaft.

Die Forscher legen dar, dass Asylbewerber im Schnitt keinerlei positive Effekte für die Staatskasse haben – sie verursachen im Gegenteil Kosten in Höhe von durchschnittlich 475 000 Euro. Flüchtlinge aus Afrika kommen den Staat mit 625 000 Euro pro Person am teuersten zu stehen (Grafik S. 28).

Überdies kommt die Studie zum Schluss, dass die Einwanderung keine Lösung für die Überalterung unserer Bevölkerung bietet. «Die gegenwärtige Einwanderung verschlimmert das Problem eher, als dass sie es verbessert.»

Federführend an der Untersuchung beteiligt war Jan van de Beek. Forschungen über Kosten und Nutzen der Einwanderung seien verpönt, sagt er im Gespräch mit der *Weltwoche*. Er versteht seine Studie als Weckruf.

Weltwoche: Die Berechnungen in Ihrem Bericht lassen keinen Zweifel daran, was unbegrenzte Massenimmigration langfristig bedeutet: «zunehmender Druck auf die öffentlichen Finanzen und letztlich das Ende des Wohlfahrtsstaates, wie wir ihn heute kennen». Herr van de Beek, was sind, in ein paar Sätzen zusammengefasst, die Schlüsselfaktoren die-

ses Drucks? Und wie zerstören sie den Wohlfahrtsstaat?

Jan van de Beek: Der Wohlfahrtsstaat ist ein Mittel zur Umverteilung des Einkommens von meist gutausgebildeten, gutverdienenden Menschen zu Menschen mit einem niedrigeren Einkommensniveau. In den Niederlanden ziehen wir vor allem gering qualifizierte Einwanderer an. Geringqualifizierte Zuwanderer kosten Geld, wegen dieser Umverteilung des Sozialstaates. Ein Teil davon ist das, was wir den umgekehrten Wohlfahrtsmagneten nennen.

Weltwoche: Will heissen?

Van de Beek: Migranten, die Nettokosten verursachen, haben eine viel grössere Tendenz, lange im Land zu bleiben. Ein weiterer Faktor ist die kulturelle Distanz: Je grösser die kulturelle Distanz einer Gruppe ist, desto wahrscheinlicher ist es, dass sie Nettokosten für den

Flüchtlinge aus Afrika kommen den Staat mit 625 000 Euro pro Person am teuersten zu stehen.

niederländischen Wohlfahrtsstaat darstellt. Die Zuwanderung von Menschen mit geringen Qualifikationen und grosser kultureller Distanz erhöht den Anteil der Nettoempfänger. Es gibt zwar auch viele Einwanderer, die Geld in die Niederlande bringen, aber sie sind den Nettoempfängern zahlenmässig weit unterlegen. Das ist das Hauptproblem.

Weltwoche: Sie weisen auf grosse Unterschiede zwischen westlichen und nichtwestlichen Einwanderern hin. Welche belasten den Fiskus und die Sozialsysteme am wenigsten, welche am meisten?

Van de Beek: Die westlichen Gruppen sind für unsere Gesellschaft die vorteilhaftesten. Aber Kategorien wie «westlich» und «nichtwestlich», wie sie von der Regierungsbehörde Statistics Netherlands verwendet werden,



Forscher van de Beek.

sind sehr unpräzise. Also haben wir diese Gruppen verfeinert und weiter untersucht. Wir stellen fest, dass innerhalb der westlichen Gruppe vor allem Menschen aus hochentwickelten Regionen wie Skandinavien, den angelsächsischen Ländern, aber auch aus Japan, der Schweiz oder aus Frankreich sehr vorteilhaft sind. Das Schlusslicht in der westlichen Gruppe, wenn es um den

steuerlichen Nettobeitrag geht, sind Menschen aus Mittel- und Osteuropa. Der Grund dafür ist ganz einfach: Sie verrichten viel niedrigqualifizierte Arbeit. Menschen, die niedrigqualifizierte Arbeit verrichten, sind im Durchschnitt Nettoempfänger.

Weltwoche: Wie sieht das Bild innerhalb der nichtwestlichen Gruppe aus?

Van de Beek: Es gibt einige Länder, zum Beispiel solche in Ostasien oder wie Südafrika und Israel, die aufgrund ihres hohen Entwicklungsniveaus auf der positiven Seite stehen. Aber das sind die Ausnahmen. Diejenigen, die innerhalb der nichtwestlichen Gruppe die höchsten Kosten verursachen, sind die Menschen aus dem Nahen Osten und aus Afrika, und zwar aufgrund einer Kombination aus einem niedrigen Qualifikationsniveau und der Tatsache, dass viele von ihnen als Asylbewerber oder durch Familiennachzug kommen. Diese beiden Typen der Einwanderung sind sehr kostspielig.

Weltwoche: Entscheidend sind die Motive der Zuwanderung wie Asyl, Familiennachzug, Arbeits- oder Bildungseinwanderung. Hier gibt es erhebliche Unterschiede. Wer kostet am meisten? Wer ist der grösste Nutzniesser für das Gastland?

Van de Beek: Die höchsten Kosten verursachen Asylanten und Familiennachzug, weil diese beiden Gruppen nicht zum Arbeiten kommen. Sie sind im Durchschnitt gering qualifiziert, viel geringer als die Studien- und Arbeitsmigranten. Sie haben vielleicht eine Ausbildung oder Berufserfahrung, aber vieles davon können sie in den Niederlanden nicht





«Wir schaden uns selbst»: irakische Flüchtlinge auf der Nordseeinsel Borkum (D).

anwenden. Studienmigranten sind im Durchschnitt hochqualifiziert, aber die meisten verlassen das Land innerhalb weniger Jahre wieder. Diejenigen Migranten, die bleiben, sind hingegen unterdurchschnittlich qualifiziert. Migranten, die eine starke Tendenz zum Bleiben haben, sind ausserdem Menschen, die bei allen Integrationsindikatoren nicht gut abschneiden. Nach einer Weile summieren sich die Negativfaktoren. Die Kosten für die Menschen, die bleiben, sind viel grösser, weil sie – anders als Menschen, die zum Studieren kommen – dauerhaft hierbleiben. Sie bleiben im Durchschnitt jahrzehntelang. Das fällt in der Gesamtberechnung viel stärker ins Gewicht.

Weltwoche: Migranten, die zum Arbeiten kommen, helfen unseren Gesellschaften, so die vorherrschende Meinung. Doch es gibt offenbar grosse Unterschiede unter Arbeitsmigranten.

Van de Beek: Im Grossen und Ganzen ist die Arbeitsmigration die positivste Form der Zuwanderung. Vor allem wenn die Menschen aus angelsächsischen Ländern, aus Skandinavien, der Schweiz, Frankreich oder Japan kommen. Zu meiner anfänglichen Überraschung kann die Arbeitsmigration allerdings auch sehr negativ sein. Zum Beispiel ist die Arbeitsmigration aus Afrika und dem Nahen Osten sowie aus den mittel- und osteuropäischen Ländern aufgrund des niedrigen Bildungsniveaus und anderer Faktoren negativ.

Weltwoche: Es heisst oft: «Europa braucht Einwanderung, denn wegen der geringen Geburtenraten überaltert unsere Gesellschaft.» Doch Ihre Studie kommt zu einem anderen Schluss: «Die Einwanderung scheint keine Lösung für die Überalterung unserer Bevölkerung zu bieten [...] Die gegenwärtige Einwanderung verschlimmert das Problem eher, als dass sie es verbessert.» Können Sie erklären, warum?

Van de Beek: Der Wohlfahrtsstaat hat zwei Formen der Umverteilung. Eine Form ist, wie ich bereits erwähnt habe, die Umverteilung von dem gutausgebildeten, gutverdienenden Teil der Bevölkerung zur Bevölkerung mit geringerer Erwerbsfähigkeit. Die andere Form der Umverteilung erfolgt zwischen Menschen in den drei Lebensphasen Jugend, Arbeit und Rente. Die Alterung stellt ein Problem für den Staat dar, weil dadurch die Zahl der Nettoempfänger steigt. Wenn man dieses Problem lösen will, ist das Letzte, was man braucht, die Zuwanderung von Einwanderern, die im Durchschnitt Nettoempfänger sind. Doch genau dies geschieht in der Realität.

Weltwoche: Nun könnte man sagen: «Wir werden selektiver und lassen nur noch Einwanderer zu, die im Laufe ihres Lebens einen durchschnittlichen Nettobeitrag leisten.»

Van de Beek: Ja, zum Beispiel einen Nettobeitrag von durchschnittlich 100 000 Euro. Wenn wir das tun, werden wir immer noch ein gros-

ses Problem mit dem Bevölkerungswachstum haben. Denn mit dieser Strategie, so haben wir berechnet, würden in den Niederlanden in den nächsten sechzig Jahren wahrscheinlich zehn Millionen zusätzliche Einwohner hinzu-

Wir sollten mit dem Asylrecht für Menschen von ausserhalb Europas Schluss machen. Unbedingt.

kommen. Das würde das ohnehin schon grosse Problem des Bevölkerungsdrucks, das wir in den Niederlanden – ähnlich wie in der Schweiz – erleben, noch verschärfen.

Weltwoche: Der Migrationsdruck auf Europa wird weiter zunehmen. Sie zitieren die jüngste Bevölkerungsprognose der Uno, wonach die Gesamtbevölkerung Afrikas und des Nahen Ostens bis zum Ende dieses Jahrhunderts von 1,6 Milliarden auf 4,7 Milliarden ansteigen wird. Was bedeutet das für Ihr Land und für Europa?

Van de Beek: In der Tat ist im Nahen Osten und in Afrika ein schnelles Bevölkerungswachstum zu beobachten, und das führt zu einem Jugendüberschuss. Wenn man junge Menschen nicht auf dem Arbeitsmarkt unterbringen kann, und offensichtlich sind die Länder im Nahen Osten und in Afrika nicht dazu in der Lage, dann entsteht ein enormer Druck, das Land zu verlassen. Wir wissen aus allen möglichen Untersuchungen

weltweit, dass Hunderte Millionen von Menschen diese Gebiete verlassen wollen. Viele von ihnen würden gerne nach Europa kommen. Daraus erwachsen bei uns zwei zentrale Probleme: Das erste Problem ist das niedrige Qualifikationsniveau, das zweite ist die grosse kulturelle Distanz.

Weltwoche: Mit kultureller Distanz meinen Sie die Unterschiede zwischen unserer Kultur

Den Vorwurf, dass wir mit unserer Studie Rechtsextremen in die Hände spielen, halte ich für falsch.

und derjenigen von Migranten. Wie wirkt sich diese Distanz aus?

Van de Beek: Um dies zu eruieren, verwenden wir einen sehr grossen Datensatz. Es handelt sich um den World Values Survey. Wenn man die kulturelle Distanz zwischen, sagen wir, dem sogenannten protestantischen Kulturcluster in Europa und anderen Gebieten in der Welt auf der Grundlage dieses riesigen Datensatzes berechnet, sieht man, dass die kulturelle Distanz zu Afrika und dem Nahen Osten am grössten ist. Wir können auch sehen, dass selbst in der zweiten Generation sich diese kulturelle Distanz negativ auf die Integration auswirkt.

Weltwoche: Das erstaunt. Man könnte erwarten, dass sich die zweite Generation besser integriert.

Van de Beek: Zwischen Einwanderern der zweiten Generation aus dem protestantischen Europa und Einwanderern der zweiten Generation aus Afrika und dem Nahen Osten klafft im Laufe des Lebens eine Lücke auf. Wir müssen also zwei Faktoren besonders im Auge behalten: die kulturelle Distanz der Migranten und das Bildungsniveau. Wenn diese Gruppen in immer grösserer Zahl zu uns kommen und um Asyl ersuchen, können wir unter heutigen Voraussetzungen kaum etwas dagegen tun, wegen des Asylrechts. Meine Schlussfolgerung ist, dass wir mit dem Asylrecht für Menschen von ausserhalb Europas Schluss machen sollten. Unbedingt. Das ist das Erste, was wir tun müssen.

Weltwoche: Was meinen Sie damit?

Van de Beek: Wir müssen den Asylvertrag der Vereinten Nationen abschaffen, was an sich schon ein Tabu ist. Wenn man die Einwanderung steuern will, kann man nicht all diese internationalen Verträge haben. Sie machen es unmöglich, Migrationsströme zu lenken. Es ist so, dass diese Verträge einen humanitären Charakter haben, aber sie töten viele Menschen auf dem Mittelmeer. Sie sind in ihrem Kontext nicht humanitär, es gibt bei uns eine Menge Heuchelei in der Migrationsdebatte.

Weltwoche: Wenn ich Ihre Studie richtig verstanden habe, zerstört zu grosse Toleranz in der Asylfrage letztlich die Grundpfeiler unserer Gesellschaft, wie den Sozialstaat.

Van de Beek: Wir schaden uns selbst. Einerseits finanziell, denn Asyl ist die mit Abstand teuerste Form der Einwanderung. Das bedeutet in der Konsequenz andererseits, dass wir die Struktur unserer Gesellschaft verändern, weil wir viele Menschen mit grosser kultureller Distanz einreisen lassen. Wir stellen fest, dass dies die Integration sogar der zweiten Generation absolut behindert. Vor allem bei Muslimen. Doch es kommt ein interessanter Aspekt dazu: Unsere Studie zeigt, dass Mischehen sich enorm positiv auf die Integration der zweiten Generation auswirken.

Weltwoche: Das heisst: Je stärker sich Einheimische und Zuwanderer familiär binden, desto besser verläuft die Integration.

Van de Beek: Ja. Doch wenn Menschen aus religiösen Gründen keine Mischehen mit Einheimischen eingehen wollen, behindert das die Integration der zweiten und auch der dritten Generation enorm. Auf lange Sicht ist das ein ernsthaftes Problem.

Weltwoche: Ihre Studie hat europaweit Aufmerksamkeit erregt. Analysen, die sich detailliert mit den Herkunftsregionen beschäftigen, werden kaum durchgeführt. Es bestehe die Befürchtung, dass dies als Diskriminierung wahrgenommen werden könnte, sagt der Bremer Migrationsforscher Stefan Luft. Sind Sie in den Niederlanden auf ähnliche Ängste gestossen?

Van de Beek: Ja, natürlich. Ich habe sogar meine Doktorarbeit darüber geschrieben. Die Leitfrage lautete: «Warum forschen wir so wenig über die Kosten und den Nutzen der Einwanderung?» Dabei bin ich auf mehrere Tabus gestossen. Ein Tabu ist, dass wir nicht das Opfer beschuldigen sollen. Einwanderer gelten gemeinhin als Opfer von Kapitalisten, von Rassismus, Diskriminierung und Unterdrückung usw. Ein weiteres Argument gegen die Untersuchung der Migrationskosten lautet: «Man soll keine Berechnungen über Menschen anstellen.» Das ist natürlich falsch, denn in den Niederlanden berechnen wir alles, was mit Menschen zu tun hat, das Altern, Medikamentenkosten, das Gesundheitswesen, alles.

Weltwoche: Ein weiterer Vorwurf lautet, dass Sie mit dieser Studie rechtsextremen Parteien in die Hände spielen würden.

Van de Beek: Das halte ich für falsch, denn die Öffentlichkeit kennt die Phänomene, die wir berechnet haben, aus ihrem Alltag. Unsere Resultate machen die Dinge nur greifbarer und präziser.

* **Borderless Welfare State:** The Consequences of Immigration for Public Finances.

Jan van de Beek arbeitet als freiberuflicher Dozent für Mathematik, Statistik, Forschungsmethoden und Wirtschaft an verschiedenen Hochschuleinrichtungen. Er studierte Mathematik und Informatik an der Universität Utrecht sowie Kulturanthropologie an der Universität von Amsterdam.

MIGRATIONSMOTIV, REGION UND KOMBINIERT	BETRAG IN EURO
MIGRATIONSMOTIV	
Arbeitseinwanderung	+125 000
Bildungseinwanderung	-75 000
Familiennachzug	-275 000
Asyl	-475 000
REGION	
Westlicher Durchschnitt	+25 000
Japan, Nordamerika, Ozeanien, Britische Inseln, Skandinavien und die Schweiz	+200 000
Mittel- und osteuropäische EU-Länder	-50 000
Andere EU-Länder (ohne Britische Inseln und skandinavische EU-Länder)	+50 000
Ehemaliges Jugoslawien und ehemalige Sowjetunion	-150 000
Nicht-westlicher Durchschnitt	-275 000
Südliches Afrika	+150 000
Israel	+50 000
Marokko	-550 000
Horn von Afrika und Sudan	-600 000
EINWANDERUNGSMOTIV KOMBINIERT MIT REGION	
Arbeitseinwanderung aus Japan, Nordamerika und Ozeanien	+625 000
Flucht aus Afrika	-625 000
Bildungseinwanderung aus der Europäischen Union (einschließlich Grossbritannien)	+75 000
Bildungseinwanderung aus Afrika	-250 000

Quelle: info.BILD.de; Borderless Welfare State The Consequences of Immigration for Public Finances

Kosten der Einwanderung: durchschnittlicher Nettobeitrag von Einwanderern zu den öffentlichen Finanzen, nach Einwanderungsmotiv und Region, einschliesslich der Kosten für die zweite Generation (gerundet auf ein Vielfaches von 10 000 Euro).

DIE WELTWOCH

Begrenzte
Teilnehmerzahl!

Ski-Wochenende für Leser

Gipfeltreffen der guten Laune in Arosa

5.–7. April 2024



Ein Tag auf der Skipiste mit **Roger Köppel**, *Weltwoche*-Redaktoren und Lesern!

Übernachtung zu Spezialkonditionen im Spitzenhotel
«Arosa Kulm Hotel & Alpin Spa».

Abendbankett und musikalischer Rahmen mit **Pepe Lienhard & Band!**

Melden Sie sich jetzt an unter: www.weltwoche.ch/ski

Kulm. AROSA

★★★★★ CHARMING. SINCE 1882

DIE  WELTWOCH

Avantgarde aus Gümligen

Die Berner Schreinerei Rö setzt den Industriestandard der Eleganz immer wieder neu. Sei es in der teuersten Segeljacht der Welt oder in den schicksten New Yorker Büros.

Tom Kummer



Selbst Baumschützer sind begeistert: Jeff Bezos' Dreimaster «Koru».

Gümligen, ein Vorort von Bern, im Zentrum der Welt. Ich stehe am Rande eines Waldes, der auf einem Hügel endet, dem Ostermundigenberg, wo 130-jährige Douglastannen thronen, die eine fünfzig Meter hohe monumentale Baumhalle bilden, und wo Berner Baumschützer dafür kämpfen, dass die 73 Bäume nie gefällt werden – sondern weiterwachsen und unsere Umwelt verschönern, damit der bleibende Wert der Bäume bewundert werden kann, bis zum natürlichen Absterben.

Kraft und Magie

Am Rande dieses Waldes mit den Douglasien steht eine Schreinerei mit modernistischer Holzfassade, wo drinnen die Kraft und Magie von Holz veredelt wird, um unsere Lebenswelt zu verschönern. Es ist nicht irgendeine Schrei-

nerie, sondern «Rö», was für Röthlisberger steht, vielleicht eine «der avantgardistischsten Schreinereien der Welt», behauptet ein Architekturkritiker der *New York Times*, der seit Jahren beschreibt, wie Manhattan mit Ingenieurskunst und viel Geld nicht nur eine neue Skyline bekommt, sondern auch einen nachhaltigen und avantgardistisch wirkenden Innenausbau – für die Aussenwelt meist unsichtbar – dank Schweizer Qualität, made in Gümligen.

Obwohl niemand bei Rö diesen hochtrabenden Begriff «avantgardistisch» jemals verwenden würde – ein Begriff, der eine künstlerische Bewegung benennt, die sich durch eine besondere Radikalität gegenüber ästhetischen Normen auszeichnet. Hier bei Rö arbeiten hochqualifizierte Schreiner wie Mark Röthlisberger, der mich gleich empfängt und

von dem ich mir vorstelle, dass ihn ein besonderes Verhältnis zu unseren Bäumen prägt. Ich denke, er hat nicht nur ein hochpräzises technisch-taktilen Gespür für Holz als zu verarbeitendes Material, sondern kennt sich auch mit dessen emotionaler Wirkung auf Geist und Seele aus. Oder täusche ich mich?

Geschäft mit Emotionen

Die Leitung des Familienbetriebs in Gümligen obliegt in vierter Generation den drei Brüdern Mark, Beat und Jan Röthlisberger, nachdem sie die Geschäftsführung im Sommer 2017 von ihrem Vater Peter übernommen haben. Dieser Betrieb, vor dem ich jetzt stehe, wurde 1928 als ganz normale solide Dorfschreinerei im Herzen von Gümligen gegründet. In den 1960er Jahren verwandelte sie sich zum Gesamtanbieter im exklusiven Innenausbau. Namhafte Architekten und Designer setzten auf Rö.

1977 entstand dann die erste «Röthlisberger Kollektion»: Möbelkunst, die bald einen internationalen Ruf genießt, Designerpreise gewinnt und im Museum of Modern Art in New York

ausgestellt wird. Zu den bekanntesten Rö-Möbeln gehören Klassiker wie der Schubladestapel des Designerpaars Susi und Ueli Berger mit sieben Schubladen für sieben Tage. Oder

Die Schreinerei aus Gümligen baut Möbelstücke, die industriell kaum herstellbar wären.

der «Mondrian»-Schrank von Koni Ochsner, inspiriert von der Farbgebung und Flächenenteilung der Bilder Piet Mondrians. Oder der Ovale Tisch aus Mahagoni des Berner Designers und Innenarchitekten Teo Jakob, mit einem sternenförmig furnierten Tischblatt. Die Schreinerei aus Gümligen baut Möbelstücke, die industriell kaum herstellbar wären.

Das Geschäftsmodell mag auf hoher Qualität, technischer Perfektion und bleibenden Werten basieren – es ist aber immer auch ein Geschäft mit Emotionen. Wäldern und Bäumen schreiben wir noch heute magische Kräfte zu, sie sind Gegenstand von Mythen und Märchen. Und wie wir Menschen sind auch die Bäume immer gefährdet. Dieses Schicksal verbindet.

Mark Röthlisberger führt mich jetzt durch magische Werkhallen, ein Mann Ende dreissig, der eine sympathische Berner Leichtigkeit repräsentiert. Er ist der einzige «ausgebildete Schreiner» unter den drei Brüdern, die das Unternehmen mit ihrem entsprechenden Know-how in die Zukunft führen sollen. Schon beim Eintreten riecht es nostalgisch nach Holz. Ich muss schon wieder daran denken, wie Menschen und Bäume miteinander verbunden sind. Als Kind dachte ich immer, Saft und Harz entsprächen dem Blut eines Baumes. Krone, Fuss und Arme sind anthropomorphe Metaphern.

Klar, man muss nicht Schriftsteller sein, um sich Holz sinnlich zu nähern. Wer aber Bäume fällt und Holz verarbeitet, sollte sich seiner Verantwortung in diesen Zeiten bewusst sein. Es geht um bleibende und gefährdete Werte. Kein Wunder also, erinnert das Innere von Rö an ein grosses Labor, wo präzise verarbeitete Kunstwerke aus FSC-zertifiziertem Holz entstehen – das sind Bäume, die garantiert aus verantwortungsvoll geforsteten Wäldern kommen. Holz liegt im Trend. Gerade in den Grossstädten wollen wohlhabende Auftraggeber in eleganter Weise die Natur nach Hause holen. Architekten überbieten sich darum seit Jahren weltweit mit ihren Visionen, Holz einzusetzen.

Zur Perfektion verdammt

Die Entwicklung dieser Schreinerei in Gümli- gen zu einem international führenden Hersteller von Designmöbeln und Innenausbau-Anbieter mit hauseigener Engineering-Abteilung kann ohne Zweifel als Musterbeispiel für ein erfolgreich gewachsenes Schweizer KMU bezeichnet werden. Hier geht's um funktionales Design, das auf Ewigkeit setzt und höchsten ästhetischen Ansprüchen genügt. Rö-Möbel verbinden handwerkliche Perfektion mit Understatement, was besonders dort gewürdigt wird, wo es auf die feinen Unterschiede ankommt: in schwer teuren Penthäusern in New York, im Inneren der grössten und wertvollsten Segeljacht der Welt, in den Chefetagen von Bankhäusern oder im neuen Moncler-Store in St. Moritz. Die Liste ist lang.

Ein Hauch von Exklusivität umweht die Werkhallen, in denen hochqualifizierte «Holz-Engineers» operieren, die coole schwarze Hemden tragen, auf denen «Rö» steht. Das sind keine Konzeptkünstler, sondern zur Perfektion verdammt Problemlöser. Denn die Kunden von Rö sitzen auf einem mächtigen Stuhl. Wer bei ihnen versagt – egal, ob in New York, London oder St. Moritz –, fällt tief.



Klassiker der Möbelkunst: «Schubladenstapel».



Realist unter Fantasten: Mark Röthlisberger.

Ich atme jetzt den angenehmen Duft von Sägemehl ein – trotz hochwertiger Ablüftungsanlage. In diesen Werkstätten wird mit modernsten Geräten geschreinert und mit grossen Mengen der anfallenden Holzabfälle geheizt. Rö fertigt entsprechend CO₂-neutral. Was mich daran erinnert, dass alle avantgardistische Kunst schon zu ihren Anfängen einen Glauben teilte an die Machbarkeit durch Technisierung und Rationalisierung mit Hilfe von Maschinen. Das ist auch heute noch die Magie von Rö. Sie sind die Realisten unter den Fantasten.

«Architekten und Designer mögen grossartige Entwerfer sein», sagt Mark Röthlisberger. «Aber sie sind keine guten Konstrukteure. Wir kommen da ins Spiel. Wir können ihre Visionen auf Papier ins Echte hinein umsetzen.» Das Echte heisst: die Multi-Materialisierung

von Stoff, Glas, Stahl und Metall mit Holz. So entstehen Küchen, Schlafzimmer, moderne Wohnwände, Chefetagen, Regierungssitze, gefertigt in Gümli- gen, im Frachtcontainer in die grosse weite Welt verschifft und dort von Rö-Personal in Zusammenarbeit mit einheimischen Handwerkern eingebaut. Manches, was so konstruiert wird, geniesst Kultstatus.

Wärme für kalte Herzen

Der Herr der Bäume, wie ich Mark in Gedanken bereits nenne, deutet auf Poren und Maserungen. Hier bei Rö wird Holz darauf vorbereitet, dass es sich später problemlos mit fremden Materialien vereinen kann. Ein Gesamtkunstwerk entsteht: ob im Büro einer Privatbank im

Wir in der Schweiz wissen es schon seit Ewigkeiten: Holz tut uns gut.

38. Stock des New Yorker «Seagram Building», erbaut von Mies van der Rohe – oder an der «One Madison», im 62. Stock eines Wolkenkratzers des Architekten Rem Koolhaas.

Rö baut Wandverkleidungen, Trennwände, Türen, Einbauschränke und Sideboards, muss technische Lösungen finden, trotz strengen Auflagen und anspruchsvollen Auftraggebern. «Viele Schreiner wollen nicht mit Metall oder Glas arbeiten», sagt Mark Röthlisberger. «Das Risiko ist gross. Wir schrecken vor solchen Aufgaben nicht zurück.»

Die meist anonymen Auftraggeber, repräsentiert durch Architekten, die Namen tragen wie Lord Norman Foster, Renzo Piano oder Peter Marino, fordern perfekte Funktionalität, gepaart mit «zeitlosem Design» – ein verbrauchter Modebegriff, der bei schlechter Laune als Nonsense einer schönheitssüchtigen Gesellschaft kritisiert werden kann. Aber dann sind da Rö, die Bäume, das Holz und die unschlagbare Verarbeitung aus Gümli- gen, die selbst Baumschützer begeistern und die kalten Herzen der Mächtigen aufwärmen. Diese geben Millionen von harten Franken für den exklusiven Innenausbau ihrer Häuser, Schiffe und Bürolandschaften aus, damit Natürlichkeit, Wärme und der Geruch von Holz in ihr Leben eindringen kann und für eine angesagte Aura sorgen.

Wir in der Schweiz wissen es schon seit Ewigkeiten: Holz tut uns gut. Und was dieses 1928 als Dorfschreinerei gegründete Familienunternehmen liefern kann, am Rande eines Waldes mit 73 bedrohten Douglasien, sind Werte, mit denen sich Menschen und Unternehmen mehr denn je schmücken möchten. Es sind Werte, die nicht leicht zu bekommen sind. Sie wachsen, wie Bäume, nur sehr langsam.

Tom Kummer ist Schriftsteller in Bern.

«Das kaufe ich Philippe Lazzarini nicht ab»

Das Flüchtlingshilfswerk für die Palästinenser (UNRWA) sei faul bis ins Mark, sagt Hillel Neuer von der Menschenrechtsorganisation UN Watch in Genf. Der Schweizer Vorsteher der Uno-Abteilung müsse abtreten.

Pierre Heumann

Seit drei Jahrzehnten untersucht UN Watch Aktivitäten und Management der Vereinten Nationen. Sein Vorsteher, Hillel Neuer, erhebt von seinem Genfer Sitz aus nun schwerwiegendste Vorwürfe gegen die UNRWA, die grösste Uno-Flüchtlingsorganisation in Gaza. In ihren Schulen predige sie Hass auf Israel, sie stelle Lehrer ein, die bei der Terrororganisation Hamas aktiv seien, und sie schaue weg, wenn ihre Gebäude von Radikalisierung missbraucht werden. Neuer verweist auf Beweise, die sie gesammelt haben: «Seit zehn Jahren dokumentieren wir, dass UNRWA-Angestellte Terroraktivitäten fördern oder selber begehen, bei Selbstmordanschlägen gegen Israeli jubeln oder Hitler glorifizieren.» Nicht die Reform der UNRWA müsse angestrebt werden, sondern deren komplette Auflösung.

Weltwoche: Herr Neuer, weshalb verlangen Sie die vollständige Auflösung der UNRWA, obwohl damit die humanitäre Krise in Gaza dadurch noch schlimmer würde.

Hillel Neuer: Wir verlangen natürlich nicht die sofortige Auflösung der UNRWA. Aber wir müssen uns überlegen, was mit ihr nach dem Krieg geschehen soll. In der nächsten Woche organisieren wir deshalb am europäischen Hauptsitz der Vereinten Nationen in Genf

«Die UNRWA verewigt den Flüchtlingsstatus, der von Generation zu Generation vererbt wird.»

eine Konferenz zum Thema «Für eine Zukunft nach der UNRWA». Parlamentarier aus fast allen Geberstaaten sind angemeldet.

Weltwoche: Wie könnte eine solche Zukunft aussehen?

Neuer: Niemand hat das Weltmonopol darauf, Kisten mit Lebensmitteln oder Medikamenten zu verteilen. Für die humanitäre Hilfe kommt zum Beispiel das Welternährungsprogramm der Uno in Frage, für den Aufbau des Gazastreifens das weltweite Ent-



«Wenn jemand behauptet, er habe nichts gewusst, ist das absurd»: UNRWA-Sitz in Gaza.

wicklungsprogramm der Vereinten Nationen, der Hohe Flüchtlingskommissar der Vereinten Nationen (UNHCR) oder das United Nations Development Programme. Die würden in Gaza zwar wahrscheinlich auch mit totalitären Ideologien und Hasspredigern infiltriert werden ...

Weltwoche: ... womit im Vergleich zu heute nicht viel gewonnen wäre.

Neuer: O doch. Denn das Problem mit der UNRWA ist ihr Narrativ. Ihr Aussenminister Ignazio Cassis sprach vor sechs Jahren sinn-gemäss von einer perversen Logik. Die UNRWA erhalte den Konflikt aufrecht, weil sie den Palästinensern sagt, der Krieg von 1948 sei noch nicht vorbei. Die UNRWA verewigt den Flüchtlingsstatus, der von Generation zu Generation vererbt wird. Das Uno-Flüchtlingshilfswerk verfolgt demgegenüber eine ganz andere Politik. Seine Aufgabe ist es, Flüchtlinge umzusiedeln, damit sie keine Flüchtlinge mehr sind. Klar, wir müssen uns um die humanitäre Lage sorgen. Aber es gibt Alternativen. Jetzt ist es an der Zeit, sie zu finden.

Weltwoche: Wie sollen palästinensische Flüchtlinge überleben, wenn die UNRWA finanziell ausgetrocknet wird?

Neuer: Jordanien ist ein grossartiges Beispiel, um Ihre Frage zu beantworten. Es gibt dort etwa zwei Millionen sogenannte palästinensische «Flüchtlinge».

Weltwoche: Weshalb setzen Sie das Wort Flüchtlinge in Anführungszeichen?

Neuer: Weil die meisten von ihnen die jordanische Staatsbürgerschaft haben. Wenn jemand seit mehr als siebenzig Jahren in Jordanien lebt und die jordanische Staatsbürgerschaft besitzt, sollte man ihn nicht mehr als Flüchtling bezeichnen. Will man die Palästinenser dort finanziell unterstützen, sollte das Geld an die jordanische Regierung überwiesen werden, damit sie für ihre palästinensischen Bürger mit jordanischem Pass Schulen oder Kliniken baut. Warum soll das eine Uno-Agentur tun, deren Agenda es ist, Israel zu zerstören?

Weltwoche: UNRWA-Chef Philippe Lazzarini hat in den vergangenen Tagen in Schweizer Medien eine Charmeoffensive gestartet. Er

wirft Israel vor, die UNRWA mit einer Kampagne zerstören zu wollen.

Neuer: Da hat er zum Teil recht.

Weltwoche: Nur zum Teil?

Neuer: Vor der Invasion der Hamas am 7. Oktober unterstützte Israel die UNRWA. Das militärische Establishment sah in ihr eine Organisation, die mit ihren Diensten ein Chaos in Gaza verhindert. Für die Generäle war das bequem, weil Unruhen in Gaza schnell auf Israel überschwappen könnten. Bei UN Watch sah man das ähnlich. In unseren Berichten forderten wir kein Ende der UNRWA, sondern lediglich Reformen. Doch seit dem 7. Oktober ist das anders. Die UNRWA gilt jetzt als Terrororganisation, deren Ende angesagt ist.

Weltwoche: Lazzarini behauptet, erst jetzt aus den Medien über die Tunnels der Hamas informiert worden zu sein.

Neuer: Das kaufe ich ihm nicht ab. Das *Wall Street Journal* berichtete vor zwei Wochen darüber, und wir dokumentierten bereits vor zehn Jahren, dass Angestellte der UNRWA vom Parkplatz vor dem Hauptquartier berichtet hatten, der sich absenkt. Ende November 2022 schrieb die UNRWA zudem, dass sie einen «von Menschenhand geschaffenen Hohlraum unter dem Gelände einer UNRWA-Schule in Gaza entdeckt» habe. Wenn jemand behauptet, er habe davon nichts gewusst, ist das absurd. Wenn Lazzarini jetzt sagt, er habe vom Bau der unterirdischen Stadt unter seinem Hauptquartier nichts gewusst und nicht gemerkt, dass die Hamas im UNRWA-Hauptquartier Strom für die unterirdischen Serveranlagen abzapfte, kann ich nur sagen: Entweder war er nicht über wesentliche Dinge informiert, oder er ist völlig inkompetent. Wie auch immer die Antwort darauf ausfällt, für mich ist es klar, dass sein Rücktritt fällig ist.

Weltwoche: Lazzarini hält dem entgegen, dass die Informationen von einer Konfliktpartei stammen, von Israel. Deshalb, insinuiert er, müsse man mit einem definitiven Urteil abwarten.

Neuer: Nur wer vor der Realität die Augen verschliesst, kann das sagen. Fakt ist, dass internationale Medien vor Ort waren, zum Beispiel die *New York Times*. Sie haben sowohl die Tunnels als auch die Serveranlagen dokumentiert.

Weltwoche: Stellen Sie auch eigene Recherchen an, um die Terroraffinität der UNRWA zu belegen?

Neuer: Wir haben eine Telegram-Chatgruppe von UNRWA-Lehrern in Gaza aufgedeckt, in der nicht nur Informationen

über Arbeitspläne, Gehälter oder Notizen zum Schulalltag ausgetauscht werden, sondern die auch viele Nachrichten, Fotos und Videos enthält, die das Massaker vom 7. Oktober sowie andere Terroranschläge feiern, und zwar live, während sich der Horror ereignete. Seit zehn Jahren dokumentieren wir zudem, dass UNRWA-Angestellte Terroraktivitäten fördern oder selber begehen, bei Selbstmordanschlägen gegen Israeli jubeln oder Hitler glorifizieren. Die entsprechenden Berichte kann man online abrufen.

Weltwoche: Sie fordern nicht nur den Rücktritt Lazzarinis, sondern auch denjenigen von Uno-Generalsekretär António Guterres.

Neuer: Das Massaker vom 7. Oktober, sagte Guterres, sei nicht in einem Vakuum geschehen. Er zählte dazu eine Reihe von palästinensischen Vorwürfen an Israel auf. Wahr

ist zwar, dass dieses Massaker nicht in einem Vakuum stattfand. Aber nicht so, wie es Guterres geschildert hat. Seit mehr als siebzig Jahren trichtert die Uno den Palästinensern ein, dass ihre Heimat in Israel sei. Ihre Häuser seien nicht hier in Gaza.

Weltwoche: Wie erklären Sie es sich, dass Israel in der Uno regelmässig verurteilt wird, während Unrechtsstaaten geschont werden?

Neuer: Wenn ich sehe, dass vor der Uno in Genf 56 schwarze Mercedes oder BMWs vorfahren, beantwortet das Ihre Frage. Israel, ein

«Seit dem 7. Oktober gilt die UNRWA als Terrororganisation, deren Ende angesagt ist.»

kleines Land mit knapp zehn Millionen Einwohnern, steht 56 islamischen Staaten gegenüber. Es findet ein Stimmenhandel statt. «Du stimmst für mich, dann stimme ich bei anderer Gelegenheit auch für dich» lautet der Deal. Niemand will die Vertreter der 56 muslimischen Staaten verärgern. Zweitens geht es ums Öl. Wer nicht für unsere Resolution stimmt, läuft Gefahr, keine Energie mehr zu erhalten, steht als Drohung im Raum. Und drittens geht es um Investitionen. Nehmen Sie Katar als Beispiel: Sein Staatsfonds mit seinen Milliarden dient als Hebel, um vor allem ärmere Staaten daran zu erinnern, dass sie künftig auf Investitionen verzichten müssen, wenn sie bei Resolutionen «falsch» abstimmen.

Hillel Neuer ist Chef von UN Watch, einer in Genf domizilierten Nichtregierungsorganisation. Der gebürtige Kanadier mit Schweizer Pass hat internationales Recht studiert.



Jurist Hillel Neuer.

Reto Knuttis Skiferien ohne Schnee

Der Bergbauer Marcel Dettling ist ein Umweltpraktiker. Er erlebt die Natur in der Schwyzer Landschaft Tag für Tag, genau wie seine Vorfahren während vieler Jahrhunderte. In einem Interview in der letzten *NZZ am Sonntag* hat Dettling nichts als Vernünftiges geäußert: Der Klimawandel sei Tatsache, er sei auch (aber nicht nur) menschengemacht, man solle sich darauf einstellen, er habe für die Landwirte durchaus auch Vorteile – und viele Gegenmassnahmen seien nichts als Scharlatanerie.

Die Sendung «10 vor 10» von Fernsehen SRF traf Reto Knutti «in den Skiferien, notabene ohne Schnee». Warum ist denn der Herr Professor in den Skiferien, wo es doch angeblich keinen Schnee hat? Warum überlässt er die gegenwärtig heillos überfüllten Skipisten nicht allen ändern und setzt durch seinen Verzicht auf Skiferien ein Zeichen gegen den Klimawandel?

Tatsache ist, dass in den höheren Lagen fantastische Schneeverhältnisse herrschen. Es schneit diese Woche sowohl bei Reto Knutti im Berner Oberland wie auch bei Marcel Dettling im Hoch-Ybrig. Das Unterland ist derweil entvölkert – weil so viele in den Bergen weilen. Und das Problem jener, die nicht gehen, heisst nicht Schnee- und Klimaverhältnisse, sondern schlicht Geldmangel für den teuren Wintersport.

«Der Klimawandel heute ist praktisch zu 100 Prozent vom Menschen verursacht», widerspricht Reto Knutti den Aussagen von Marcel Dettling auf SRF. Warum gab es denn in früheren Jahrhunderten und Jahrtausenden schon Klimaveränderungen, zu denen der Mensch noch nichts beitragen konnte? Denn das Klima hat sich auch vor dem CO₂-Ausstoss nachweislich noch nie linear verhalten. Wie will Knutti ausschliessen, dass auch andere Faktoren als der Mensch zur Klimaerwärmung der letzten Jahrzehnte beigetragen haben?

Äusserst mutig ist auch folgende Aussage: «Die zukünftige Klimaänderung wird vollständig durch die zukünftigen Emissionen bestimmt. Wenn wir also heute den CO₂-Ausstoss weltweit stoppen würden, könnten wir den Klimawandel auf dem jetzigen Niveau begrenzen.» Solchen Machbarkeits-, ja Weltherrschaftsfantasien widersprechen zahlreiche Wissenschaftler. SRF hätte sie mit etwas gutem Willen problemlos finden können. Denn es weilen nicht alle von ihnen in den «Skiferien ohne Schnee».

Christoph Mörgeli

Friedensdividende für die Armee

Eine zum Fetisch gewordene Schuldenbremse steht dem militärischen Wiederaufbau im Weg. Dabei könnten wir uns die dringend notwendige Nachrüstung leisten.

Hans Rentsch

Die Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) scheiterte zwar mit ihrer Volksinitiative für die Abschaffung der Armee im November 1989 deutlich. Dennoch sind wir in den vergangenen Jahrzehnten schleichend zu einem GSoA-Land geworden, gemäss Militärexperten praktisch verteidigungsunfähig.

In der Staatsmaxime der immerwährenden bewaffneten Neutralität hat «bewaffnet» dasselbe Gewicht wie die Neutralität. Als Folge der Beschlüsse des Wiener Kongresses von 1815 ergeben die beiden Wörter nur in Verbindung einen Sinn. Sogar Chat GPT erklärt: «Der Wiener Kongress legte fest, dass die Neutralität der Schweiz eine «bewaffnete Neutralität» sein würde. Dies bedeutete, dass die Schweiz zwar als neutraler Staat anerkannt wurde, von ihr aber auch erwartet wurde, dass sie über eine gut ausgerüstete und fähige Armee zur Verteidigung ihrer Neutralität verfügte.»

Nur mit dieser Verpflichtung ist die Schweiz am Wiener Kongress von 1815 von den Grossmächten in die Neutralität entlassen worden.

Ökonomisch fragwürdig

Daran erinnerte letztes Jahr – wohl ohne den historischen Bezug zu kennen – der Botschafter der USA in Bern, Scott Miller, als er in einem NZZ-Interview meinte, die Nato sei wie ein Donut mit der Schweiz als Loch in der Mitte. Donut oder nicht, die Aussichten für den enorm teuren Wiederaufbau einer glaubwürdigen Armee sind düster. Eine zum Fetisch gewordene Schuldenbremse steht im Weg.

Nach jüngsten Meldungen soll sich der Wiederaufbau der Armee bis ins Jahr 2045 hinziehen.

Dass der Begriff «express» in der politischen Realität der Schweiz mit ihrem oft wirren Institutionengeflecht keinen Platz hat, wissen wir nicht erst seit dem Stocken von «Solar-Express» und «Wind-Express». Doch die starre Schuldenbremse stur auf die überfällige Nachrüstung der Armee anzuwenden, ist nicht nur sicherheitspolitisch fahrlässig und ökonomisch fragwürdig, sondern auch von den Prioritäten her verkehrt.

Zwischen 2005, als die Schuldenbremse zu wirken begann, und 2022 sank die Verschuldung des Bundes ohne die ausserordentlichen Corona-Ausgaben von rund 130 Milliarden Franken um gut 30 Milliarden auf knapp unter 100 Milliarden Franken. Um die Militärausgaben auf das international eher bescheidene Niveau von einem Prozent des BIP anzuheben, hätte die Schweiz gemäss verfügbaren Statista-Daten zwischen 2012 und 2022 zusätzlich 22,5 Milliarden Franken in die Armee stecken müssen. Für die Jahre von 2005 bis 2011 gibt es keine Statista-Daten, aber nach eigenen Berechnungen kommen noch einmal gut 11 Milliarden dazu. Betrachtet man diese 33,5 Milliarden Franken als eingestrichene Friedensdividende des «Donut-Lochs», stimmt dies überraschend gut mit dem Schuldenabbau des Bundes von 32 Milliarden überein.

Die Starrheit der Schuldenbremse lässt sich volkswirtschaftlich kaum begründen – Betonung auf Starrheit, nicht auf Schuldenbremse. Für die Wiederherstellung einer glaubwürdigen Verteidigungsfähigkeit waren aus offiziellen Quellen Beträge von 40 Milliarden Franken im Umlauf. Eine Überschlagsrechnung ergibt: Erhöhten sich die

Nettoschulden um 40 Milliarden, stiege die Schuldenquote des Bundes um etwa 5 Prozentpunkte und die Schuldenquote aller staatlichen Ebenen um rund 2 bis 3 Prozentpunkte.

Damit befände sich die Schweiz noch längst unter den am niedrigsten verschuldeten Demokratien. Auch an der komfortablen Situation des Bundes als Kreditnehmer mit Schuldzinsen deutlich unter einem Prozent würde sich kaum etwas ändern.

Föderalistisch verbrämter Firlefanz

Investive Staatsausgaben sollen in der Zukunft einen produktiven Nutzen, das heisst eine Rendite bringen. Man denke etwa an wirksame Ausgaben für die Bildung oder die Infrastruktur. Die Rendite gesteigerter Armeeausgaben ist die Erhöhung der militärischen Sicherheit. Es ist volkswirtschaftlich kaum sinnvoll, dem Bund mit Rücksicht auf eine starre Schuldenbremse eine Kreditaufnahme zu Zinsen nahe null zu verbieten, wenn damit Investitionen in die Zukunft

Die Schweiz braucht ein «Sondervermögen» zum Wiederaufbau der Armee.

des Landes und seiner Bevölkerung verhindert werden. Aus dieser Sicht gilt auch das einseitige Argument nicht, künftige Generationen hätten später die Lasten unseres Schuldenmachens zu tragen. Sie sind es ja auch, die vom Nutzen sinnvoller Zukunftsprojekte profitieren.

Die Schweiz braucht ein «Sondervermögen» zum rascheren Wiederaufbau der Armee, auch wenn dieser aus Deutschland importierte Begriff inzwischen so unpopulär ist wie die deutsche Ampelregierung. Natürlich garantiert mehr Geld allein noch nicht, dass die Schweiz wieder eine glaubwürdige Verteidigungsarmee erhält. Es braucht auch qualitative Reformen, speziell im Bereich der viel zu komplizierten und bürokratischen Beschaffung. Dazu zählt nicht zuletzt der Verzicht auf den föderalistisch verbrämten Firlefanz um Kompensationsgeschäfte, der Rüstungsbeschaffungen verteuert und verzögert.

Hans Rentsch ist Ökonom und Wirtschaftspublizist.



Undemokratische Umtriebe

Wir leben in Zeiten, in denen Linke beim Totalitarismus aus den eigenen Reihen schweigen.



Längere Autofahrten nutze ich gerne für das Hören von Podcasts. Verurteilen Sie mich nicht, aber zu meinen liebsten Podcasts gehört «Lanz & Precht». Ich entschied mich für eine Folge über ein mögliches AfD-Verbot. Weder der Moderator noch der Philosoph waren dafür, aber man sprach intensiv über die Gefahr für die Demokratie, die von einer möglichen Regierung unter Führung der AfD ausginge.

Ich stellte mir vor, wie es wäre, wenn es in einem solchen Podcast mal nicht nur um die theoretischen Gefahren durch eine Regierungsbeteiligung der AfD ginge, sondern auch einmal um die konkreten, weil jetzt schon realen Gefahren durch Parteien wie die Grünen und auch die SPD.

Ich habe, um ehrlich zu sein, mittlerweile wenig Geduld für etwaige Panik-Szenarien mit der AfD, wenn weder in TV-Talkshows noch reichweitenstarken Podcasts erörtert wird, was all die Gesetze und Vorhaben der Ampel unter dem Deckmantel von Transrechten, Asyl und «Demokratieförderung» für dieses Land bedeuten. Nein, tatsächlich fürchte ich die AfD nicht. Nicht einmal den radikalen Teil. Weil unsere Gesellschaft wachsam ist, wenn es um «rechts» geht. Was ich fürchte, sind die antidemokratischen Kräfte, bei denen sie die Augen verschliesst. Jene, die im Namen des «Guten», sowohl in der Presse als auch innerhalb der Zivilgesellschaft, einen Freifahrtschein für ihre gefährlichen Umtriebe genießen. Die keinen medialen und gesellschaftlichen Druck erfahren, weil dem Grossteil der Gesellschaft, dank nachlässigen und in weiten Teilen befürwortenden Journalisten, überhaupt nicht

bewusst ist, was da eigentlich vonstattengeht. Wir leben nicht mehr in Zeiten, in denen die Gesellschaft die liberale Demokratie vor all ihren Feinden verteidigt. Wir leben in Zeiten, in denen Linke beim Totalitarismus aus den eigenen Reihen schweigen und ihn umgekehrt bei allen heraufbeschwören, die nicht mitklatschen.

«Man muss sich schon die Frage stellen, wer eigentlich gefährlicher für unsere Verfassungsordnung ist: diejenigen, die sich im Rahmen des Erlaubten bewegen, oder diejenigen, die den Rahmen des Erlaubten nach eigenem Gusto beschränken wollen», äussert sich FDP-Vize Wolfgang Kubicki gegenüber dem Newstportal *Nius* im Kontext der Bestrebungen von Bundesfamilienministerin Lisa Paus, sogenannte Hass-Postings künftig auch unterhalb der Strafbarkeitsgrenze verfolgen zu wollen. Die FDP stemmt sich bis dato gegen das Demokratiefördergesetz der Regierung, das genau genommen eher ein Gesetz zur Einschränkung aller nichtlinken Meinungen ist. Einzig der Glaube, dass die FDP ihren Widerstand aufrechterhält, ist bei mir nicht sonderlich stark ausgeprägt.

Auch das gehört zu den Dingen in diesem Land, die mir mittlerweile Angst machen: dass wir nicht nur von linken Kräften mit fragwürdigem Verständnis von Demokratie- und Meinungsfreiheit regiert werden, sondern auch von Liberalen, die nur allzu oft in den letzten Jahren bewiesen haben, dass ihnen der Liberalismus nicht mehr allzu sehr am Herzen liegt. Die noch vorherrschende Kritik am Demokratiefördergesetz aus den Reihen der Freien Demo-

kraten ist das eine, die breite Zustimmung zum Selbstbestimmungsgesetz unter Federführung des liberalen Justizministers Marco Buschmann das andere. Oder anders gesagt: Wie soll man noch Vertrauen in Leute und ihren Sinn für die liberale Gesellschaftsordnung haben, die mich

Gegen die Weltsicht vieler Zuwanderer ist selbst der rechte Rand der AfD ein queerfeministischer Vulva-Töpferkurs.

per Gesetz und unter Androhung von Strafe dazu zwingen wollen, Männer als Frauen anzuerkennen?

Und der letzte Punkt ist das Thema Asyl. Keine Regierungsbeteiligung der AfD kann eine grössere Gefahr für unsere Demokratie sein als die Befürwortung und seit 2015 dauerhaft stattfindende Massenzuwanderung aus zutiefst antidemokratischen, totalitären Gottesstaaten. Fragt man mich also, was ich mehr fürchte, eine Partei, die diese Migration mitunter auch mit der Änderung von Gesetzen stoppen will, oder Parteien, die diese weiter forcieren, ist meine Antwort klar.

Gegen die Weltsicht vieler Zuwanderer aus dem islamischen Raum ist selbst der rechte Rand der AfD ein queerfeministischer Vulva-Töpferkurs. Dass die Partei mit Protagonisten wie Maximilian Kraus für mich als Frau kein Top-Favorit ist, dürfte ebenfalls klar sein, aber Deutschland ist schon lange kein Wunschkonzert mehr, sondern nur noch die Wahl des geringeren Übels.

«Man muss Scheibchen für Scheibchen abschneiden»

Nach fast 23 Jahren schliesst Liquidator Karl Wüthrich die Abwicklung der Swissair ab. Dem Schweizer Konkursrecht gibt er gute Noten. Es trage zu einer freien Wirtschaft bei.

Peter Kuster

Der letzte Akt des Dramas Swissair kommt ganz nüchtern daher. In der Kanzlei Wenger Plattner in Küsnacht, in der Liquidator Karl Wüthrich seit dem Grounding im Oktober 2001 die frühere nationale Ikone auseinanderbeinelt und deren Aktiven verwertet, wird am Aschermittwoch der Versand von 12 000 eingeschriebenen Briefen an die Gläubiger der SAir Group AG vorbereitet – darunter Tausende von Obligationären, galten doch seinerzeit die Anleihen der «fliegenden Bank» als sichere Anlage. Im Brief wird über die Schlussrechnung und die Schlusszahlung informiert. Zusammen mit früher erfolgten Abschlagszahlungen erhalten die Gläubiger knapp einen Viertel ihrer ursprünglichen Forderung zurück. Schlicht ist auch das Sitzungszimmer, in dem das Interview stattfindet.

Weltwoche: Herr Wüthrich, als Liquidator haben Sie ein Verfahren geführt, das über 22 Jahre gedauert hat. Wäre für die Gläubiger ein kürzeres Verfahren – quasi der Spatz in der Hand – nicht besser gewesen?

Karl Wüthrich: Ich bin überzeugt davon, dass wir bei einer Begrenzung auf wenige Jahre nie den Gesamterlös hätten erwirtschaften können, den wir jetzt erzielt haben. Wenn bekannt ist, dass Sie unter Zeitdruck verkaufen müssen, sind Sie in einer schwachen Verhandlungsposition und müssen tiefe Preise akzeptieren. Zudem gab es langwierige rechtliche Auseinandersetzungen – insbesondere mit dem Konkursverwalter von Sabena, der keinen vernünftigen Vergleich abschliessen wollte. Entscheidend war auch, dass wir die Liquidität nicht bis zum Schluss gehortet, sondern laufend an die Gläubiger verteilt haben.

Weltwoche: Lange Verfahren sind kostspielig – allein dasjenige für die SAir Group, die Holding, welche die Swissair-Anleihen emit-

tiert hatte, verschlang 220 Millionen Franken. Ging das alles an Ihre Kanzlei?

Wüthrich: Nein, unser Anteil beträgt rund 20 Prozent.

Weltwoche: Wäre es nicht sinnvoll, die Amtszeit eines Liquidators zu begrenzen, um damit Interessenkonflikten und Betriebsblindheit vorzubeugen?

Wüthrich: Solange sich der Liquidator an die für ihn massgebenden Regeln hält und im Sinne der Gläubiger agiert, gibt es keinen

«Ich war völlig unbelastet und wusste auch nicht mehr als ein interessierter Zeitungsleser.»

Interessenkonflikt. Eine Rotation würde zu Verzögerungen und Know-how-Verlusten führen. Und es besteht schon heute für die Aufsichtsbehörde die Möglichkeit, Liquidatoren, die sich nicht an die Regeln halten, abzusetzen. Als Liquidator ist man nicht im freien Raum tätig, sondern muss immer wieder den Gläubigern und den Behörden Rechenschaft ablegen.



Hochkomplexe Struktur: SAir-Group-CEO Mario Corti, Crossair-VRP Moritz Suter und Crossair-CEO Andre Dose (v. l.), 2001.

Weltwoche: Der Swissair-Konzern wies im Oktober 2001 mit seinen 260 Gesellschaften eine hochkomplexe Struktur auf. Wie lange ging es, bis Sie einigermaßen den Überblick hatten?

Wüthrich: Einen Monat nachdem ich die Funktion übernommen hatte, hatte ich einen guten Überblick über die Aktivseite der Bilanz. Bei der Passivseite dauerte es etwas länger. Es war sehr aufwendig, die Unmenge an berechtigten und weniger berechtigten Forderungen zu klären und zu bereinigen – der entsprechende Kollokationsplan umfasst denn auch rund 3200 Seiten.

Weltwoche: Mario Corti, der Mann, der die Swissair retten wollte, hatte einen Pilotenschein. Hatten Sie damals auch eine besondere Affinität zur nationalen Fluggesellschaft und zur Aviatik?

Wüthrich: Nein, ich war diesbezüglich völlig unbelastet und wusste auch nicht mehr als ein interessierter Zeitungsleser.

Weltwoche: Im Oktober 2001 haben Sie zu Informationszwecken eine eigene Website eingerichtet, was damals als fortschrittlich galt. Ihrerzeit bewahrten auch noch viele Anleger ihre Obligationen zu Hause auf und mussten diese per Post einreichen. Wäre ein Swissair-Verfahren im Zeitalter der Digitalisierung effizienter?

Wüthrich: Gewisse Prozesse wären heute, da die Wertpapiere nicht mehr gedruckt werden, sondern als Bucheffekten im Bankensystem gespeichert sind, administrativ in der Tat etwas einfacher. Aber das Verfahren wäre damit nicht weniger lang geworden.

Weltwoche: Der Fall Swissair hat seinerzeit die Politik stark beschäftigt, und der Druck, die Arbeitsplätze zu erhalten, war riesig. Mussten Sie viele Kompromisse eingehen?

Wüthrich: Am Anfang gab es in der Tat Kreise, die einen Verteilungskampf zugunsten der Arbeit-

nehmer und zu Lasten der Gläubiger führen wollten. Aber im Grossen und Ganzen war der Umgang mit der Politik vernünftig. Als beispielsweise entschieden wurde, die Crossair beziehungsweise die Swiss als Auffanglösung zu schaffen, habe ich meinen Part gespielt und darauf bestanden, dass übernommene Swissair-Aktiven fair entschädigt wurden. Und es wurde den Beteiligten rasch klar, dass sich nicht alle Arbeitsplätze retten liessen.

Weltwoche: Als Liquidator ist es Ihr Auftrag, für die Gläubiger möglichst viel herauszuholen. Haben Sie von dieser Seite viele direkte Rückmeldungen erhalten?

Wüthrich: Es gab die ganze Palette von Reaktionen von Swissair-Mitarbeitern und anderen Gläubigern, die von Dankeschreiben und selbstgebackenem Kuchen bis hin zu hohen Erwartungen reichte, die nicht erfüllt werden konnten. Die meisten haben das Verfahren aber einfach still mitverfolgt.

Weltwoche: In diesen langen Jahren gab es doch sicher Momente, in denen Sie sich gefragt haben, weshalb Sie sich das Ganze antun.

Wüthrich: Eigentlich nein. Bei der Abwicklung eines solch grossen Projekts muss man ähnlich wie beim Essen eines grossen Salmis *Räddli für Räddli* abschneiden und geduldig sein. Man darf sich auch nicht emotional mit seiner beruflichen Tätigkeit zu stark identifizieren, ähnlich wie dies auch ein Arzt nicht tun sollte.

Weltwoche: Nach dem Fall Swissair wurde im Parlament die Forderung laut, dass die Schweiz ein Chapter 11 wie in den USA schaffen sollte, also ein Recht, das auf die Fortführung eines Betriebs ausgerichtet ist. Daraus wurde aber nichts, oder?

Wüthrich: Ja, und das ist auch gut so. Das Schweizer System des Konkurs- und Sanierungsrechts ist insgesamt ausgewogen, berücksichtigt die Interessen der Schuldner und der Gläubiger und bietet einen vernünftigen Schutz des Eigentums. Eine freie Marktwirtschaft braucht ein funktionierendes Konkursrecht, das gescheiterte Unternehmen aus dem Markt nimmt. Werden marode Unternehmen künstlich am Leben erhalten, wie dies lange Zeit zum Beispiel mit Chapter 11 in der amerikanischen Airline-Branche der Fall war, geschieht dies auf Kosten der guten Unternehmen und setzt falsche Anreize.

Weltwoche: Ist Ihr Lob des Schweizer Systems nicht übertrieben? Es gibt doch hierzulande in der Baubranche massenhaft Betriebe, die in Konkurs gehen, damit sie Verbindlichkeiten loswerden, und die dann in einem neuen Rechtskleid mit der gleichen Mannschaft weiterkutschieren.

Wüthrich: In diesem Bereich wird teilweise tatsächlich Schindluderei betrieben. Oft unterbieten solche Unternehmen zudem die seriösen Anbieter. Es handelt sich indes mehr um ein



Fall des Lebens.

Problem der Anwendung des Strafrechts und nicht ein solches des Konkursrechts. Konkursdelikte, wie betrügerischer Konkurs, werden in der Praxis zu wenig geahndet. Daneben ist aber ein anderer Punkt wichtig. Oft lassen sich Kunden, sogar staatliche Institutionen, von der billigsten Offerte blenden, ohne sich über die Qualität des Anbieters zu informieren, und vergessen die Risiken, die Geschäfte mit unseriösen Anbietern mit sich bringen. Hier fehlt es auch an Eigenverantwortung.

Weltwoche: Nach dem Fall Swissair und der Abweisung Ihrer Verantwortlichkeitsklagen vor dem Bundesgericht gegen die Verwaltungsräte war man sich einig, diese künftig stärker in die Pflicht zu nehmen und die Anreize für ein verantwortungsbewusstes und rechtzeitiges Handeln zu erhöhen. Weshalb wurde in diesem Bereich nicht mehr getan?

Wüthrich: Weil es ein schwieriges Thema ist, bei dem auch bei mir zwei Herzen in meiner Brust schlagen. Wenn der Gesetzgeber zu streng ist, wird kein vernünftiger Mensch mehr in einem Verwaltungsrat sein wollen, da die persönlichen Risiken zu gross sind. Jeder unternehmerische Entscheid ist mit Risiken verbunden, und Unternehmen müssen erhebliche Risiken eingehen, um am Markt bestehen zu können. Das Bundesgericht hat allerdings bei der Swissair die Hürden für Verantwortlichkeitsklagen

sehr hoch gesetzt. In dieser Frage dünkt mich der amerikanische Ansatz mit der Business Judgement Rule vernünftig. Dort wird zuerst geprüft, ob bei einem Geschäftsentscheid die rechtlichen Vorgaben eingehalten wurden, die Entscheidungsfindung nachvollziehbar ist und Interessenkonflikte ausgeschlossen wurden. Ist ein solcher Entscheid nach Treu und Glauben gefällt worden, gibt es keine Verantwortlichkeit, auch wenn er sich im Nachhinein als falsch erweist. Ein anderes Kapitel, das für mich problematisch ist, sind kurzfristige Anreize, die in gewissen Grossunternehmen so ausgestaltet sind, dass die Vergütungen für Manager für kurzfristige Erfolge übertrieben hoch werden.

Weltwoche: Eine Branche, in der dieses Muster notorisch ist, ist die Finanzindustrie. Was ging Ihnen durch den Kopf, als der Bundesrat vor knapp einem Jahr entschied, die Credit Suisse zu zwangsverheiraten, statt abzuwickeln? Taugt das Schweizer Sanierungs- und Konkursrecht nicht für eine Bankenkrise?

Wüthrich: Ich habe einfach zur Kenntnis genommen, dass die gewählte Lösung von der Schweizer Politik offenbar als das kleinere Übel betrachtet wurde, und gehe davon aus, dass dabei Druck aus dem Ausland wohl ein wichtiger Faktor war.

Weltwoche: Der Fall Swissair ist beruflich betrachtet auch der Fall Ihres Lebens, in den Sie

viel Zeit investiert haben. Kommt bei Ihnen, da nun das Ende naht, Wehmut auf, oder überwiegt die Erleichterung?

Wüthrich: Der Fall war hochinteressant und für mich eine wertvolle und einmalige Erfahrung, aber fertig ist fertig. Ich trauere nicht der Vergangenheit nach, sondern lebe in der Gegenwart.

Weltwoche: Was sind die wichtigsten Lehren, die Sie künftigen Liquidatoren mitgeben würden?

Wüthrich: Ich kann natürlich nur für mich sprechen, aber zentral ist erstens sicher eine authentische Kommunikation mit der Politik, den Medien, den Arbeitnehmern und den Gläubigern. Sie muss nach bestem Wissen und Gewissen stattfinden. Zweitens braucht es in einem solchen Verfahren die Gelassenheit, Entscheide

«Wenn der Gesetzgeber zu streng ist, wird kein vernünftiger Mensch mehr in den Verwaltungsrat wollen.»

wohlüberlegt zu fällen und dann Lösungen auch gegen Widerstände umzusetzen und wenn nötig nein zu sagen. Drittens habe ich immer darauf geachtet, dass ich als Person von der Presse nicht hochgejubelt wurde. Es gab keine einzige Homestory von mir, und die Medien hatten nie Zutritt zu meinem Büro, weil dies mein privater Arbeitsbereich ist.

Peter Kuster war Finanzjournalist und Mitarbeiter der Schweizerischen Nationalbank.



«Wie ein Arzt»: Liquidator Wüthrich.



Wehmut – oder Erleichterung? Swissair-Plakat, Demontage am 27. März 2002, damaliger Finanzminister Kaspar Villiger (FDP).

BRIEF AUS MIAMI

Oliver Schmuki



Die schikanierende Fragerei bei der Einreise lässt man gewohnt stoisch über sich ergehen. «Was ist der Grund des Besuchs?» – «Eine Geschäftsreise.» – «What do you do?» – «Ich bin Journalist.» – «Elaborate!» Blick in die Kameralinse. Fingerabdrücke, linke Hand, rechte Hand, beide Daumen, dann, endlich, doch noch ein genuscheltes: «Welcome to Miami.» ¡Bienvenido a Miami!

Erinnerungen an Will Smith' Hymne von 1997. Er rappt: «Real sweet faces, every different nation, Spanish, Haitian, Indian, Jamaican, Black, White, Cuban, and Asian.» Tatsächlich macht der Schmelztiegel-Vibe einen grossen Teil des Cachets der Stadt aus. Den Rest erledigen die Palmen, obschon diese ihre Lufthoheit vielerorts längst an riesige Art-déco-Hotels und monsterhafte Plattenbauten verloren haben; ab der zweiten Hälfte der 1990er Jahre kamen während der sogenannten Manhattanisierung zahlreiche Wolkenkratzer mit unzählbaren luxuriösen Eigentumswohnungen hinzu, bis 2008 das Platzen der Immobilienblase für ein jähes Ende des Turmbauwahnsinns sorgte.

Aber *that was then and this is now*. Während der Pandemie sei der Börsenwert von Miami explodiert, sagen Immobilienentwickler. Will rappt: «Everyday like a Mardi Gras.» Und genau so fühlt sich die Stimmung in diesen Tagen an, zwei Wochen vor Aschermittwoch. Draussen herrschen angenehme 81 Grad Fahrenheit, ein Lüftchen geht. Die Restaurants sind gut gebucht, am Mittagstisch bestellen Gruppen von elegant gekleideten Frauen mit Oversize-Sonnenbrillen und *lap dogs* im «Mandolin», nahe des Miami Design District, Martinis zum mediterranen Lunch. Andernorts, im noblen Vorort Coral

Gables, unterhalten sich zwei Freundinnen im College-Alter am Nebentisch über Gärten und werweisen darüber, wer den besten Klempner *in town* kennt. Zum Brunch wird «Chicken and Waffles» bestellt, ein verrückter, uralter Südstaatenklassiker, der im «Eating House» mit «buttermilk-fried Amish chicken» und Ahornsirup mit Räuchernoten an einer Karottensauce serviert wird, welche die Schärfe von Chipotle-Schoten trägt. Die Frauen essen bloss die Waffeln, das Poulet kommt in den *doggy bag*.

Auf dem Biscayne Boulevard, der von Downtown zur Upper East Side führt, röhren Luxus-sportwagen rauf und runter. Bentleys, Corvettes,

Wie gross die Anziehungskraft der Schweiz ist, bemerkt man oft erst, wenn man sich von ihr entfernt.

Lamborghinis, Ferraris – ein Schlaraffenland für *supercar spotter*. Will rappt: «Hundred-thousand dollar cars, everybody got 'em.»

Bei Walt Grace Vintage bewundern Besucherinnen und Besucher im vor Nostalgie zerberstenden Geschäft blank polierte Porsche-Klassiker, die mit Gibson- und Fender-Gitarren um die Wette funkeln. Als man erwähnt, dass man aus der Schweiz kommt, schwärmt der Mitarbeiter von H. R. Giger und von dessen Museum in Gruyères, das er einmal besucht habe.

Wie gross die Anziehungskraft der Schweiz ist, bemerkt man oft erst, wenn man sich mal wieder ein wenig von ihr entfernt. Hier, im gentrifizierten Wynwood-Quartier, stehen On-Sneakers in exklusiven *concept stores* selbstbewusst neben Schuhen von Cole Haan oder Comme des Garçons, und an einer Ampel in Midtown, unweit des *flagship store* von Pharrell

Williams' Modelabel Billionaire Boys Club, springt ein FCZ-Sticker ins Auge.

Wo wir es von *billionaire boys* haben: In der *pool area* des «W South Beach»-Hotels begrüsst Frédéric Arnault an diesem Wochenende die Journalisten aus aller Welt sowie die CEOs der Luxusuhrenbrands Bulgari, Hublot, TAG Heuer und Zenith zum Start der fünften Edition der jährlichen LVMH Watch Week. Der 28-Jährige übernahm zum Jahresbeginn die Leitung der Uhrensparte des väterlichen Konglomerats; der Marktwert von LVMH (Louis Vuitton Moët Hennessy) beläuft sich auf über 500 Milliarden Dollar. «Legen Sie sämtliche Vorurteile zur Seite, und lassen Sie sich überraschen», sagt Arnault, der sich kurz hält. «Sie dürfen Kreativität und Innovation erwarten.»

An den darauffolgenden Tagen werden in einem prunkvollen Anwesen auf der aufgeschütteten Star Island Neuheiten präsentiert. Bei Bulgari gibt es zum zehnjährigen Jubiläum der «Luca»-Linie ein Modell mit einem Mosaik auf dem Zifferblatt aus winzigen rezyklierten Malachitfragmenten. Bei TAG Heuer geben neue «Solargraph»-Familienmitglieder, im Labor gezüchtete Diamanten in verschiedenen Farben sowie die neue Brillenmode zu reden. Und Hublot präsentiert mit der «MP-10 Tourbillon» eine designtechnische Verrücktheit mit vier konstant rotierenden Displays anstelle von Zeigern, Kostenpunkt: 250 000 Franken.

Was für Immobilien gilt, gilt eben auch für Uhren: Man braucht genügend flüssige Mittel. Will rappt: «'Cause you gotta have cheese for the summerhouse piece on South Beach.» Und wer gibt bei geschmolzenem Käse, wie bei den Uhren auch, den Ton an? Eben. *Say cheese!*

Der Mann, der die AfD erfand

Martin Renner gab der erfolgreichen deutschen Oppositionspartei Namen und Logo. Ohne ihn wäre aus dem einstigen Professorenklub nie eine politische Kraft geworden. Wie sieht er sein Werk heute?

Philipp Gut

Kennen Sie Martin Renner? Vielleicht nicht. Aber mit Sicherheit kennen Sie seine Marke: die Alternative für Deutschland (AfD). Renner stand zwar stets etwas im Schatten berühmterer aktueller und ehemaliger Parteixponenten wie Alice Weidel oder Bernd Lucke, aber er spielte bei der Gründung der Partei eine entscheidende, wenn nicht die entscheidende Rolle (wir kommen darauf zurück). Und er bringt sich bis heute mit wohlformulierten Beiträgen, die seinen katho-

«Solange wir eine demokratische Nation sind, darf es keine Grenzen der Meinungsfreiheit geben.»

lisch-humanistischen Bildungshorizont durchsimmern lassen, in die Debatten und hitzigen Volksseelenaufwallungen ein, die das Ampeldeutschland der Gegenwart Fieberschüben gleich durchschütteln. Jüngst exponierte er sich in der Affäre um die Ausladung von AfD-Vertretern durch die Berlinale, Deutschlands grösstes Filmfest. Renner war davon als Mitglied des Bundestags direkt betroffen.

Ausladung von der Berlinale

Berlinale-Geschäftsführerin Mariëtte Rissenbeek und der künstlerische Leiter Carlo Chiarian teilten ihm und anderen AfD-Abgeordneten, die von Amtes wegen zur Berlinale eingeladen worden waren, per Brief vom 8. Februar 2024 mit, dass diese Einladung «widerufen» werde. «Menschen, die demokratische Grundwerte abschaffen wollen, sind auf der Berlinale nicht willkommen», schrieben die beiden zur Begründung. Dass die AfD dies plane, habe sich «gerade in den letzten Wochen in aller Deutlichkeit gezeigt. Wir laden Sie deshalb hiermit aus. Auf der Berlinale ist für Sie kein Platz.»

Renner sagt gegenüber der *Weltwoche*, diese Ausladung strotze nur so von «Unterstellungen, Diskriminierungen und unhaltbaren Vorwürfen». Das wiege umso schwerer, als die Trägerin der Berlinale zu 100 Prozent



«Kultur ist das Vorfeld des Politischen»: Kommunikationsstrategie Renner.

in Regierungsbesitz sei und mit 12,5 Millionen Euro Steuergeld ausgestattet sei. In einem offenen Brief an das Berlinale-Führungsduo kritisierte er die «links-autoritäre Botschaft» des «Auf der Berlinale ist für Sie kein Platz»-Statements, das «nicht nur in seiner grenzüberschreitenden Tonalität, sondern insgesamt von

einer bestürzenden Unkultur geprägt» sei: «Sie stellen unter anderem die vollkommen unhaltbare und unbegründete Behauptung auf, wir als Alternative für Deutschland wollten demokratische Grundrechte abschaffen – und nehmen dies zum Anlass, genau das in dreiestester Manier selbst zu praktizieren.» Das sei

ein «Anfall billigsten Gratismutes» und Ausdruck einer demokratiefeindlichen Haltung: «Solange wir eine demokratische Nation sind und bleiben, so lange darf es keine Grenzen oder Schranken der Meinungsfreiheit geben, welche nicht einzig und allein vom Rechtsstaat, hier dem Bundesverfassungsgericht, definiert und rechtskräftig beschlossen werden.»

Der Ausladungs-Affront von der Filmfront ist Fortsetzung und Folge der Massendemonstrationen gegen die AfD nach dem angeblichen «Geheimtreffen» in Potsdam, das durch die regierungsnahen Nichtregierungsorganisation Correctiv skandalisiert worden ist. Seither ist freilich Zurückbuchstabieren angesagt. Zentrale Bestandteile der «Recherche» – so der Vorwurf, die Teilnehmer hätten «Deportationen» unter anderem deutscher Staatsbürger gefordert – mussten, da frei erfunden, nachträglich korrigiert und zurückgenommen werden.

Pointen und Nadelstiche

Für Renner ist das Ganze mehr als eine zufällige journalistische Fehlleistung, nämlich eine «Inszenierung», mit direkter Beteiligung der Bundesregierung unter SPD-Kanzler Olaf Scholz, der noch eine Woche davor bei Correctiv zu Besuch gewesen sei. Auch habe der federführende Correctiv-Redaktor schon rund vier Wochen vor dem Treffen im «Landhaus Adlon» eingesehen. Renner sieht darin den Versuch, die politische Auseinandersetzung zu verschieben, zu verschärfen, «allerdings mit nicht statthaften Mitteln». Zum Motiv sagt er deutsch und deutlich: «Weil der Ampelregierung der Arsch momentan auf Grundeis geht.»

Bei den anstehenden Landtagswahlen im Osten Deutschlands darf die AfD mit hoher Zustimmung rechnen. Gleichzeitig könnte die neu als Partei formierte Werteunion von Hans-Georg Maassen, eine Abspaltung der Christlich-Demokratischen Union Deutschlands (CDU), der Mutter wichtige Prozente abjagen, womit womöglich kein Weg mehr an einer AfD-Regierungsbeteiligung vorbeiführt.

Zu sagen, dass die aufstrebende Opposition damit «alternativlos» würde, wäre angesichts ihrer Entstehungsgeschichte ein historischer Fehlgriff, denn: Die Partei entstand ja gerade in Reaktion und Widerspruch zur Aussage der damaligen CDU-Kanzlerin Angela Merkel, die ihre Politik als «alternativlos» anpries. Martin Renner war daran massgeblich beteiligt: Mit seiner Werbe- und Kommunikationsagentur erfand er nicht nur den Namen «Alternative für Deutschland», er entwarf auch das Logo der Partei. Und er sorgte dafür, dass aus der eurokritischen Bewegung Wahlalternative

2013 um den Hochschulprofessor Bernd Lucke vor ziemlich genau elf Jahren, am 2. Februar 2013, überhaupt eine politische Partei wurde. Renners Sekretärin hatte mit Lucke das Abitur gemacht, und sie brachte die beiden zusammen. Lucke wollte nichts von einer Partei-gründung wissen, anders als Renner, der dagegenhielt und an einer Versammlung der Landesbeauftragten der Wahlalternative eine Brandrede für die Gründung einer Partei hielt. Er konnte die Stimmung kehren, in der entsprechenden Abstimmung votierten 66 von 70 Teilnehmern für die Partei-gründung. Man kann also mit



Fug und Recht sagen: Ohne Renner gäbe es die AfD so nicht.

Für ihn war klar, dass die eurokritische Stossrichtung allein nicht genügte: «Ich sah schon damals voraus, dass sich die Politik der Bundesrepublik in Richtung eines Ökosozialismus bewegte», so Renner. Er habe dafür plädiert, dass sich die Partei breiter aufstelle. Auch die spezifischen Slogans «für Freiheit», «für Recht», «für Demokratie», «für Familie», «für Sicherheit» und so weiter gingen auf seinen Input zurück.

Bernd Lucke vertrat das alles eher schlecht: Auf dem Landesparteitag in Arnsberg, Nordrhein-Westfalen, stellte er Anfang Dezember 2013 erfolgreich den Antrag, Renner abzuwählen. Lucke dankte ihm für die geleisteten Dienste und sagte spöttisch: «Leben Sie wohl.»

Mit zarten zwölf leiteten die Jesuitenpatres ihn an, sich mit Schopenhauer zu beschäftigen.

Ein halbes Jahr später kam Renner wieder zurück, und bald darauf löste Frauke Petri Lucke an der Spitze der Bundespartei ab. Renner, ein Mann der Pointen und feinen Nadelstiche, dankte Lucke mit denselben Worten, die dieser damals an ihn gerichtet hatte, und wünschte ihm nun seinerseits Lebewohl. Inzwischen ist er das einzige Gründungsmitglied, das noch dabei ist.



Aufgewachsen ist Renner, Jahrgang 1954, im schwäbischen Reutlingen in einer tiefkatholischen Familie, die einige Generationen in Ungarn gelebt hatte. Sein Vater floh nach dem Zweiten Weltkrieg, seine Grossmutter und eine Grosstante waren von Soldaten der Roten Armee geschändet worden. In der Familie war es üblich, dass der Zweitgeborene jeweils Priester wurde, so war es auch für den jungen Martin vorgesehen. Doch mit sechzehn wurde er, wie er es formuliert, «vom Gott Eros berührt», die Kirchenkarriere kam nicht mehr in Frage. Doch er liess sich weiter von Jesuiten unterrichten, in der Freizeit notabene, und hat dabei «unheimlich viel gelernt», vor allem in Dialektik und der «Kunst des Rechtbehaltens». Mit zarten zwölf leiteten die Jesuitenpatres ihn an, sich mit Schopenhauer zu beschäftigen, worauf er eine 280 Seiten umfassende Abhandlung über dessen Menschenfeindlichkeit abliefern konnte.

Später wollte er Journalistik und Medienwissenschaften studieren, doch ein Kollege seines Vaters wandte ein, er solle besser «was Gscheites» studieren. Renner warf sich auf die Betriebswirtschaftslehre. Mit 28 war er bereits Marketingdirektor einer internationalen Firma, vier Jahre danach gründete er eine Agentur für strategische Kommunikation und beriet weltweit tätige Unternehmen im Bereich Medizin und Pharma.

Anspielung auf DDR-Zeiten

Mit seinen bald siebzig Jahren und seiner reichen Erfahrung in Wirtschaft, Politik, Gesellschaft und Kultur wundert er sich über die jungen linksgrün angehauchten «Strickliesel» in den Mittzwanzigern, die ihm heutzutage in der «Arroganz des Nichtwissens» die Welt erklärten. Er vermisst die Offenheit der politischen Debatte in Deutschland und spricht in diesem Zusammenhang in Anspielung auf DDR-Zeiten von einer «Neuen Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands», der ausser der AfD ausnahmslos alle angehörten, von Grün über Orange und Rot bis Schwarz.

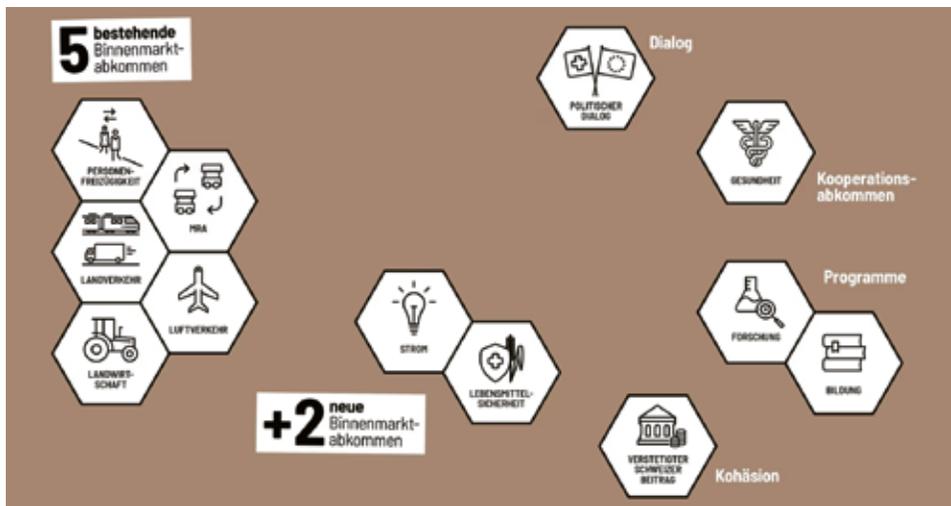
Dabei sieht er, belesen, wie er ist, durchaus, was die Linke so erfolgreich gemacht hat. Renner kennt seinen Gramsci, obwohl er immer schon gegen die linken Lehrer aufbegehrte und in der 68er Ära sich harte Rededuelle mit ihnen lieferte: Der italienische «Kulturmarxist» lehrte, dass die Linken Macht im so erfolgreichen Kapitalismus nicht durch einen Aufstand des Proletariats erringen könnten, sondern vielmehr dadurch, dass sie die intellektuelle und kulturelle Deutungshoheit gewannen.

«Die Kultur», weiss Renner, «ist das Vorfeld des Politischen.» Aber selten wird das so krass beleuchtet wie bei der Ausladung Martin Renners und seiner AfD-Kollegen durch die Berlinale in diesem Februar Anno Domini 2021.

In der Bastelstube der Unterhändler

Die Bundesverwaltung weibelt mit lückenhaften Unterlagen für das neue Rahmenabkommen. Im Geschäftsleben wäre der Tatbestand der irreführenden Werbung erfüllt.

Carl Baudenbacher



Sämtliche institutionellen Gesichtspunkte wegretouchiert.

Wie die monotheistischen Weltreligionen, so glaubt auch der Schweizer Bundesrat an die Auferstehung, zumindest im Einzelfall. Das im Mai 2021 zu Grabe getragene Rahmenabkommen soll in angeblich neuem Gewand, mit angeblich erheblichen Verbesserungen und mit neuem Namen von den Toten erweckt werden. Ob das gelingen wird, ist allerdings nach dem Abschluss des Konsultationsverfahrens fraglich.

«Tauwetter» zwischen Bern und Brüssel?

In Bern dachte man, man habe alles perfekt eingefädelt. Unter Ausschluss der Öffentlichkeit wurde in zahllosen «Sondierungsrunden» mit EU-Beamten seit Juni 2022 ein zwölfeinhalb Seiten langes Papier erarbeitet, in dem beide Seiten die Punkte niedergelegt haben, in denen sie sich einig sind: das «Common Understanding». Es handelt sich um ein nicht rechtsverbindliches Dokument, aber man wird davon auszugehen haben, dass vor allem die EU nicht mehr wesentlich vom Inhalt abweichen will. Seit einiger Zeit war die Öffentlichkeit mit begleitenden Nachrichten über ein «Tauwetter» zwischen Bern und Brüssel gefüttert worden.

Als grosse Neuerung preist der Bundesrat den Wechsel zu einem «Paketansatz», der angeblich enorme Flexibilität und damit zusätzliche Vorteile für die Schweiz mit sich gebracht habe. Tatsächlich hat man einfach alles – institutionelle

Fragen, materiellrechtliche Fragen, Zahlungsverpflichtungen der Schweiz, Zugang zu EU-Programmen und so weiter – in eine Schachtel geworfen, was zu (wohl beabsichtigten) Verunklarungen geführt hat. Die matchentscheidenden Themen dynamische Rechtsübernahme, Überwachung und Streitbeilegung werden nur noch als Probleme unter vielen aufgeführt, und das nicht einmal am Anfang. Das EDA hat sogar ein Diagramm ins Netz gestellt, auf dem sämtliche institutionellen Gesichtspunkte wegretouchiert sind. Im Geschäftsleben wäre der Tatbestand der irreführenden Werbung gemäss UWG erfüllt.

Die Achillesferse des Projekts Rahmenabkommen war von Anfang an die Unterstellung der bilateralen Verträge unter das Auslegungs-

Das «Schiedsgericht» diente nur der Tarnung. Es gibt keinen Beobachter, der das anders sieht.

monopol des Gerichts der Gegenseite, des Europäischen Gerichtshofs (EuGH). Das wurde im Jahr 2013 von Aussenminister Didier Burkhalter und seinem Staatssekretär Yves Rossier im Bundesrat und später bei den Kantonen, parlamentarischen Kommissionen und Verbänden durchgesetzt. Die EU-Kommission sollte die Schweiz einseitig, das heisst ohne deren Zu-

stimmung, vor ihren eigenen Gerichtshof, den EuGH, ziehen können.

Auf dem Weg dorthin mussten die beiden Kämpfer an der Spitze des EDA das von der EU-Kommission vorgeschlagene Modell des Andockens an die Efta-Institutionen (Überwachungsbehörde und Gerichtshof) aus dem Weg räumen. Dazu war ihnen jedes Mittel recht. Sie starteten eine noch nie dagewesene Bullshit-Kampagne. Zu den schlimmsten Sottisen gehörten die Behauptungen, ein Prozesssieg der Schweiz vor dem Efta-Gerichtshof wäre für die EU nicht verbindlich und der EuGH würde die Schweiz nicht verurteilen, sondern bloss Gutachten erstellen.

Leider verfiel dieser Nonsens, mit dem kein Studierender ein Examen im Europarecht bestanden hätte. Ab 2014 wurde mit der EU über das «EuGH-Modell» verhandelt. Aber bereits 2015 monierte die damalige Ständerätin Karin Keller-Sutter, der EuGH sei als Gericht der Gegenpartei nicht neutral. Die Schweiz müsse ihre Strategie überdenken und wieder auf den Efta-Gerichtshof setzen. Im Juni 2017 warf Burkhalter das Handtuch, und sein Nachfolger Ignazio Cassis setzte ab 2018 auf ein leicht modifiziertes Modell, das die EU vorgeschlagen hatte: Entscheidungsbefugt solle ein «Schiedsgericht» sein, das aber immer dann, wenn EU-Recht impliziert war, beim EuGH ein verbindliches Urteil anzufordern hatte. Tatsächlich diente das «Schiedsgericht» nur der Tarnung. Es gibt keinen renommierten internationalen Beobachter, der das anders sieht. Das EDA startete trotzdem eine zweite Bullshit-Kampagne. Nun wurde behauptet, das «Schiedsgericht» habe erhebliches Ermessen, sowohl bei der Frage, ob es den EuGH einschalten soll, als auch bei der Umsetzung des Urteils. Für beides gibt es keine Anhaltspunkte.

Ende 2018 erklärte die EU die Verhandlungen für beendet und forderte den Bundesrat zur Unterzeichnung des Abkommens auf. Der fand das Modell mit dem Pro-forma-«Schiedsgericht» und dem EuGH gut, wollte aber bei drei materiellrechtlichen Nebenpunkten aus innenpolitischen Gründen Nachbesserungen haben: beim Lohnschutz, bei der Unionsbürgerricht-

linie und bei der Beihilfenkontrolle. Da keine Einigung gefunden wurde, brach der Bundesrat die Verhandlungen am 26. Mai 2021 ab.

Am 15. Dezember 2023 kündigte der Bundesrat an, er wolle ein neues Verhandlungsmandat, basierend auf dem «Common Understanding», verabschieden und in kurzer Zeit zu einem Abschluss mit der EU gelangen. Als entscheidende Neuerung gegenüber der Zeit vor dem Mai 2021 sah er die Tatsache an, dass die Schweiz aufgrund des Wechsels zu einem vertikalen Ansatz in den einzelnen Verträgen Ausnahmen von der Zuständigkeit des EuGH aushandeln könne. Tatsächlich enthält das «Common Understanding» insoweit ein paar Konzessionen. Das ändert aber nichts an der Tatsache, dass der falsche Ausgangspunkt, die Unterstellung der Schweiz unter das Gericht der Gegenpartei, bestehen bleibt. Solche Konstellationen gibt es höchstens nach einem verlorenen Krieg oder bei einem grossem zivilisatorischen und ökonomischen Gefälle. Weder das eine noch das andere ist im Verhältnis EU-Schweiz gegeben. Mittels Ausnahmen kann diese Fehlentscheidung nicht korrigiert werden. Ausnahmen haben nach dem berühmten Diktum des deutschen Rechts- und Politikwissenschaftlers Ulrich Mückenberger «Realität zweiter Klasse». Wer eine Materie beherrschen will, der muss sich mit der Regel befassen. Ausnahmen sind so-

dann Momentaufnahmen. Niemand kann wissen, welche Konflikte in der Zukunft entstehen. Schliesslich wird man nicht annehmen können, dass die Schweiz oder das «Schiedsgericht» in der Lage sein werden, den Umfang einer Ausnahme im Zweifelsfall ohne Mitwirkung des EuGH festzulegen. Die Bestrebungen gewisser Verbandsvertreter, Ausnahmen zuhanden der Schweizer Unterhändler möglichst «wasserdicht» zu formulieren, sind daher geradezu erheiternd. Der verzweifelte Versuch, das künftige Verhältnis zur EU auf ein Ausnahmenmodell zu stützen, zeigt endgültig, dass der Weg mit der Zuständigkeit des EuGH ein Holzweg ist. Die Schweizer waren einmal berühmte Gesetzgeber. Ihr ZGB wird in der ganzen Welt bewundert. Mit dem «Paketansatz» und der Ausnahmenfeilscherei sind sie zu *bricoleurs* und Murksern geworden.

Unvernünftiges Auslegungsmonopol

Der Journalist Francesco Benini hat am Wochenende geschrieben, es sehe schlecht aus für den Vertrag mit der EU. Er hat recht, und er hat auch den Elefanten im Raum genannt, die Rolle des EuGH. Der Bundesrat, der in diese Sache seit 2013 hineingeschlittert ist, hat sich dazu nie klar und umfassend geäussert. Er hat zwar die Chefunterhändler gewechselt wie andere Leute das Hemd, aber das Auslegungsmonopol des EuGH wurde

nie angetastet. Dieses Monopol kann nicht vernünftig erklärt werden, weil es nicht vernünftig ist. In rechtsstaatlichen Verhältnissen ist der Richter ein unbeteiligter Dritter, der kein eigenes Interesse am Prozessausgang hat. Keine Partei darf vor einen Richter gezogen werden, dem es an der erforderlichen Neutralität fehlt. Gerade das wäre aber beim EuGH gemäss dem Rahmenabkommen 2.0 der Fall. Die von den grossen Wirtschaftsverbänden beschworenen Exportvorteile wiegen das nicht auf. Die diesbezüglichen Äusserungen zeichnen sich im Übrigen nicht durch besondere Differenziertheit aus, sondern eher durch Krämergeist. Es gibt Unternehmer, die ihre Interessen mit denen des Landes gleichsetzen und die institutionellen Probleme einfach ausblenden. Ausgesprochen bescheiden ist auch der Beitrag der Konferenz der Kantonsregierungen.

Der Bundesrat sollte aus den Diskussionen der letzten Wochen den Schluss ziehen, dass es beim Rahmenabkommen keine Auferstehung geben wird. Je eher er das in Brüssel kommuniziert und entsprechend handelt, umso beherrschbarer wird der Flurschaden sein.

Carl Baudenbacher war Präsident des Efta-Gerichtshofs und Rechtsprofessor an der Universität St. Gallen. Heute ist er Partner einer schweizerisch-norwegischen Kanzlei und lehrt als Visiting Professor an der London School of Economics



Monatliches Einkommen mit Schweizer Immobilien

Erwerben Sie Mehrfamilienhäuser ab CHF 100'000 online und erwirtschaften Sie jeden Monat attraktive Renditen.

 crowdhouse.com

NACHRUFE

Torgefährlicher Globetrotter

Andreas Brehme (1960–2024) — Nur 44 Tage nach dem «Kaiser» Franz Beckenbauer ist in München auch Andreas Brehme gestorben, der Deutschland 1990 in Rom zum Weltmeister machte. Brehme versenkte in der 85. Minute des Endspiels gegen Argentinien den entscheidenden Elfmeter und gab zu Protokoll: «Mit links hätte ich härter geschossen, mit rechts traf ich präzise.»

Tatsächlich war der gebürtige Hamburger als Bilderbuchdeutscher mit seinem Blondschopf und den blauen Augen einer der ersten perfekt beidfüssigen linken Aussenverteidiger und machte Karriere als brillanter, torgefährlicher Globetrotter oder «Söldner», wie die Fremdgeher damals noch etikettiert wurden.

Seinen ersten Profivertrag unterschrieb der gelernte Maschinenschlosser mit zwanzig in Saarbrücken. Er wechselte dann nach Kaiserslautern, wo er in 154 Spielen 34 Tore erzielte. Und 1986, nachdem er mit den Deutschen in Mexiko den WM-Final gegen Maradonas Argentinien verloren hatte, an die erste deutsche Adresse, den FC Bayern München.

Im Jahr 1988 zog er weiter, gemeinsam mit Lothar Matthäus und Jürgen Klinsmann, zu Inter Mailand. Brehme spielte in vier Jahren 116-mal für Inter, reiste danach kurz noch zu Real Saragossa in Spanien und kehrte zurück nach Kaiserslautern, wo er weitere fünf Jahre Fuss fasste. Er gewann Landesmeistertitel mit Bayern, Inter und Kaiserslautern, scheiterte aber als Trainer.

Der ruhmreiche Beckenbauer hat dem Freund im späteren Leben unter die Arme gegriffen. Sein Tod hatte Brehme tief erschüttert.

Er starb an einem Herzstillstand in der Nacht zum 20. Februar mit erst 63 Jahren.

Peter Hartmann



Perfekt beidfüssig: Brehme.

8304 Seldwyla (ZH)

Die Zürcher Vorortsgemeinde Wallisellen baut unbrauchbare Parkplätze und will ihre Einwohner zu Vegetariern erziehen. Wer bezahlt's? Natürlich der Steuerzahler.

Thomas Renggli

Azelle, Bölle schelle, d'Chatz gaht uf Walliselle!» Diesen Reim kennt fast jedes Kind. Allein deshalb ist die 17 000-Einwohner-Gemeinde im Rayon des Flughafens weitherum bekannt. Und dank dem Einkaufszentrum Glatt ist Wallisellen auch eine treibende Kraft der Konsumgesellschaft.

Doch die linkslastige Stadtregierung unter der Präsidialherrschaft von SP-Mann Peter Spörri verfolgt andere Ideologien. Im Sinne des Klimaschutzes und einer (vermeintlich) nachhaltigeren Lebensweise lädt sie die eigene Bevölkerung zu einem «Umerziehungskurs» ein. Die Wallisellerinnen und Walliseller sollen sich bewusster und vegetarischer ernähren: saisonal, regional, naturbelassen – mehr Bio, weniger Fleisch.

Mit einer breit angelegten Medien- und Informationskampagne soll den Bürgerinnen und Bürgern auf die Sprünge geholfen werden. Kostenpunkt: 185 000 Franken. Dieser Betrag wurde auf dem kurzen Dienstweg gesprochen. Was Einwohner und Gewerbe davon halten, interessiert die Lokalpolitik nicht.

Spucken verboten

Marcel Amhof, Kommunikationsverantwortlicher der Stadt, sagt gegenüber dem *Zürcher Unterländer*, was die Steuerzahler für diesen Betrag erwarten dürfen: «Es finden Events und Aktivitäten statt, bei denen alle mitmachen können. Dabei arbeiten wir mit lokalen Partnern und Vereinen zusammen.» Die Kampagne werde von verschiedenen Kommunikationsmassnahmen begleitet.

Ziel sei eine lokale Verbindung zum Thema, sagt Amhof: «Die derzeitigen Berichte zeigen, dass wir als Gesellschaft noch einen weiten Weg zum klimafreundlichen Umgang mit unseren Ressourcen vor uns haben und weiter daran arbeiten müssen.»

Es ist ein weiterer Schritt in der Entfremdung der ehemals konservativsten Gemeinde des Kantons Zürich von den eigenen Wurzeln. Für Stirnrundeln sorgten auch diverse andere Massnahmen – beispielsweise die Einführung der Tempo-30-Zone an der Neugut- und an der Bahnhofstrasse – aus Lärmschutzgründen. Dass gleich nebenan lärmintensive Züge zirkulieren, stört niemanden.

Ausserdem verhängte die Stadt ein Gesetz, das den Bewohnern teilweise das Fällen von Bäumen im eigenen Garten verbietet. Auch das Spucken im öffentlichen Raum ist in Wallisellen ein Offizialdelikt und wird mit 200 Franken geahndet.

«Nicht praxistauglich»

Last, but not least muss beim Stadthaus ein aufwendig geplanter Parkplatz nochmals gebaut werden. Wie die städtischen Planer erst nachträglich bemerkten, haben sich die Parkplätze neben der neuen Tiefgarageneinfahrt des Stadthauses «als nicht praxistauglich» erwiesen.

Die Fahrgasse sei mit vier Metern Breite zum Manövrieren zu schmal. «Zudem führt die Gestaltung des Untergrundes der nordöstlichen Parkplatzreihe als Schotterrassen bei Regenwetter dazu, dass sich der Schotterrassen in Matsch verwandelt und die Zentralstrasse dadurch verschmutzt wird», heisst es weiter.

Die Stadt hat deshalb Massnahmen ergriffen: «Die Norm zur Anordnung und Geometrie von Parkieranlagen für Personenwagen wurde mittlerweile revidiert», ist zu lesen. Das bleibt nicht ganz ohne Folgekosten. Für die Verbreiterung der Fahrgasse und die Aufwertung der Parkplatzreihe mit Rasenlinersteinen wurde ein Zusatzkredit in der Höhe von exakt 76 152.70 Franken gesprochen.

Wie heisst es doch im Volksmund: «Chunnt sie wieder hei, hät sie chrummi Bei. Piff, paff, puff und du bisch ehr und redlich duss.»



Piff, paff, puff.

Nicht ohne meine Tasse

Tee vermittelt Wärme, Trost und Haltung. Und er bringt die Briten zusammen. Jetzt tobt ein Streit um das Nationalgetränk. Stein des Anstosses: ein Körnchen Salz.

Jean-Martin Büttner

Das Internet kocht über, die Kommentarspalten brodeln. Widerreden, Polemiken und Empörungen erschüttern Grossbritannien. Was ist geschehen? Eine amerikanische Chemikerin hat es vor ein paar Wochen gewagt, eine Empfehlung über die richtige Art des Teezubereitens abzugeben.

Sie sei aufgrund ihrer Studien zum Schluss gekommen, schreibt die Chemieprofessorin Michelle Francl, dass eine Prise Salz helfe, die Bitterkeit des Tees zu mildern. Diese Erkenntnis habe sie von jahrhundertealten Schriften bestätigt gesehen. Das und noch viel mehr sagt sie in ihrem neuen Buch zur «Chemie des Tees» (Untertitel).

Während die einen Teetrinker ihr recht geben und mit Witz und Ironie reagieren, erieferten sich andere dermassen, dass die amerikanische Botschaft per Tweet eingreifen musste. Und den «good people of the United Kingdom» auseinandersetzte, die Salzung des britischen Nationalgetränks sei «not official United States policy».

Wie viel das Teetrinken den Briten bedeutet, zeigen schon die Debatten über die Zubereitung: Wie viel Tee ist angemessen, wie lange muss er bei welcher Temperatur ziehen, welche Teekanne ist die richtige? Ist es mittlerweile erlaubt, mit Teebeuteln zu operieren (so machen es die meisten in England), oder soll man Teeblätter einstreuen (so wird es stark empfohlen). Soll man den Tee mit Zitrone trinken oder ohne? Den Schnitz drinlassen oder wieder herausnehmen?

Alleine zur Frage, ob man erst die Milch eingiesst oder den Tee, finden bis heute Debatten statt. Laut der Akademie komme die Milch zuerst, sagen die einen. Andere weisen darauf hin, dass die Royals die Milch nach dem Tee eingiessen würden. Womit noch nichts über das Zuckern gesagt ist. Lange Zeit galt es als proletarisch, also vulgär. Heute ist es immerhin als Variante akzeptiert. Beim besonders beliebten «Afternoon Tea» mit Gebäck, Rahm und Konfitüre ergänzt.

Tee sei «der Leim, der das Empire zusammenhielt», sagt man in England, denn tat-



Leim, der das Empire zusammenhielt.

sächlich ist er auch in ehemaligen Kolonien wie Indien oder Australien beliebt. Was hat dieses Getränk an sich, dass sich ein ganzes Königreich mit ihm identifiziert? Die britische Besessenheit hat mehrere, einander verstärkende Gründe: historische, wirtschaftliche, klimatische, psychologische, medizinische und atmosphärische.

Flüssiger Austausch von Gefühlen

Am Anfang stand die Wirtschaft. Denn es war die East India Company, welche im 17. Jahrhundert Tee aus China nach England zu exportieren begann, wo er als anregendes, wärmendes und aromatisches Getränk genossen wurde. Allerdings nur von der Oberschicht, denn Tee war teuer und galt als Statussymbol. Als die Exporte zunahmen und die Zölle sanken, verbreitete sich Tee immer weiter in der englischen Gesellschaft und fand auch in Ländern wie Russland, Frankreich oder der Türkei Zustimmung. Aber bis aus einer Zustimmung eine kulturelle Besessenheit wird und sich ein Getränk zum eigentlichen Ausdruck einer Nation entwickelt, brauchte es mehr. Denn die Zahlen sind eindrucksvoll: Jeden Tag trinken die Britinnen und Briten über hundert Millio-

nen Tassen Tee, das sind sechzig Milliarden pro Jahr und 900 Tassen pro Person.

Sie tun das alle nicht nur, weil der Tee sie wärmt in ihrem unwirschen Klima. Weil er auf subtile Weise anregt mit seinen sowohl träumerischen wie konzentrierten Attributen. Weil er als Tradition für die britische Geschichte steht. Sondern auch, weil sich der britische Tee zu einem Ausdruck von Gastfreundschaft und Herzlichkeit entwickelt hat. Weil er Entspannung und Geborgenheit symbolisiert, ein Innehalten inmitten der Widrigkeiten der Welt.

Ausserdem bietet er einen flüssigen Austausch von Gefühlen an, die zu zeigen den Briten besonders schwerfällt. «A cuppa», wie man in England sagt, das Anbieten und Kochen und Trinken des Tees, überbrückt die Distanz zwischen den Menschen. Und drückt Nähe aus, die zu formulieren der förmlichen britischen Kultur schwerfällt. Zugleich vermittelt Tee so etwas wie eine Haltung, einen stoischen Stolz. Er verkörpert das Ideal der englischen Identität. Zurückhaltung, Etikette, Eleganz, in einem Wort: Stil.

Und warum lieber Tee als Kaffee? Das fragen wir zum Schluss einen anderen Chemiker, der den Unterschied zwischen den beiden Substanzen so beschrieb: Der Tee sei ein «Phantasticum» und der Kaffee ein «Energeticum», notierte er – «daher besitzt der Tee auch einen ungleich höheren musischen Rang.

Jeden Tag trinken die Britinnen und Briten über hundert Millionen Tassen Tee.

Ich merke beim Kaffee, dass er das feine Gitter von Licht und Schatten zerstört, die fruchtbaren Zweifel, die während der Niederschrift eines Satzes auftauchen. Man überfährt seine Hemmungen. Am Tee dagegen ranken sich die Gedanken genuin empor.»

Der Mann kannte sich mit veränderten Wachbewusstseinszuständen aus: Albert Hofmann hatte 1943 das LSD entdeckt.

Showdown der Muslime

Sunniten und Schiiten ringen in der islamischen Welt seit 1979 um die Vorherrschaft. Der Kampf erinnert an den Dreissigjährigen Krieg zwischen Protestanten und Katholiken. Befinden wir uns in einem konfessionellen Konflikt von welthistorischer Bedeutung? Vieles spricht dafür.

P.J. Blumenthal

Fünfundvierzig Jahre sind es her seit dem 1. Februar 1979, als Ajatollah («Zeichen Gottes») Ruhollah Musawi Chomeini eine Air-France-Maschine in Paris bestieg, um aus dem Exil nach Teheran zurückzukehren. Wer hätte damals geahnt, dass dieses Ereignis den Anfang des grössten innerreligiösen Glaubenskonflikts seit dem Dreissigjährigen Krieg zwischen Protestanten und Katholiken (1618–1648) markieren sollte? Die meisten Menschen ahnen es noch immer nicht.

Der charismatische Chomeini, mit langem weissem Bart, Turban und dunklem Gewand, der Blick streng und konsequent, wirkte fürs westliche Auge wie eine Figur aus «Tausendundeiner Nacht». Junge Menschen – vor allem Linke – haben ihn quasi als Heiland angesehen, der seine iranische Heimat von der Knechtschaft des überall verteuflten Schahs Mohammad Reza Pahlavi befreien sollte. Der Schah war bereits Mitte Januar 1979 ins Exil gegangen.

Stimme der Opposition

Grosse Ironie: Dieser Schah trat 1941 nach der Ermordung seines Vaters als Reformler in Erscheinung. Er suchte nach handfesten Lösungen, um sein damals rückständiges Land ins fortschrittliche 20. Jahrhundert hinzulotsen. Vor allem wollte er durch eine Landreform dem althergebrachten Feudalismus der Grossgrundbesitzer (unter ihnen auch hohe Geistliche) ein Ende machen. Auch für die Selbstbestimmungsrechte iranischer Frauen setzte er sich ein. Diese Vorhaben scheiterten aber: teils wegen des heftigen Widerstands der Kleriker und der einflussreichen Grossgrundbesitzer, teils wegen Korruption in der eigenen Regierung.

Die Proteste wurden besonders heftig in den 1960er Jahren. Es war zu dieser Zeit, dass der Geistliche Ajatollah Chomeini zusehends zur moralischen Stimme der Opposition mutierte. Bereits 1964 wurde er in die Verbannung geschickt. Bald schwappte der Hass auf den



Schwiegersonn:
Ali ibn Abi Talib (I.).

Schah auch nach Europa über. Als er 1967 einen Staatsbesuch in Deutschland abstattete, demonstrierten progressive deutsche Studenten in den Strassen Berlins.

Unterdessen wurde die Lage im Iran immer chaotischer. Im Exil hatte der immer einflussreichere Ajatollah eigene Reformen versprochen. Er wolle sein Land in eine islamische Demokratie verwandeln, beteuerte er, wo auch Frauen auf ihre Kosten kämen. Als Chomeini 1979 endlich in Teheran ankam, empfingen ihn

schätzungsweise drei Millionen begeisterte Anhänger. Im westlichen Ausland hat man diese Ereignisse mit distanzierter Faszination verfolgt. Doch bald kannte fast jeder die exotische Vokabel «Ajatollah».

Dazu lernte man noch andere neue Wörter, zum Beispiel «Schia», womit die islamische Glaubensrichtung der Iraner gemeint war; auch «Sunna», die Art Islam, wie man erfuhr, die sonst in der muslimischen Welt praktiziert wurde. Es gab also «Schiiten» und «Sunniten». Ach so, hätte man denken können: irgendwie vergleichbar mit evangelisch und katholisch.

Irgendwie, aber nicht ganz.

Aber zurück zum denkwürdigen 1. Februar 1979. Damals dominierten zwei Grossmächte, USA und UdSSR, das Weltgeschehen. Jede pflegte eigene Interessengebiete und sorgte für Unruhe, wann und wo nützlich. Das wichtigste Thema hiess zu dieser Zeit Erdöl. Da dieser Rohstoff im Nahen Osten reichlich vorhanden war, eiferten beide Grossmächte um Einfluss in der Gegend. Die USA haben sich mit dem Libanon, mit Saudi-Arabien und mit dem Iran des Schahs alliiert. Die UdSSR, deren Taschen weniger tief waren als die des Rivalen, säte wo möglich Unruhe, indem sie sogenannte Befreiungsbewegungen för-

derte, Befreiung von den «kapitalistischen Ausbeutern», versteht sich. Zum Beispiel im Nahen Osten, wo sie die PLO, Abu Nidal und Co. unterstützte, um gegen die westliche Enklave Israel aufzubegehren.

Insgesamt herrschte aber damals ein einigermaßen friedliches, globales Gleichgewicht vor. Ab dem 1. Februar 1979 war damit Schluss. Denn nach wenigen Tagen verwandelte Chomeini

Als Chomeini 1979 in Teheran ankam, empfingen ihn fast drei Millionen begeisterte Anhänger.

seine Heimat in eine strenge schiitische «islamische Republik». Hinrichtungen waren an der Tagesordnung, Widerstand wurde grausam geahndet. Immer häufiger stiess man in den westlichen Medien auf das Wort «Islam», und der Ajatollah mutierte zunehmend zum Buhmann.

Saddam Husseins Befürchtungen

Es folgte bald der nächste Streich: Unversehens marschierte an Weihnachten 1979 die UdSSR in Afghanistan ein. Wie es hiess, um die damals herrschende sozialistische Bruderregierung zu unterstützen. Als Reaktion darauf lieferten die USA Waffen an die sogenannten Mudschaheddin (wieder eine neue Vokabel!). Im gleichen Jahr wurde im Irak Saddam Hussein Präsident und Premierminister. Ähnlich Ajatollah Chomeini zeigte auch er schnell seine grausame Seite. Ausserdem witterte er Gefahr aus der neuen «Islamischen Republik». Der sunnitische Saddam Hussein, wenn auch selbst säkular, befürchtete, dass die «islamische Revolution» bald in sein Land überschwappen könnte. Denn der Irak war zu 55 Prozent schiitisch. 1980 griff er – mit Unterstützung der USA und Deutschlands – präemptiv den Iran



Schwiegervater:
Abu Bakr.



Ab dem 1. Februar 1979 war Schluss: Ajatollah Chomeini.

der Mullahs an. Es folgte ein für beide Seiten aufreibender Krieg, der bis 1988 dauerte. Man hätte diesen Krieg als gewöhnliche Auseinandersetzung zwischen Nationalstaaten deuten können. Dem war aber nicht so – zumindest nicht vom Standpunkt der iranischen Seite aus. Denn nun spielte auch Religion eine Rolle.

Doch bevor wir mit der weiteren Entwicklung der heutigen Spannungen zwischen den zwei Hauptglaubensrichtungen des Islam fortfahren, zuerst ein wenig historischer Hintergrund:

Mohammed starb 632 n. Chr., ohne einen Nachfolger (arabisch: «Kalif») ernannt zu haben. Zwei Kandidaten stellten sich zur Wahl: Abu Bakr, sein Schwiegervater, und Ali ibn Abi Talib, sein Cousin und Schwiegersohn, der mit seiner Tochter Fatima verheiratet war. Jeder wusste damals, dass Mohammed einst erklärt

hatte: «Wer mich als Meister anerkennt, wird auch Ali als Meister anerkennen.» Nichtsdestotrotz entschied sich die Mehrheit der Stimmberechtigten für Abu Bakr als Kalifen. Die Par-

Nun stand fest: Die neue Glaubensrichtung bestand aus zwei Strömungen: Schia und Sunna.

tei Alis (arabisch: «Schiat Ali») erzürnte sich sehr. Nach dem Tod Abu Bakrs 634 wurde anstelle von Ali schon wieder ein anderer Anhänger Mohammeds, Umar, als Kalif auserkoren. Keine schlechte Wahl für die junge Religion, wie sich herausstellte. Denn bald eroberte Umar eins nach dem anderen Palästina, Syrien, Ägypten, Karthago und sogar Persien. 644 wurde er je-

doch von einem persischen Kriegsgefangenen umgebracht. Auch Umars Nachfolger hiess nicht Ali, sondern Uthman. Immerhin war er ein Mitsstreiter Mohammeds der ersten Stunde. Nur: Er stammte aus Syrien, was bedeutete, dass Mekka nicht mehr alleiniger Mittelpunkt der Glaubensgemeinschaft war. Auch das sorgte für böses Blut. 656 wurde auch dieser Kalif Opfer eines Anschlags. Doch nun endlich wurde Ali, inzwischen 62-jährig, zum Kalifen auserkoren, was beinahe folgerichtig zu neuen Querelen zwischen seiner Partei («Schia») und derjenigen der Orthodoxie («Sunna») führte. 661 wurde auch er Opfer eines Attentats.

Nun stand fest: Die neue Glaubensrichtung bestand aus zwei Strömungen: Schia und Sunna. 680 kam es denn zum Showdown. Dies geschah nahe der Stadt Kerbala im Irak: Zwei Söhne Alis,

Hussain und Abbas, samt Anhängern kämpften gegen das Heer des Kalifen Yazid. Sie wurden besiegt und erlitten den Märtyrertod. Ab jetzt sprach man endgültig von zwei islamischen Strömungen.

Im Grunde sind die Unterschiede zwischen den zwei Glaubensrichtungen gering: Sunniten erkennen die Vorherrschaft eines Kalifen an, Schiiten nicht. Seit osmanischen Zeiten gibt es dieses Amt ohnehin de facto nicht mehr. Schiiten hingegen – zumindest in der ersten Zeit – wählten sich anstatt eines Kalifen einen «Imam», das

Trotz ihrer Unterschiede haben Sunniten und Schiiten zumeist friedlich nebeneinander gelebt.

heisst «Vorbeter». Dieses Amt war für Sunniten ohne Bedeutung. Bis zum Jahr 874 gab es lediglich zwölf Imame, und alle starben eines gewaltsamen Todes. Bis heute glauben viele Schiiten, dass der letzte Imam – er hiess Muhammad ibn Al-Hassan – nicht gestorben sei, sondern dass er sich verborgen habe, um eines Tages als Heiland («Mahdi») zurückzukehren. Diese Lehre erinnert ans Christentum. Sunniten warten nicht auf den «Mahdi».

Doch trotz ihrer Unterschiede haben Sunniten und Schiiten zumeist friedlich nebeneinander gelebt – mit Ausnahmen. Im 12. Jahrhundert zum Beispiel gründete ein gewisser Hasan ibn Sabbah aus Ghom in Persien eine schiitische Sekte, die «Assassinen», die es für ihre Pflicht hielten, sunnitische Würdenträger – unter ihnen auch Kalifen – zu ermorden. Politisch aber blieben die Schiiten lange machtlos und stets eine Minderheit in der islamischen

Welt. Erst 1501, als der Perser Ismail I. über die turkmenische Weisse Horde siegte und das sogenannte safawidische Reich in Persien gründete, bekamen die Schiiten einen Staat, der bis nach Aserbaidschan reichte. Nach und nach wurde Persien beinahe vollständig schiitisch – und ist es bis heute geblieben.

Und nun nähern wir uns der Gegenwart an. Lange Jahre blieb der Nahe Osten fast bedeutungslos für die westliche Welt. Erst mit der Zerschlagung des siechen Osmanischen Reichs Ende des Ersten Weltkriegs witterten Grossbritannien, Frankreich und die USA – ohne viel über die Gegend zu verstehen – eine Chance, Machtansprüche zu erheben, und zwar hauptsächlich wegen des reichlichen Vorkommens an Erdöl in diesem Erdteil. Nur: Das Kolonialzeitalter war beinahe vorbei, und eine vollkommene Unterdrückung dieser noch immer rückständigen Länder war nicht mehr möglich. Vor allem deshalb nicht, weil dieser Nahe Osten dabei war, aus seinem langen Dornröschenschlaf zu erwachen. Stichwort Nationalismus. So war die Lage im Iran, in Ägypten, Saudi-Arabien, im Irak, in Jordanien, im Libanon, in Syrien et cetera. Allerdings: Die vielen Jahrhunderte unter den Fittichen von Wesiren und Sultanen haben alle diese Länder massiv geprägt, mit dem Resultat, dass auch der Opec zum Trotz der Glaube noch immer als ein starker Einfluss blieb.

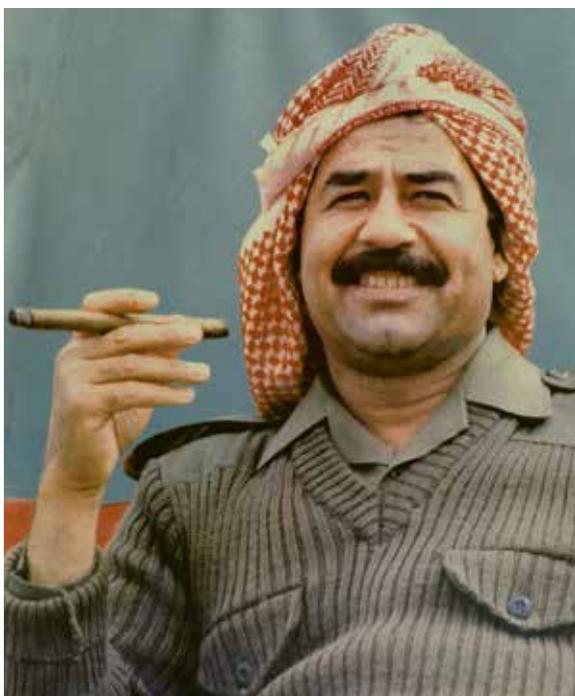
Ajatollahs Gespür für Marketing

Ab 1929 entstanden zum Beispiel im sunnitischen Ägypten – wahrscheinlich als Folge der drohenden Verwestlichung – die Muslimbrüder; in Saudi-Arabien waren es die Wahhabiten. Beide Bewegungen wurden schnell zu Exportprodukten. Taliban, al-Qaida, Isis: All diese

sind Kinder der wahhabitischen Koranschulen. Die Hamas und noch einige Gruppen im palästinensischen Gebiet stehen unter dem Einfluss der Muslimbrüder.

Auch bei den Schiiten gab es vor Chomeini fanatische Randgruppen. Zum Beispiel die des Religionslehrers Navvab Safavi, Fada'iyān-e-islam («Verehrer des Islam»). Diese Terrorgruppe war für viele Attentate verantwortlich – so auch für den Tod des Vaters des letzten Schahs. Chomeini war zwar kein Anhänger, dennoch verpflichtete er diese Kämpfer später für die eigene Sache. Nebenbei: Der Ajatollah hatte ein feines Gespür für Produktmarketing. Oft war er selbst das wichtigste Produkt. Er liess sich gern «Imam Chomeini» nennen. Damit stand er in Verbindung mit den zwölf historischen Glaubensvätern (Imamen) der Schia. Und siehe da: Bald munkelte man, er selbst sei der langersehnte «Mahdi», der die Welt von jeglicher Korruption erlösen sollte. So betrachtete ihn auch die schiitische Mehrheit im Irak, was Saddam Hussein bestimmt zu seinem Krieg gegen den Nachbarn motiviert hatte. Wie dem auch sei: Der schiitische Geist war unter Chomeini aus der Flasche entwichen. In den 1980er Jahren wurden Schiiten im Libanon mit dem Ajatollah als Vorbild immer eifriger und radikaler. Zuerst war es Amal und dann die Hisbollah («Partei Gottes»). In Syrien stärkte der Imam die Familie Assad, Mitglieder einer schiitischen Sekte, die nur eine kleine Minderheit des sonst sunnitischen Landes ausmachte. Bereits Anfang der 1980er Jahre erklärte Assad den totalen Krieg gegen die Muslimbrüder im eigenen Land: 20 000 starben in Hama.

Chomeini selbst träumte dennoch von einem vereinigten Islam, der sich «gegen westliche und



Der Geist war aus der Flasche: Saddam Hussein.



Kleine Wärmezeit: Anwar al-Sadat, Jimmy Carter, Menachem Begin (v. l.).



Feindbild Iran: Kronprinz Mohammed bin Salman.



Machtansprüche und Eitelkeit: Hamas-Terroristen.

arrogante Mächte» behaupten müsse, und er sehnte sich nach einem weltweiten islamischen Staat. Als Starthilfe erklärte er die Geburtswoche Mohammeds zu einer «Einheitswoche» für alle Muslime und den letzten Tag des Ramadan zu einem «al-Quds-Tag». «Al-Quds» ist das arabische Wort für Jerusalem.

Der gewiefte Politiker Chomeini verstand es bestens, das kleine Israel als gemeinsamen Feind aller Muslime zu instrumentalisieren, um seine erträumte muslimische Einheit zu erwirken. Umso dringender wurde die Umsetzung dieses Plans, da bereits am 26. März 1979, also kurz nach Chomeinis Rückkehr in seine Heimat, Anwar as-Sadat einen Friedensvertrag mit Israel unterzeichnet hatte. Bald sollten Jordanien und später andere islamische Staaten folgen. Die Ironie: Nachdem Saddam Hussein den Krieg gegen den Iran erklärt hatte, war Israel, einstiger Alliierter des Schahs, eines der wenigen Länder, die Waffen an den Iran lieferten.

Chomeini starb 1989. Sein Nachfolger Ajatollah Chamenei baute den schiitischen Einfluss weiter aus. Er hat aber nicht das Charisma seines Vorgängers, hingegen die Brutalität. Ihm ist es auch gelungen, die Huthi-Bewegung im Jemen zu ertüchtigen – zuerst in einem Krieg gegen Saudi-Arabien. Mit iranischer Hilfe werden auch die Hisbollah und das Assad-Regime stärker denn je. Und wie sein Vorgänger macht auch Chamenei Israel zum Feindbild für einen vereinten Islam. Doch der Erfolg ist mittlerweile nur mässig geblieben. Denn Teile der islamischen Welt – vor allem Saudi-Arabien und die Golfstaaten – sehen den Iran als grösseren Feind an als Israel. Weshalb 2016 die Arabische Liga die Hisbollah zu einer Terrororganisation erklärt hat. Der Irak mit seiner schiitischen Mehrheit

hat sich der Stimme immerhin enthalten. Auch sunnitische Terrorgruppen wie die Muslimbrüder, Isis und al-Qaida schielen auf eine iranische Vorherrschaft. Al-Qaida nennt die Hisbollah gern «Hisballat», «Partei der Allat». Allat war eine vorislamische arabische Göttin. Und damit sind wir zur Idee zurückgekehrt, die am Anfang dieses Textes zu lesen war: dass wir den grössten innerreligiösen Glaubenskonflikt seit dem Dreissigjährigen Krieg erleben.

Zwei islamische Weltanschauungen stehen sich zunehmend gegenüber: Auf der einen Seite findet man den Iran mit seinen Verbündeten,

Die sunnitische Hamas spielt lediglich die Rolle des nützlichen Idioten für den Iran.

auf der anderen die Arabische Liga mit dem Westen und – überraschenderweise – mit Israel. Die sunnitische Hamas spielt lediglich die Rolle des nützlichen Idioten für den Iran. Eigene Machtansprüche (und Eitelkeit) sind nicht selten wichtiger als jegliches religiöse Dogma – das war schon im Dreissigjährigen Krieg zu beobachten. Und Russland und China? Sie suchen einzig nach Gelegenheiten, eigene Vorteile zu gewinnen.

Ja, es findet ein Glaubenskrieg statt, und kaum einer weiss es. Denken Sie an die Hazara, eine schiitische Minderheit in Afghanistan. Sie werden von wahhabitischen Taliban verfolgt. Gleiches erlebt die sunnitische Minderheit im Iran. In Pakistan und im Irak greifen – je nachdem – entweder schiitische und sunnitische Extremisten Anhänger der anderen Seite an. Schon 2006 schrieb der amerikanische Polit-

wissenschaftler Vali Nasr: «In den nächsten Jahren werden Schiiten und Sunniten um die Macht konkurrieren, erst im Irak, aber schliesslich in der ganzen Region.»

Kurz jedoch zum Dreissigjährigen Krieg. Er begann 1618 in Prag mit dem berühmten Fenstersturz. Wir nennen diese Reihe von grausamen Schlachten und Abschlachtungen in den darauffolgenden dreissig Jahren einen Krieg. Es waren aber mehrere Kriege, die lediglich am Anfang von einem religiösen Fanatismus geprägt waren. Es ging letztlich um die Macht. So auch in diesem neuen Glaubenskrieg.

Anfang der 1980er Jahre sprach ich mit zwei persischen Kommilitonen in München über die Situation in ihrer Heimat. «Na ja, in fünf Jahren ist alles wieder vorbei», sagte ich. «Fünf Jahre?», antwortete einer. «Nein, es wird fünfzig Jahre dauern!» Wenn er recht hat, dann sind wir beinahe so weit. Oder werden die heutigen Kriege und Scharmützel als der «Hundertjährige Krieg» in die Geschichtsbücher eingehen?

Kriegsende dank Klimawandel?

Ein letzter Gedanke: Historiker behaupten, dass der Dreissigjährige Krieg zumindest teilweise auch durch einen Klimawandel, die sogenannte Kleine Eiszeit, beeinflusst wurde. Denn es gab damals eine weitverbreitete Hungersnot und auch viele Missernten. Kann es sein, dass auch dieser hundertjährige oder fünfzigjährige oder achtzigjährige Krieg unter dem Einfluss eines Klimawandels steht, den man eines Tages «die kleine Wärmezeit» nennen wird?

P. J. Blumenthal ist ein amerikanischer Altphilologe, Schriftsteller und Übersetzer in München.

Stählernes Röschen

Ursula von der Leyen führt die EU wie eine absolutistische Herrscherin. Nun will sie sich für eine zweite Amtszeit krönen lassen.

Wolfgang Koydl

Eigentlich müsste die zierliche Frau verschwinden neben dem hochgeschossenen Mann, der neben ihr steht. Aber als CDU-Chef Friedrich Merz Anfang der Woche seine Parteifreundin Ursula von der Leyen für eine zweite Amtszeit an der Spitze der EU-Kommission vorschlug, da war er es, der in ihrem Schatten stand. Jedem im Saal war klar, wer hier die wichtigere Person war.

Lernen vom Vater

Es ist ein Trick, den die 65-Jährige seit ihrer Kindheit beherrscht. Da lernte sie das politische Geschäft buchstäblich zu Füßen ihres Vaters. Ernst Albrecht, damals Ministerpräsident des deutschen Bundeslandes Niedersachsen, versteckte die Kleine unter seinem Schreibtisch, wenn er Gespräche führte. Manchmal führte er es den Gästen anschliessend stolz vor: das unschuldige kleine Mädchen mit dem lieblichen Übernamen. Röschen nannten sie ihre fünf Brüder. Und Röschen dürfen enge Vertraute sie bis heute nennen.

Doch diese Rose hat nicht nur viele Dornen. Sie ist von stählerner Härte und Durchsetzungskraft – was sie geschickt kaschiert durch anscheinend harmloses Auftreten: das hilflose Frauchen, das starke Männer um Beistand bittet. Nur dass sie viele dieser starken Männer eiskalt ausgeschaltet hat. Als Siegerin ging immer sie hervor: Ursula von der Leyen, studierte Ärztin, leidenschaftliche Pferdenärrin, mehrmals deutsche Ministerin und seit zwei Jahren «die mächtigste Frau der Welt», wie das amerikanische Magazin *Forbes* jüngst schrieb.

Das will – und wird – sie bleiben. Die Europäische Volkspartei (EVP), ein Zusammenschluss bürgerlicher Parteien, wird sie gewiss als Spitzenkandidatin in den Europa-Wahlkampf schicken. Wobei Wahlkampf nicht das rich-

tige Wort ist, denn sie wird ebenso wenig um Wählerstimmen kämpfen müssen wie Russlands Präsident Wladimir Putin, der sich im März zur Wiederwahl stellt.

Sein Name steht immerhin auf Wahlzetteln, eine Demütigung, die sich von der Leyen erspart. Stets hatte sie klargemacht, dass sie nicht

Die siebenfache Mutter ist wie die Jungfrau zum Kind zu ihrem Amt gekommen.

daran denke, sich von einfachen Menschen begutachten und über sich befinden zu lassen. Wähler sind ja so schrecklich unberechenbar. Wer weiss, vielleicht könnten sie sie nicht für so toll halten, wie sie sich selbst sieht.

Stattdessen schwebt sie wie eine gesalbte Göttin zur nächsten Krönung. Niemand wird ihr das nehmen. Zum einen wird ihre EVP wohl als stärkste Kraft aus den Wahlen hervorgehen; zum anderen hat die Konkur-

renz – Sozialdemokraten, Liberale und Grüne – schon die Waffen gestreckt. Wie sonst wäre es zu erklären, dass die Sozialisten einen farb- und namenlosen Herrn Schmit aus Luxemburg nominieren. Nach ihrer Krönung wird von der Leyen ihn sicher mit einem netten Pöstchen abfinden.

Schon vor fünf Jahren war die siebenfache Mutter wie die Jungfrau zum Kind zu ihrem Amt gekommen. Auch bei der Wahl ins Europaparlament 2019 stand sie auf keinem Stimmzettel. Sie wurde von Frankreichs Präsident Emmanuel Macron aus dem Hut gezaubert, weil sich die Mitgliedsstaaten nicht auf einen der rechtmässigen Bewerber einigten.

Denkbar, dass dem Franzosen seitdem Zweifel gekommen sind. Denn von der Leyen führt die Kommission mit der Unfehlbarkeits-Attitüde eines frühmittelalterlichen Papstes, der Kollegialität eines Dschingis Khan und der Transparenz eines Illuminatenordens. Kein EU-Chef hat so viele Vollmachten für die – ungewählte – Kommission an sich gerissen. Zugegeben: Ihre Amtszeit war geprägt von Krisen – Corona, Crash, Krieg. Aber sie nutzte die Krisen, um ihre Macht zu erweitern.

Wahlvorschriften für Ungarn

Skandale lächelte sie frostig weg. Covid-Impfdosen per SMS beim Hersteller bestellt? Na und? Der korrupten Ukraine freihändig die EU-Mitgliedschaft versprochen? Was denn sonst. Polen, Ungarn oder Italienern vorgeschrieben, wen sie wählen sollen? *So what.*

Ist Ursula von der Leyen eine unumstrittene Herrscherin, die in ihrer Miniwohnung gleich neben ihrem Büro allein über Wohl und Wehe von 500 Millionen Bürgern entscheidet? Nur zum Teil. Die letzten Jahre haben gezeigt, dass sie schon Anregungen annimmt – aus Washington. Oder sind es eher Befehle?



Wohl und Wehe von 500 Millionen Bürgern: Politikerin von der Leyen.

Zirkus der Hilfsorganisationen

Bevor ich Luxuskreuzfahrten für Manager mitfinanziere, kündige ich meine Spende.



Das ist garantiert ein tolles Sujet für die Basler Fasnacht. Peta kommt mit einer Forderung, die ganz bestimmt ein echter Gewinn für die Tierwelt ist: Die Tierschutzorganisation will, dass Karussells nicht mehr mit Tiermotiven gestaltet werden. Laut Medienberichten hat Peta jüngst in einem Brief an einen Fahrgeschäftshersteller erklärt, dass stattdessen Flugzeuge oder Autos verwendet werden sollen. Kinder müssten schon früh lernen, wie man mit Tieren umgehe, und das Karussellvergnügen würde normalisieren, dass Tiere als Mittel zur Unterhaltung genutzt werden dürften. Generell hätten es Reittiere schwer, da diese oft zur Unterwerfung gezwungen würden.

Ich habe nichts gegen Hilfsorganisationen, ganz im Gegenteil, ich halte ihren Einsatz für wichtig. Wenn sie sich nicht für die Sorgen und Nöte der Schwächeren, der Tiere oder der Umwelt aufopfern, wer dann? Früher habe ich regelmässig an Greenpeace gespendet. Später habe ich aufgehört, weil ich der Umwelt helfen wollte. Und nicht beabsichtige, königliche Residenzen von Hilfsorganisationen zu finanzieren oder Luxuskreuzfahrten für deren Manager.

Es geht nämlich rund im Zirkus der Hilfsorganisationen, die hauptsächlich von Spendengeldern finanziert sind. Der CEO der Rega gönnt sich ein Gehalt von satten 440 000 Franken – das ist etwa so viel wie ein Bundesratslohn. Laut NZZ heimst der Direktor des Schweizerischen Roten Kreuzes 240 000 Franken ein, der CEO der Schweizer Jugendherbergen 231 000 Franken. Die Krebsliga bezahlt 1,4 Millionen für acht Vollzeitstellen in der Ge-

schäftsleitung, das ergibt einen Durchschnittslohn von 175 000 Franken. Man könnte fast vergessen, dass es um den Kampf gegen eine tödliche Krankheit geht. Bei anderen Hilfsorganisationen sieht es ähnlich aus. Die Chefin von Tierschutz Schweiz wurde von den Delegierten gerade erst abgesetzt. Grund dafür waren gemäss *Blick* unter anderem ihre überzogenen Spesenabrechnungen, aber auch fragwürdige Immobiliengeschäfte. Es herrsche eine Kultur der Intransparenz, sagen Kritiker.

Auf meiner Sightseeingtour in Hamburg fuhr ich an einem schicken Glaspalast vorbei, der in einem der gefragtesten Quartiere, in der Hafencity direkt am Wasser, thront. Dass sich hier seit 2013 eine Hilfsorganisation eingemietet hat, wäre mir zuletzt in den Sinn gekommen. Greenpeace residiert herrschaftlich auf 7000

Und ich, völlig naiv, dachte immer, diese Menschen wollten einfach nur helfen.

Quadratmetern – ich bin mir sicher, die Umwelt ist ganz entzückt. Oder vielleicht doch nicht? Denn wie der *Spiegel* vermeldet hatte, hat ein Mitarbeiter 2014 vier Millionen Euro an den Finanzmärkten verspekuliert – Spendengelder. Aber keine Sorge, der Palast steht noch, die Spenden fliessen weiter wie ein Wasserfall im Regenwald (an die 80 Millionen Euro im 2021).

Apropos Überfluss: Warum spekulieren Hilfsorganisationen überhaupt an den Finanz- oder Immobilienmärkten? Ich spekuliere: weil ihnen ihr eigentliches Ziel zu langweilig ist.

Und warum gönnen sich manche dieser Manager von fremdem Geld massive Gehälter, solche wie in der Privatwirtschaft? Weil sie vielleicht vergessen haben, wofür sie eigentlich da sind – und dass wir hauptsächlich nicht für sie einbezahlen. Irgendwann ging ihnen der Bezug zur Realität verloren, als hätten sie zu viele Stunden auf dem Sonnendeck der majestätischen «Icon of the Seas» verbracht. Und ich, völlig naiv, dachte immer, diese Menschen wollten einfach nur helfen. Aber wer hilft hier eigentlich wem?

Also, meine geschätzten Leser, wenn Sie nächstes Mal einen Spendenaufruf in den Händen halten und ein mit Schlamm bespritztes Kätzchen auf dem Cover sehen, denken Sie daran: Das arme Tier bekommt wahrscheinlich den kleinsten Teil Ihres Geldes ab. Der Grossteil landet wohl in der Tasche des Typen im Porsche, der an der Ampel neben Ihnen steht und sich schon auf die nächste Kreuzfahrt freut.

Und was Peta betrifft: So gesehen, dürfte man seinen Hund nicht mehr an die Leine nehmen, weil er sich ja wie ein unterdrücktes Tier fühlen könnte. Oder keine Wauwau mehr halten, weil sie in einem Abhängigkeitsverhältnis zu uns Menschen stehen.

Pablo, der Überdramatisierer in meinem Haushalt, der das Konzept einer Leine schon immer strikt abgelehnt hat und sich wie die Karussellpferdchen täglich zur Unterwerfung gezwungen fühlt, hätte wohl grosse Sympathien für seine Mit-Hysteriker.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

Politik des Wahnsinns

Nr. 7 – «Zehn Millionen sind nicht genug»
Hubert Mooser über Migrationspolitik

Offenbar laufen viele der Schutzsuchenden mit Messern herum. Das Gewaltpotenzial, das wir uns aus muslimischen, islamischen Staaten hereinholen, die Erodierung der Sicherheit ist eine Politik des Wahnsinns. Die Schweiz ist nicht mehr wiederzuerkennen. Man fühlt sich fremd im eigenen Land. Das Multikulti hat ein Niveau erreicht, das nicht mehr bereichernd ist und weit weg von der friedvollen Diversity-Gesellschaft. Die Strassenbilder und das Sprachengewirr sind erschreckend. Indigene Schweizer sind bald in der Minderheit. Die Politiker haben unser Land kaputtgemacht, und es gibt keine Bereitschaft, diese Missstände zu stoppen.

Marlisa Schmid, Rebstein

Wie verrückt sind wir?

Nr. 7 – «Die Welt sollte ein Ganzes sein»
Interview von Tucker Carlson mit Wladimir Putin

Mein Fazit nach dem Tucker-Carlson-Interview: Ich werde ganz sicher keine Partei mehr wählen, die sich nicht für wirtschaftlich und politisch gute Beziehungen zu Russland einsetzt. Wie verrückt wollen wir denn noch sein? Wir haben das flächengrösste Land des Planeten mit einem Reichtum an Rohstoffen fast direkt vor der Haustür. Aus einer Zusammenarbeit könnte Europa als eine der wirtschaftlich stärksten Regionen hervorgehen, seine humanistischen und demokratischen Werte in die Welt hinaustragen (ohne Bombardierungen) und den US-Rotzbengel in seine Schranken weisen. Rainer Schmidt, Tübingen (D)

Früher oder später

Nr. 7 – «Der Missverständene»
Roger Köppel über Wladimir Putin

«Wir werden von Besser- und Alleswissern journalistisch betreut», schreiben Sie im Editorial. Ich nehme Sie beim Wort, versuche, Gegensteuer zu geben, indem ich zu behaupten wage: Sie und Ihre Gleichgesinnten missverstehen Ihren Missverständenen seit bald zwei Jahren unmissverständlich! Die Geschichte – sie wiederholt sich immer wieder – wird es beweisen. Früher oder später. Lassen wir Zeit der Zeit. Edgar Blöchlinger-Lude, Ste-Croix

Keineswegs abwegig

Nr. 6 – «Susanne Wille studiert auf Staatskosten»
Christoph Mörgeli über die SRG-Managerin

Wenn eine Firma in einer Kaderperson der Belegschaft das Potenzial für eine hohe Führungsposition erkennt, so ist es durchaus sinnvoll, wenn die Firma dieser Person zielgerichtete Ausbildung dafür zukommen lässt. Der Weg einer berufsbegleitenden Ausbildung im Fall SRG/Wille dürfte von den diversen Möglichkeiten eine der sinnvollsten Varianten darstellen. Dass die erwähnten Kosten teilweise oder ganz von der Firma übernommen werden, erscheint keineswegs abwegig. Im Allgemeinen sichert sich in solchen Fällen die Firma ohnehin vertraglich für die Rückzahlung im Falle eines frühen Austritts ab. Die äusserlich erkennbare Ungerechtigkeit gegenüber den übrigen auf Weiterbildung erpichten Angestellten hat ihren Ursprung darin, dass nicht in jedem Fall die Firma langfristig eine Beförderung der betreffenden Person an eine neue Stelle beabsichtigt. Peter Schwob, Stallikon

Unerträglich

Weltwoche allgemein

Die grosse Mehrzahl der Weltwoche-Beiträge, die Auswahl der Autoren und Interviewpartner zeigen in der Summe eine komplett unverständliche Sympathie für den russischen Aggressor. Gleichzeitig offenbart diese Grundhaltung eine erschütternde Herzlosigkeit gegenüber dem Leiden des überfallenen, täglich bombardierten ukrainischen Volkes, das nun seit bald zwei Jahren sein Leben, seine Freiheit und Zukunft gegenüber dem menschenverachtenden Aggressor verteidigt. Diese Herzlosigkeit ist genauso unerträglich wie die offensichtliche Täter-Opfer-Umkehr, die Ignoranz gegenüber der europäischen Geschichte der letzten 85 Jahre und der ständige subkutane oder gar offen formulierte, fast schon pathologische Antiamerikanismus. Die Faktenlage wird durch Propagandamärchen relativiert. Die Rolle der Nato – deren oberste Militärs im Rahmen der vertrauensbildenden Massnahmen bis in die 2020er Jahre hinein, gewiss bis 2019, regelmässig Kontakt zur militärischen Führungsspitze Russlands pflegten – wird konsequent falsch dargestellt. Dass die russische Generalität genau wusste, dass die Nato weder die Fähigkeit für einen Angriff auf Russland noch in keiner Weise weder kurz- noch langfristig die Absicht hatte, Russland anzugreifen, wird in der Weltwoche unter den Tisch gekehrt. Es bleibt die Hoffnung, dass sich die Dinge bessern. Dann kann ich wieder über ein Abonnement nachdenken.

Egon Knecht, Oberwil

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Alexei Nawalny (1976–2024)

Wer sich für Russland interessiert, muss sich schon seit langem mit Alexei Nawalny befassen. Er war einer unter anderen, die sich mit dem Regime anlegten. Als Oppositionelle immer häufiger spurlos verschwanden oder ermordet wurden, wurde dem Beobachter bewusst: Seit der Ära von Boris Jelzin ist eine radikale Änderung eingetreten. Man kann Jelzin viele Fehler und Schwächen vorwerfen, aber er war ein Mensch, der sich selbst in Frage gestellt und auch verändert hatte. Während seiner Präsidentschaft probte Russland die Freiheit. Ich war damals regelmässig zu Besuch bei Freunden. Es gab offene Debatten und im Fernsehen satirische Sendungen, die sich über Jelzin lustig machten. Das ist heute völlig unvorstellbar.

Die Veränderungen kamen schleichend. Die Ermordung von Boris Nemzow, der gegen die Wiederwahl Putins 2012 protestiert hatte und drei Jahre später in Moskau erschossen wurde, erweist sich im Nachhinein als entscheidendes Datum in dieser Entwicklung. Sein Kopf war gewissermassen ein Geschenk, das der tschetschenische Präsident Kadyrow seinem Chef Putin auf einem Tablett servierte. Mit seinem Kampf gegen die Korruption rückte Alexei Nawalny zusehends in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Als Kandidat für das Amt des Moskauer Stadtpräsidenten führte er seine Kampagne mit einer beeindruckenden Energie. Er war jung und ein guter Redner, dem ein erstaunlich grosses Publikum zuhörte. Nawalny verlor die Wahl, aber die 27 Prozent der Stimmen, die er bekam, waren nochmals ein hoffnungsvolles Anzeichen für einen möglichen Aufbruch.

Mord auf Raten

Gegen Putin konnte er 2018 nicht für die Präsidentschaft kandidieren. Ob seine Vergiftung ein Anschlag, der seinen Tod unter grauenhaften Schmerzen herbeiführen sollte, oder eine Warnung war, ist schwierig zu beurteilen. Man erlaubte ihm die Ausreise nach

Deutschland, wo er gepflegt und geheilt wurde. Der Film, den er über Putins Palast in der Nähe von Sotschi drehte, ist ein erstaunliches Dokument. Nawalny befragte Leute, die dieses Schloss bewachten und seinen Prunk beschrieben. Putin konnte diesen Film nicht anders denn als Angriff auf seine Person verstehen. Dass sich Nawalny nach der Premiere gleichwohl zur Heim-



«Wir müssen ausserhalb der Lüge leben»: Alexei Nawalny mit Gattin Julija.

reise entschloss, lässt nur eine Deutung zu: Er wollte ins Gefängnis. Etwas anderes kann er sich unmöglich vorgestellt haben. Er wusste, dass es nach dem Film und der Verschärfung der Repression keine andere Option gab.

Vor zwei Jahren – vor seiner Verlegung in das Straflager am Polarkreis – witzelte er über das «letzte Wort», das ihm die Richterin erteilte:

Das Gefängnis war der Ort, in dem er seine Rolle spielen musste – bis zum bitteren Ende.

«Wenn ich für jedes meiner letzten Worte einen Rubel bekommen würde, wäre ich schon lange reich.» Er erzählte, dass die acht oder noch mehr täglichen Leibuntersuchungen in einem Raum stattfinden, in dem ein Plakat von Tolstoi hänge. Mit Tolstoi, der ihn ansehe, führe er einen permanenten Dialog. Auch diese Schilderung zeugt von seinem Humor. Tolstoi sagte

ihm, was in seinen Werken belegt ist: «Ich kann nicht schweigen, ich kann nicht schweigen.» Diese Aussage wurde auch von Solschenizyn übernommen: «Wir müssen ausserhalb der Lüge leben.»

Aber Nawalny war kein Schriftsteller. Er war ein politischer Akteur, der seine Berufung in mehreren Etappen erkannte: Nawalny sah sich als Inkarnation der politischen Opposition. Das war seine Rolle, und das Gefängnis war der Ort, in dem er sie spielen musste – bis zum bitteren Ende. Die Haftbedingungen wurden immer schlimmer. Ich glaube nicht, dass er jetzt absichtlich ermordet wurde – es war ein langsamer Mord auf Raten.

Dialog mit Tolstoi

Mit der Inkarnation ist es zu Ende. Auf den Krieg gegen die Ukraine hat sein Tod keinerlei Auswirkungen. Als er vor Gericht von seinem imaginären Dialog mit Tolstoi erzählte, zitierte er aus dessen Tagebuch: Wer den Krieg verhindern wolle, müsse den Despotismus bekämpfen. Tolstoi war ein grossartiger Prophet – für seine und für unsere Epoche. Auch

unsere Zeit hat einen Hang zum Despotismus. Es gab nicht nur Alexei Nawalny, zum Glück gibt es andere: Russen, die sich für den Krieg gegen die Ukraine schämen. Nawalny war zweifellos ein bisschen nationalistisch. Aber seit er zum Märtyrer geworden ist, steht es nicht an, über seine früheren Meinungen zu diskutieren.

Ich bewundere seine Witwe. Julija Nawalnaja sieht sich in der gleichen Rolle. Sie strahlt die Energie und die Bestimmtheit aus, die ihren Mann auszeichneten. Ihre Würde ist bewundernswürdig. Sie übernimmt die Worte, die Nawalnis letzte waren: «Wir dürfen nicht schweigen, wir müssen den Despotismus bekämpfen.» *Georges Nivat*

* *Georges Nivat* war Professor an der Universität Genf. Er hat Solschenizyn, den er persönlich kannte, aus dem Russischen übersetzt. Seine jüngste Veröffentlichung ist eine gekürzte und kommentierte Ausgabe seines Hauptwerks, dessen zeitlose Aktualität Nivat darstellt: «L'Archipel du Goulag, cinquante ans après: 1973–2023». Editions Fayard, 336 S., 30 Euro.

Christa Toblers EU-Bindung

Ein besonders umfangreiches Wissen über Europarecht kann zu Betriebsblindheit führen.



Wissenschaftliche Experten, unparteiische Schiedsrichter – das ist es, was in Debatten über allfällige neue Verträge zwischen der Schweiz und der EU gefragt ist: Fachleute, die in umstrittenen Fragen umfassend abwägen und die Argumente objektiv beurteilen können.

Die Europarechtlerin Christa Tobler, Rechtsprofessorin an der Universität Basel, gilt oft als solche Person. So jüngst in der *Handelszeitung*. Vorige Woche wurde sie von dieser Zeitung gebeten, die Kritik der Organisation Autonomiesuisse am bundesrätlichen Mandatsentwurf unter die Lupe zu nehmen: Christa Tobler «überprüft die Vorwürfe für die Handelszeitung und zeigt auf, wo Autonomiesuisse recht hat und wo die Organisation danebenliegt», meldete das Blatt.

Und das Resultat: «Autonomiesuisse liegt nur in der Hälfte der Kritikpunkte richtig.» Dieser Befund wurde von anderen Medien weiterverbreitet.

Jetzt weiss man es. Die von den Unternehmerpersönlichkeiten Hans-Jörg Bertschi, Giorgio Behr, Alexandra Janssen und Hans-Peter Zehnder angeführte Gruppierung Autonomiesuisse, die sich gegen die EU-Annäherung von Bundesrat, Verwaltung und Dachverband Economiesuisse samt seinem zugewandten NGO-Geflecht wehrt, tritt in der Europadebatte zur Hälfte mit falschen Argumenten auf.

Die Wahrheitsinstanz hat es gesagt, die Wissenschaftlerin Christa Tobler.

Wer Professorin für Europarecht an einem bekannten Europainstitut ist, scheint den hohen Ansprüchen an eine solche Instanz auf

den ersten Blick tatsächlich gerecht zu werden. Da vereinigt eine Person doch enorm viel einschlägiges Fachwissen, mehr als viele andere an der Debatte Beteiligte. Da kann sich Autonomiesuisse noch so wehren.

Was heisst das, ökonomisch gesehen? Es heisst, dass solche Wissenschaftlerinnen sehr viel investiert haben, um dieses Wissenskapital aufzubauen: viel Zeit, weiteren Aufwand und Verzicht auf anderes. Sie setzen viel auf eine Karte.

Christa Tobler ist seit 2005 als ordentliche Professorin am Europainstitut in Basel tätig, vorher fünf Jahre als Assistenzprofessorin daselbst. Ungefähr 200 Artikel, Buchbeiträge und Ähnliches umfasst ihre Publikationsliste, und praktisch alle sind den Themen EU-Recht und je nachdem damit verbundenem Schweizer Recht gewidmet. Tonnenweise Spezialwissen.

Wer sich ein derartiges Kapital aufgebaut hat, profitiert naturgemäss davon, wenn sich die politischen und rechtlichen Verhältnisse so entwickeln, dass dieses Wissen begehrt bleibt oder gar an Wert gewinnt. Das ist der Fall, wenn die Beziehungen Schweiz-EU grossen Expertenaufwand in Europarecht erfordern, ja wenn sie gar noch komplexer werden, als sie heute schon sind. EU-Bindung als Juristenarbeit.

Spezialistinnen wie Christa Tobler sind so dem Anreiz ausgesetzt, beim Abwägen von Lösungen oder beim Faktenchecken zu Einschätzungen zu kommen, die darauf zielen, das rechtliche Geflecht nicht einfacher, sondern eher komplizierter zu machen. Aufbau von Komplexität. Denn dann ist ihre juristische Disziplin besonders gefragt. Das schützt ihr Kapital vor Wertverlust. Aber macht es zugleich betriebsblind?

Ein weiteres institutionelles Abkommen Schweiz-EU sieht aus dieser Sichtweise unwillkürlich attraktiver aus als ein abgespecktes Arrangement oder eine Absage an Brüssel. Wenigstens eine wie auch immer geartete Fortsetzung der bilateralen Verträge sollte es schon sein! Dafür greifen solche Juristinnen gar zum durch die Realität widerlegten Argument, dass Schweizer Firmen sonst keinen Zugang zum EU-Binnenmarkt hätten.

Auf dieser Linie liegt denn auch Christa Toblers Befund im *Handelszeitungs*-Auftritt, wonach für die Annahme eines solchen Abkommens die Hürde der Zustimmung von Volk und Ständen – im Gegensatz zur Auffassung von Autonomiesuisse – nicht zwingend sei.

Kartellverdächtiges Grün

Die Vergrünung des Finanzsektors erfährt Widerstand. Die Finanzriesen JP Morgan Asset Management, Blackrock und State Street Global Advisors steigen aus der «Climate Action 100+» aus. Diese «grösste globale Investoren-Initiative zum Klimawandel» ist eine branchenweite Absprache von rund 700 institutionellen Investoren mit über 68 Billionen Dollar, die ihre Kunden zwingen wollen, bis 2050 netto null CO₂-Zahlen zu erreichen. US-Behörden warnen, dies könnte treuhänderische Pflichten sowie Kartellregeln verletzen.

In der EU dagegen wird die detailversessene Nachhaltigkeitsregulierung durch die Taxonomie-Verordnung staatlich weiter weitergetrieben. Via Finma-Anweisungen färbt solches auch auf die Schweiz ab. Wann kommt in Europa die Abkühlung der Grün-Stimmung?

AUTOREN

Franz Kafka



Das bin ja ich! Allein! Winzig! Franz Kafka (1883 – 1924).

Er ist distanzlos.
Er springt den Leser
an, jeder Satz ruft:
Deute mich! Nach wie
vor tut er das. *Seite 52*

«Kafka fühlte sich
schuldig, er hatte
Angst sein Leben lang.
Und er schrieb
um sein Leben.» *Seite 54*

Er verwandelt sich in
einen Maulwurf, einen
Schimpansen, eine
Maus, einen Käfer, in
Opfer sowieso. *Seite 54*

Es ist eine düstere
Vorahnung auf
die herannahende
dunkle Nacht der
Menschlichkeit. *Seite 58*

Er ist die Axt für das gefrorene Meer in uns

Franz Kafka trifft ins Herz. Seine Bücher sind absolute Literatur. Ein Entrücktheitszauber und Jenseitsrausch beseelt diese Werke. Sie erleuchten uns noch hundert Jahre nach dem Tod ihres Schöpfers.

Matthias Matussek

Wenn ein Herr mittleren Alters, vielgereister Redner auf den in Mode gekommenen Diskussionen über die geistigen Strömungen der Zeit, nach einer so gearteten Veranstaltung, noch hingerissen von der eigenen Leidenschaft und der Wucht seiner Argumente, heftig gestikulierend mit einer Gruppe von Diskutanten in einer ihm fremden alten mitteleuropäischen Stadt, ohne auf den Weg zu achten, einkehrt in einem mit vergoldetem Blattwerk und Nymphengesichtern verzierten Restaurant und, zunehmend milde gestimmt und gewärmt in der Geselligkeit, dem vorzüglichen Hirschbraten und den Semmelklößen zuspricht und auch das reichlich nachgeschenkte Bier nicht verschmäht, kann es vorkommen, dass er plötzlich einen Sog von draussen verspürt und jäh beschliesst, sei es aus Müdigkeit oder einem überfallartigen Verdross, zu seinem Hotel aufzubrechen, und nach dem schnauzbärtigen zigeunerhaften Kellner winkt, seine Rechnung begleicht, die ihm zugeneigte Gesellschaft verlässt und hinaustritt auf die Strasse, die gesäumt ist von vollkommen schwarzen hohen Häusern, über denen der

Sein ganzes kurzes Leben über hat er mit dem Gedanken gespielt, nach Palästina auszuwandern.

Mond steht, die nun schon mitternächtlichen Gässchen hinabläuft, um sich, nun endgültig verirrt, plötzlich vor einem aus der Dunkelheit hervorspringenden haushohen, aus glänzenden Stahlplatten bestehenden Kopf wiederzufinden, und sich in einem der über ihm hängenden Spiegel erkennt, als kleine schwarze Gestalt im Mantel, welche dort unten auf dem durch eine Strassenlaterne gelb beleuchteten Kopfsteinpflaster wie angenagelt steht und sich erschreckt bei der plötzlichen Erkenntnis: Das bin ja ich! Allein! Winzig!

Er steht dort wie ein Angeklagter, der nach Rechtfertigung sucht, vor diesem gigantischen dunklen Kopf, der den eines weltweit bekannten Schriftstellers darstellen soll in



Wucht der Argumente: Kafka in Prag, 1922.

einer Installation vor dem Kaufhaus Quadrio in Prag: Franz Kafka.

Das Wiedererkennen der eigenen Person im geheimnisvollen Licht am Ende einer dunklen Gasse ist nicht die unwichtigste Wirkung, die die Begegnung mit Kafka mit sich bringt, der vor hundert Jahren gestorben ist.

Initiationserlebnis in der Jugend

Franz Kafka trifft ins Herz. Adorno fand: Er ist distanzlos. Er springt den Leser an, jeder Satz ruft: Deute mich! Nach wie vor tut er das. Aber lassen wir ihn selbst zu Wort kommen: «Ein Buch muss die Axt sein für das gefrorene Meer in uns. Das glaube ich.»

Aneinander gestellt dürften die Versuche der vergangenen hundert Jahre, Licht in sein Dunkel zu bringen, die Länge jener «Chinesischen Mauer» annehmen, nach der er eine seiner Erzählungen nannte. Dass man sich tatsächlich aufmacht, dieser unendlichen Reihe noch eine weitere leidenschaftliche Erklärung hinzuzufügen, konnte nur Rüdiger Safranski, dem meisterhaften, philosophierenden Erzähler, einfallen.

Für ihn war Kafka in seiner Jugend ein Initiationserlebnis in das, was er die «absolute Literatur» nennt. Er hatte sich in der grossen Hausaufgabe vor dem Abitur Kafka zum Thema genommen. Durchaus mit Gewinn, sagt er, hatte er sich diese jugendliche Verehrungsarbeit noch einmal vorgenommen, und ihm war aufgefallen, dass man in all den Grossdarstellungen bisher um den zentralen Feueraspekt im Werk einen Bogen gemacht hatte: das Schreiben selbst. Dieser Zustand, in den es Kafka versetzt hat, diese Entrücktheit oder der Jenseitsrausch, über den er oft geschrieben hat und der sich jedem Leser mitteilt.

Und das ist Rüdiger Safranskis präziser Lichtkegel zum Kafka-Jahr. Er heisst: «Kafka – Um sein Leben schreiben».

Mit einem bösen ersten Satz beginnt Kafkas Roman «Der Prozess»: «Jemand musste Josef K. verleumdet haben, denn ohne dass er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet.» «Der Prozess», veröffentlicht 1925, ein Jahr nach Kafkas Tod, ist eine düster-komische Grotteske über eine ferne Instanz, die in unser Leben eingreift. Es kann keinen besseren Romananfang geben als diesen in diesen Tagen, in denen alle vertrauten Koordinaten nachzugeben scheinen.

Und so könnte er in einer aktualisierten Version weitergehen:

K. grubelte über die Ursachen. Er zergrubelte sein Gewissen, seine Erinnerungen. Hatte er etwas übersehen? Hatte er seine Unterschrift unter einen Aufruf gesetzt, der an der Politik der obersten Behörde zweifelte? Hatte er in einem sozialen Netzwerk einen missliebigen Beitrag gelobt? Er weiss, dass er in einer Welt



Klopfen mit dem Bleistift: Kafka mit seinen Schwestern Gabriele und Valerie, 1893.

lebt, die zunehmend Geschmack an der Denunziation findet, ermuntert von einer entrückten, aber nichtsdestotrotz einschüchternden Regierung mit bürokratischen Sonderabteilungen, die sich «Correctiv» nennen oder schlicht «Volksverpetzer».

Tatsächlich war ich vor gut fünf Jahren vom Prager Cevro-Institut eingeladen worden, um über «Zukunft des Konservatismus – die deutsche Erfahrung» zu diskutieren. Anderntags besuchte ich die Altstadt und richtete den Blick in der schmalen Gasse neben der gotischen Teyn-Kirche in die Höhe in den zweiten Stock eines Gebäudes gegenüber. Hinter einem der Fenster, fast ans Mauerwerk des Doms anstossend, hat Kafka an seinem «Prozess» gearbeitet.

Es war Weihnachtszeit. Was auffiel: Die Stadt war in diesen wimmelnden Wintertagen ohne Angst. Keine Sturmgewehre zwischen den Buden mit Palatschinken. Nichts konnte die schöne Gelassenheit trüben, mit der sich hier in der Altstadt die Eltern von Kleinkindern vor den Ständen mit den gebrannten Kastanien oder denen mit den rotlackierten Äpfeln anstellten.

Aber was für ein wundervolles historisches Orchester dieses Prag, aus mittelalterlichen Türmen und Giebeln, barocken Fassaden und solchen der Renaissance: das christliche Abendland zur Architektur geronnen!

Vor dem Weihnachtsmarkt fehlten die Betonpoller, die in Berlin und anderen europäischen Metropolen zum Standard gehören. Von patrouillierenden Sicherheitskräften



Erinnerungsplakette an Kafkas Geburtshaus.

keine Spur. Auch das historische jüdische Viertel kam ohne Schutzpolizei aus. Kann es daran liegen, dass sich Tschechien geweigert hatte, den von Deutschland zugewiesenen Anteil an muslimischen und meist juden-hassenden Flüchtlingen aufzunehmen? In einem in der EU ausgearbeiteten Papier über Antisemitismus rangierten die Visegrád-Staaten auf den hintersten Plätzen, Deutschland weit vorne.

Staatspräsident Zeman spottete, dass man in Deutschland nicht ohne behördliche Genehmigung angeln dürfe, aber jeder ins Land käme, der seine Papiere fortschmeisst. Auf dem Höhepunkt der deutschen Flüchtlingskrise sagte er: «Mit der Aufnahme von Migranten würden wir den Nährboden für barbarische Angriffe auf dem Gebiet der Tschechischen Republik schaffen.» In gleicher Weise kommentierte er Anfang September 2017 das Urteil des Europäischen Gerichtshofs zur Rechtmässigkeit der EU-Flüchtlingsquoten: «Wenn es hart auf hart kommt, ist es immer besser, auf EU-Subventionen zu verzichten, als Migranten hereinzulassen.»

Wie würde wohl Kafka, der Jude, über Horden aufmarschierender Hamas-Anhänger denken, unterhakt von Jugendlichen mit Palästinensertüchern, die durch die Strassen Prags zögen und den Mord der Juden wünschten? Nicht schwer vorzustellen, dass sich seinen oft gestaltlosen Ängsten nun eine ganz konkrete hinzugesellt hätte.

Sein ganzes kurzes Leben über hat Franz Kafka mit dem Gedanken gespielt, nach Palästina auszuwandern, besonders aber in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, als die Juden wieder einmal zur Zielscheibe wurden. In den letzten Monaten seines kurzen Lebens wollte er mit seiner neuen Geliebten Dora Diamant tatsächlich nach Tel Aviv ziehen und dort ein Restaurant eröffnen oder sich als Kellner durchschlagen.

Weltbürger, aber Aussenseiter

Das Wort Prag kommt in seinen Texten nicht vor. Ihm war die eigene Stadt fremd. Er muster-te sie in seinen Romanen mit schrägem Blick. Er war reicher Kaufmannssohn und mochte die Lebensfülle in den Armenvierteln, die in seinem «Prozess» ausgiebig vorkommen. Er war

Deutscher unter Tschechen, Jude unter Christen, Kaffeehaus-Literat, gesellig und witzig in vertrauter Runde mit Freunden wie Franz Werfel, allerdings Asket. Weltbürger, aber Aussenseiter. Seine Spezialität: das Missverständnis.

Ich schaute mir Kafkas Geburtshaus an. Ein kleiner Holzkasten war an der Hauskante im ersten Stock angebracht, darin steckte

eine Bronze von Kafkas Kopf, die offenbar restauriert werden musste. Es sah aus, als ob man dieses Künstlerhirn, das ohnehin nach innen arbeitete, nicht in seiner Konzentration stören wollte – ich stellte mir vor, dass ihm der Blickschutz angenehm wäre. Scham und Schuld sind zentrale Begriffe seiner Prosa. «Kein anderer hat aus seinen Schuldgefühlen so viel gemacht wie Kafka», schreibt Safranski im Vorwort seiner 250-seitigen Untersuchung.

Ich fand diesen gezimmerten Blickschutz oben im zweiten Stock angemessener als jenen nächtlichen Riesenkopf vor dem Kaufhaus,

Kafka muss schreiben. Er trotz es einer beruflichen Tätigkeit ab, die ihn zu Tode langweilt.

denn dort findet ja ein – dann auch nicht uninteressanter – Rollenwechsel statt. Normalerweise ist es Josef K., der sich vor einer riesenhaften Gerichtsbarkeit zu verantworten hat, dort unten, vor dem haushohen Kopf in der Nacht zuvor, hatte sich der kleine Betrachter vor dem Riesen Kafka zu verantworten.

Nein: Franz Kafka war schüchtern, er fühlte sich schuldig, er hatte Angst sein Leben lang. Und er schrieb um sein Leben.

Stilistische Trittsicherheit

Safranskis Buch ist ein philologischer Abenteuerroman, ein sprachphilosophischer Röntgenblick tatsächlich in Kafkas Kopf und Herz: das Schreiben. Das Wunder dieses Buches besteht in seiner Helligkeit. Es legt das Räderwerk von Kafkas magischer Prosa offen, untersucht den Motor, spürt den verborgenen Triebkräften nach, in Briefen, in Querverbindungen zu anderen Texten des Autors, zu Tagebuchaufzeichnungen und Erinnerungen seiner Freunde. Im Zentrum steht das Schreiben selbst.

Ein paar Schraffuren aus Kindheit und Jugend. Der kleine Franz genießt es, unter den Augen der erweiterten Familie zu schreiben. «Es ist schon möglich, dass ich ... durch Verschieben des Papiers auf dem Tischtuch, Klopfen mit dem Bleistift, Herumschauen in der Runde unter der Lampe durch jemanden verlocken wollte, das Geschriebene mir wegzunehmen, es anzuschauen und mich zu bewundern.»

Die Schule durchläuft er mühelos, er schwimmt viel, er erhält glänzende Zensuren, studiert Chemie, Psychologie, dann Jura, findet Anstellung in einer privaten Versicherung, dann in der «halbstaatlichen Unfallversicherungsanstalt», eine Art Beamtenjob mit sicherem Gehalt, er schreibt juristische Gutachten und detailliert über technische Anlagen, was ihn womöglich zu dieser unerhörten stilistischen Präzision und Klar-

heit erzieht, mit der er seine Erkundungen ins Dunkelste zu beschreiben vermag.

Als er sich auf der Höhe seiner Kunst weiss, kommt das hier: «Wenn ich wahllos einen Satz hinschreibe z. B. Er schaute aus dem Fenster so ist er schon vollkommen.»

Er schreibt, weil er nur im Schreiben leben kann. Er ist, vielleicht auch, weil er deutschsprachiger Aussenseiter im tschechischen und jüdischen Milieu ist, einer der glänzendsten Virtuosen der deutschen Sprache überhaupt, wie einer, der sie sich täglich neu und frisch erobert.

In Seilschaft mit seiner stilistischen Trittsicherheit lässt sich der Leser in die dunkelsten Höhlen führen, durch endlose bürokratische Korridore, als Maulwurf ins Erdreich, aber auch in schwindelnde eisige Höhen auf der Suche nach einem verborgenen Gott. Ja, er verwandelt sich in einen Maulwurf, einen Schimpansen, eine Maus, einen Käfer, in Opfer sowieso. Kafka, meint Adorno, lässt noch das entlegenste Grauen wie eine Selbstverständlichkeit aussehen.

Jeder von uns hat seine eigenen Sogerfahrungen, die seine Prosa auslöst – aber wer kann einem Eröffnungssatz wie diesem aus der «Verwandlung» widerstehen? «Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu einem ungeheueren Ungeziefer verwandelt.»

Kafka muss schreiben. Er tut es nachts, und er trotz es einer beruflichen Tätigkeit ab, die ihn zu Tode langweilt. «Es ist dies aber auch eine Welt der Unruhe und der gefährlichen



Zeit des Weinens: mit Felice Bauer.

Tiefe des Schreibens» (Safranski), die lockt. Dort, das vertraut er seinem Freund Max Brod an, hat man mit «dunklen Mächten, mit der Entfesselung ungebundener Geister zu tun, mit fragwürdigen Umarmungen und was alles noch unten vor sich gehen mag, von dem man oben nichts mehr weiss ...».

Gleichzeitig versucht er, in ein sogenanntes anständiges Leben einzumünden, versucht, in die Welt geschäftiger Bürger und nützlicher Mitglieder der Gesellschaft «hineingeboren zu werden» (Safranski), die ihm sein Vater, ein lärmender erfolgreicher Geschäftsmann, vorlebt: Heiraten, Kinder kriegen, seinen Mann stehen.

In der «Lärmhölle»

Er verliebt sich in die junge Felice Bauer, die er bei seinem Freund Max Brod trifft, umwirbt sie mit einer Flut von Briefen, um sie dann vor einer von ihm selbst vorgeschlagenen Verlobung drastisch zu warnen: «Ich habe kein litterarisches Interesse sondern bestehe aus Litteratur, ich bin nichts anderes und kann nichts anderes sein.» Safranski kommentiert: «Felice soll das endlich begreifen, andernfalls hält sie sich an jemandem fest, den es gar nicht gibt. Denn auch für sich selbst existiert er nur in seinem Schreiben, der Rest ist ein *Leichnam*.»

Er stürzt sich mit Mitte zwanzig in die Erzählung «Beschreibung eines Kampfes», die Fragment bleibt und postum von seinem Freund Max Brod herausgegeben wird, vieles bleibt darin unklar, die Grenzen zum Traum verfließen, gleichzeitig entsteht der Roman «Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande», den er um 1908 abbricht – und zwar an der Stelle, bevor der Held seine Braut trifft.

In diesen Jahren hat Kafka kleine Liebeleien, er besucht Kabarett und Nachtlokale und fühlt sich verkommen; da ist ein Ladenmädchen für eine Kurz-Affäre, Bordellbesuche sind eine Selbstverständlichkeit für ihn, aber, so Safranski: «Das Sexuelle lockte ihn nicht, es bedrängte ihn.» Safranski hält sich nicht mit den Sexualneurosen auf, das haben längst andere besorgt. Für Kafka ist der sexuelle Verkehr eine schmutzige, ja abstossende, aber triebnotwendige Angelegenheit. Der Coitus, sagt er, sei wohl der Preis, den man für eine Ehe zu entrichten habe. Immer noch wohnt er zu Hause, in der «Lärmhölle».

Er schreibt Kritiken, Skizzen, vieles vernichtet er wohl selber. Er sympathisiert mit den Sozialisten, er versucht, sich im Judentum zu verwurzeln, nimmt sogar Hebräisch-Unterricht. Nach dem Besuch eines Vortrags von Rudolf Steiner notiert er über «das Glück des Schreibens», in welchem er sich nicht nur an seinen «Grenzen fühlt, sondern an den Grenzen des Menschlichen überhaupt».

Zwei Tage nachdem er seinen ersten Brief an Felice Bauer geschrieben hat, am



Sieg der Literatur über das Unglück: Illustration von Kafka, um 1910.

14. September 1912, setzt er sich zu einer Erzählung hin, die bereits untergründig diese Anbahnung boykottiert. Es ist ein literarischer Blitzschlag, sein Durchbruch, und er spürt es, während er schreibt. Es ist ein verrätseltes Anschlag auf den Vater, mehr noch: eine Art literarisches Selbstmordattentat.

Er schreibt «Das Urteil» in einer Nacht durchgehend nieder wie im Rausch. Safranski: Mit der Erzählung «hat sich Kafka selbst überrascht. Er war den unmittelbaren Impulsen seines Lebens so nahegekommen wie noch nie. Und da das Leben selbst immer zweifellos ist, kann Kafka auch von der Zweifellosigkeit dieser Erzählung sprechen.»

«Das Urteil» erzählt von dem jungen Georg Bendemann, der in einem Brief an seinen in Petersburg lebenden Freund von seiner bevorstehenden Hochzeit *nicht* berichtet, er will ihn, den Einsamen, nicht weiter in sein jammervolles verachtenswertes Junggesellentum hineinstossen. Er begibt sich in das dunkle Zimmer seines schrecklichen Vaters am Ende des Flures, um ihn davon in Kenntnis zu setzen, und er findet ihn verwahrlost und

Es ist ein literarischer Blitzschlag, sein Durchbruch, und er spürt es, während er schreibt.

so leicht und klein, dass er ihn ins Bett trägt. Doch plötzlich richtet sich dieser auf, mächtig nun und gewaltig. Er steht über ihm in seinem Bett, er behauptet, er stehe mit seinem Freund im Bunde, er überhäuft den Sohn mit Vorwürfen und spricht das Todesurteil über ihn. Der Sohn gehorcht, er stürmt aus der Wohnung, um sich

dann tatsächlich in den nahen Fluss zu stürzen, doch auf dem Weg dorthin hört er noch, wie der Vater mit Getöse zusammenbricht.

Ein Vatermord, verknüpft mit der Selbstauslöschung. Schuld und Schuld-Erlösung in einem. Seinem Freund Max Brod gesteht er: «Ich habe dabei an eine starke Ejakulation gedacht.»

Schaffensrausch

Nicht lange danach, am 17. November 1912, er ist in einem wahren Schaffensrausch, setzt er sich zu seiner wohl berühmtesten Erzählung hin, die mit den vorhin zitierten Worten beginnt: «Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu einem ungeheueren Ungeziefer verwandelt.»

Safranski nennt die Erzählung eine «Familienaufstellung», denn tatsächlich kommt es dem zum Ungeziefer verwandelten Gregor Samsa zunächst darauf an, wie wohl seine Familie reagieren wird. Innerlich ist er noch Gregor, auch wenn er bei dem Versuch, sich zur Seite zu rollen, um den Albtraum wegzuschlafen, an seinem hohen Rückenpanzer scheitert. Er hat Verpflichtungen. Er muss zum Zug, um Kundschaft zu besuchen. Er verhandelt durch die geschlossene Tür mit dem Vater, mit dem Vorgesetzten, der wegen Gregors Verspätung herbeigeeilt ist.

Schliesslich wird die Tür geöffnet. Die Mutter fällt bei seinem Anblick in Ohnmacht. Der Vater stösst ihn mit einem Besenstiel zurück ins Zimmer. Die Schwester weint. Der Vorgesetzte eilt davon wie auf «brennenden Sohlen». Safranski lapidar: «Für einen Riesenkäfer ist es mit der Reiseexistenz nun wirklich vorbei.»

Gregor grübelt, anders als Josef K. im «Prozess», der ebenfalls mit einer Morgenszene beginnt, nicht über seine Schuld. «Das werden erst die Interpreten dieser ungeheuren Geschichte tun. Gregor ist zunächst damit beschäftigt zu realisieren, was da geschehen ist und in welchem Leib er sich befindet.» Zunächst geht es um Praktisches. Darum, wie sich die Familie arrangiert mit ihm.

Verlobung und Entlobung

Die Schwester stellt ihm Essensabfälle hin, die er beginnt zu lieben. Man lässt die Tür einen Spalt offen stehen, damit er ihren Gesprächen lauschen kann. So erfährt er, dass er der Familie durch seinen Verdienst ein schönes Leben ermöglicht hat – ganz im Gegensatz zu den ewigen Vorwürfen des Vaters. Besonders schätzt er das Violinspiel der Schwester. «War er ein Tier, da ihn Musik so ergriff? Ihm war, als zeige sich ihm der Weg zu der ersehnten unbekanntenen Nahrung.» Doch es ist die Schwester, die ihn verrät und ihn loswerden will. Der Vater wirft mit einem Apfel nach ihm. Er stirbt darüber. Am nächsten Morgen fegt das Dienstmädchen «das Zeug» aus der Stube.

Nun muss Kafka die Erzählhaltung ändern, denn er will den Triumph der verhassten Familie zeigen, die seinen Tod feiert mit einem vergnügten «Ausflug mit der Elektrischen ins Freie vor die Stadt». Seine Schwester blüht auf zu einer üppigen Schönheit und «dehnt ihren jungen Körper». Damit endet die Geschichte.

Seiner Felice Bauer schreibt er: «Weine, Liebste, jetzt ist die Zeit des Weinens da. Der Held meiner kleinen Geschichte ist vor einer Woche gestorben!» >>>



«Nachmittags schwimmen»: Prager Tagblatt, 1914.

Kafka erträumt sich ein Zusammenleben mit Felice Bauer unter Einhaltung penibelster Distanzregeln. «Das Essen brächte man mir stellte es entfernt hinter der äussersten Tür des Kellers nieder. ... Was ich dann schreiben würde! Aus welchen Tiefen ich es hervorreißen würde!»

Safranski: «Nicht ohne komische Untertöne – vielleicht hat Kafka an dieser Briefstelle sogar gelacht! – wird hier das Bild des absoluten Schreibens entworfen. Es geht hier nicht in die Höhe, ins Überirdische, sondern ins Unterirdische. Es sind Ekstasen eines Höhlenbewohners, und die Geliebte ist dazu verurteilt, ihm das Essen zu bringen.»

Tatsächlich verlobt er sich, um sich ein Jahr darauf wieder zu entloben. Eine letzte Aussprache mit Felice, ihrer Schwester und der gemeinsamen Freundin Grete Bloch. Gerichtstag im «Askaniischen Hof» in Berlin. Grosse Schuldgefühle. Kurz darauf stürzt er sich ins Schreiben. Mittlerweile, im August 1914, hat der Erste Weltkrieg begonnen. Kafka notiert: «Deutschland hat Russland den Krieg erklärt. Nachmittags schwimmen.»

Er fühlt sich erneut schuldig, da er nicht teilt. Er schreibt und fühlt sich auch dafür schuldig. Das ist seine einzige Rechtfertigung: Er schreibt über die Schuld. Er beginnt die Arbeit an dem Roman «Der Prozess».

«Jemand musste Josef K. verleumdet haben, denn ohne dass er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet.»

Kampf mit der Gerichtsbarkeit

Josef K. protestiert. In einem «Rechtsstaat» darf so etwas nicht passieren. Die Anklage ist nebelhaft. Eine merkwürdige Verhaftung überdies, denn er bleibt auf freiem Fusse und darf seinen Geschäften in der Bank nachgehen. Eine alte Frau am Fenster gegenüber beobachtet den Vorgang. Sie holt ihren Mann dazu. Ein Dritter erscheint. Die Öffentlichkeit ist hergestellt. Unter denen, die ihm in seiner Pension zu Leibe rücken, befinden sich kleine Angestellte der Bank. Offenbar wollte ihm eine ferne Gerichtsbarkeit nur ihre Macht über sein Leben demonstrieren.

Ein durchaus schäbiges Gericht übrigens, Josef K. bekommt mit, «dass das Innere dieses Gerichtswesens genauso widerlich war wie sein Äusseres», es wuchert über die Dachböden schäbiger Häuser, Beamte und Winkeladvokaten hocken geduckt unter schiefen Dächern, die sie zwingen, auf krummen Beinen zu stehen und sich zu bücken, auf Bänken sitzen Angeklagte der höheren Klassen, verwahrlost. Schäbiger und komischer kann es nicht zugehen, der Richter liest in einem zerblättern pornografischen Heft, im Hinter-



Er selber ist es, der über sich zu Gericht sitzt:
Illustration von Robert Crumb.

grund des Verhandlungssaals wird eine Frau vergewaltigt, hier stimmt nichts, manche stossen mit Beinen durch die morsche Decke und zappeln.

Josef K. spürt, dass das Gericht wächst, je mehr er sich mit ihm beschäftigt. Safranski: «Die Macht des Gerichts lebt von der Bereitschaft, sich ihr zu unterwerfen.» Die Lösung wäre, so denkt sich Josef K. richtig, auszuweichen, «jeden Gedanken an eine Schuld von vornherein abzulehnen», doch er scheitert damit und verinnerlicht das Verfahren.

Er selber ist es, der über sich zu Gericht sitzt. So eindringlich und hypnotisch ausweglos ist das geschildert, die rätselhafte Schuld, die Suche nach Rechtfertigung, das Herumirren in endlosen Fluren, die Begegnung mit dem An-

So eindringlich und hypnotisch ausweglos ist das geschildert, das Herumirren in endlosen Fluren.

walt Huld, der seinen heruntergekommenen Mandanten, den einst reichen Kaufmann Block, der seine Mittel verschleudert hat für seinen vergeblichen Kampf mit der Gerichtsbarkeit, in einer Besenkammer untergebracht hat, wo er vergebens versucht, eine Eingabe zu entziffern.

Schliesslich die Begegnung mit dem Gefängnisgeistlichen im Dom und die in die Szene eingebaute grosse Erzählung «Vor dem Gesetz», die ins Metaphysische steigt, eine, die für sich stehen kann wie die vom «Grossinquisitor» in Dostojewskis «Die Brüder Karamasow».

Der Mann vom Lande, der vor dem Türhüter wartet, eingelassen zu werden, und ein Leben



damit zubringt, vorgelassen zu werden, und schliesslich, sterbend, vom Türhüter erfährt, dass diese Tür nur für ihn gedacht war und dass er sie nun schliessen wird.

Mit Recht merkt Safranski an, dass diese Parabel in kabbalistischer Tradition gar nicht passt. «Die Parabel schildert ja die Schwierigkeit beim Eindringen ins Heilige, ins Wahre. Josef K. aber will ja nicht dorthin vordringen, er sucht kein gelobtes Land. Im Gegenteil: Er wird verfolgt von einer Instanz, die in keine numinose Sphäre hinaufreicht (...). Er sehnt sich nicht nach einer Oberwelt, er fühlt sich von einer Unterwelt verfolgt. (...) Ein innerliches Gericht reisst ihn heraus aus dem gewöhnlichen angepassten Leben, das ihn bisher gegen sich selbst abgeriegelt hat.»

Dennoch ist auch der Türhüter eine problematische Figur. «Der Türhüter hat also den Mann getäuscht», protestiert Josef K. Der Kaplan verneint. «Beeinträchtigen solche Türhüter nicht die Heiligkeit des gesamten Systems?», fragt Safranski.

Safranski mischt sich in die Debatte ein: Muss der Mann vom Lande nicht, im Sinne einer protestantischen Selbstermächtigung, den eigenen, direkten Weg zum Heiligen suchen, ohne alle Vermittlungen, so wie es Luther einst wollte, der über seine Bibelauslegung mit der Strenge eines Mullahs wachte? Ist Safranski, ein begeisterter Leser des existenzialistischen Theologen Tillich, hier in eine protestantische Selbstbefreiungstheologie unterwegs?

Wie soll sich der Mann verhalten? Ein Katholik würde Josef K.s Einwand womöglich recht geben: Er könnte den Türhüter an sein Versprechen erinnern, dem Mann in Zukunft

Einlass zu gewähren. Ihn also an seinen wahren Auftrag erinnern, nämlich Vermittler auf dem Weg zum Heil zu sein, dessen, wenn auch noch so kleiner, Repräsentant er ist.

Unabhängig davon wäre dieser Katholik Safranski besonders zugeneigt, weil er einer der wenigen öffentlichen Intellektuellen ist, die in ihren Büchern unermüdlich vor dem «Transzendenzverrat» warnen. Seine Devise: Nach oben offenbleiben!

Für Kafka scheint es nur einen zugenagelten Himmel zu geben, aber er beneidet die, die ihn zu sehen glauben. Den katholischen Konvertiten Gilbert K. Chesterton schätzte er wegen des Humors. «Er ist so fröhlich, dass man meint, er habe Gott getroffen.»

Schon bevor er sich an die «Verwandlung» setzte, hatte Kafka vor, einen grossen Amerika-Roman zu schreiben, rund um den jungen Karl Rossmann, der auswandert. Es sollte ein optimistischer Roman werden, ein Dickens-Roman um einen unschuldigen Helden, dem am Ende trotz aller Widrigkeiten das grosse Glück winkt, und zwar im geheimnisvollen grossen «Naturtheater von Oklahoma», aus dem er, wie Max Brod sich erinnert, «herzergreifend schön» vorlas und in dem der junge Held Freiheit und Rückhalt, ja sogar die Eltern wiederfindet.

Er hat ihn abgebrochen. Er fand kein Ende. Deshalb schrieb er den alpträumhaften Schluss des «Prozess», in dem der beschuldigte Josef K. seinen Schergen hilft, die Exekution zu vollziehen, bereits zu Anfang seiner Arbeit – das alles übrigens Jahrzehnte vor den Moskauer Schauprozessen und vor den Exekutionen der Nazis.

Hier müssen Anmerkungen zu Kafkas literarischem Verfahren gemacht werden: In der Regel hatte er keines. Keine Gliederungen, keine grossen Entwürfe, keine ausgearbeiteten Pläne, allenfalls anzusteuern Ideen-Inseln. Er setzt sich hin und schreibt. Und überlässt sich ganz dem Schreibprozess, unvorhersehbar, unkontrolliert. Und er bricht ab, wenn die innere Zufuhr ausbleibt.

Letztes Märchen

Franz Kafka liess von seinem «Amerika»-Roman nur das Eingangskapitel «Der Heizer» gelten, in dem er von Rossmanns Überfahrt über den Atlantik erzählt. Wie er überhaupt kaum etwas gelten lassen wollte, als er, mit knapp vierzig, vom Bluthusten einer Tuberkulose überrascht wurde. Dem Freund Max Brod hinterliess er eine schmale Liste von Bewahrenswertem, kleinere Erzählungen, Aufsätze, Aphorismen.

Alles andere solle nach seinem Tode vernichtet werden, verfügte er, auch das späte «Schloss» um den Landvermesser K., der

in einem Schneetreiben in ein Dorf kommt, das um ein geheimnisvolles Schloss gelagert ist. Wieder ist es ein Mann vom Land, wieder ist da eine Instanz, die zu wachsen scheint und sich doch in der Masse entzieht, in dem er einzudringen versucht. Auch diesen voluminösen Roman liess er unvollendet.

Immer wieder geht es in seiner Prosa um Wunden und Verwundungen. Ob es der Landarzt ist, der zu einem Jungen gerufen wird, in dessen Hüfte er eine Rötung entdeckt, «eine rote Blume», aus der sich Würmer winden, während seine rätselhaften Pferde ihre Köpfe durch die Fenster des Krankenzimmers stecken.

Oder ob es sich um jene Monsterapparatur handelt, die den Verurteilten in der «Strafkolonie» mit Messern ihre Schuld in den Rücken schneidet, um auf ihren Gesichtern zur sechsten Stunde der Tortur Verklärung und Verständnis aufleuchten zu lassen.

Aber in allen wesentlichen Werken, die Safranski für seine Studie auf die Bühne stellt, ist ein Motiv durchgängig: das der Schuld, und zwar in doppelgesichtiger Ausführung.

Es ist die Schuld, sich am Schreiben zu versündigen, wenn er sich den bürgerlichen Lebensanforderungen stellt. Und die Schuld, genau diesen, zu denen auch die Heiratsversuche gehören, nicht zu genügen, wenn er schreibt. Eben die Schuld, das Leben zu verpassen, das ihm wiederum nur im Schreiben möglich ist.

Das Schreiben bleibt die Hauptsache seines Lebens, was er auch in der letzten dramatischen Auseinandersetzung, im «Brief an den

Vater», diesem entgegenschleudert. Tatsächlich, er schreibt um sein Leben.

Doch bleibt auch dieses Leben nicht ohne ein letztes Märchen. Er trifft im Steglitzer Park auf ein weinendes Mädchen, das seine Puppe verloren hat. Um es zu trösten, erfindet er eine Geschichte. Die Puppe, behauptet er, sei auf Reisen gegangen und habe ihm einen Brief geschickt. Er werde ihn der Kleinen am nächsten Tag vorbeibringen.

Und nun setzt er sich hin und schreibt, wie seine letzte Freundin, Dora Diamant, berichtet, in dem gleichen gespannten Zustand, mit der er an seinen grossen Werken sass, er schreibt diesen Trostbrief. In ihm erzählt er, dass die Puppe

«Du wirst selbst einsehen, dass wir in Zukunft auf ein Wiedersehen verzichten müssen.»

verreist sei, weil sie sich immer nach einer grossen Familie gesehnt habe, aber den Kontakt aufrechterhalten wolle. Sie habe Kafka zum Übermittler bestimmt.

Aufwachen als Scheintoter

Und er denkt sich Abenteuer für die Puppe aus. Jeden Tag übergibt er einen Brief. Das geht so über drei Wochen. In seinem letzten schreibt er das nieder, was ihm selber nie geglückt war: Sie habe geheiratet, behauptet die Puppe, und sei nun glücklich.

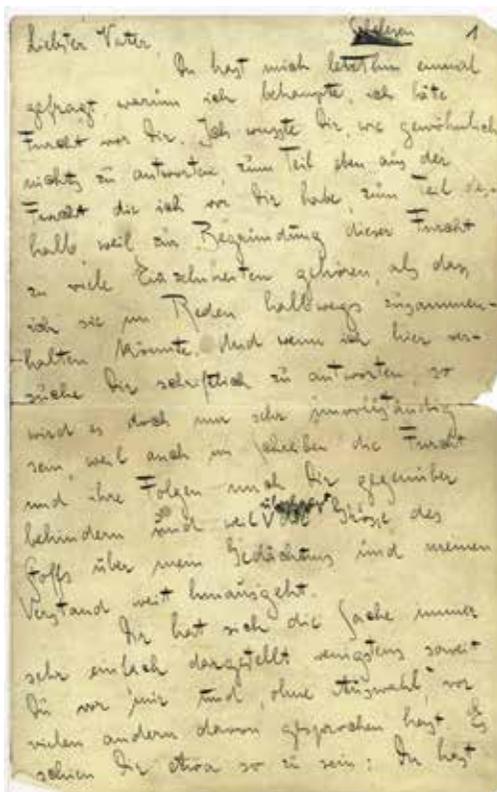
Der letzte Satz für das nun vollkommen getröstete Mädchen lautet: «Du wirst selbst einsehen, dass wir in Zukunft auf ein Wiedersehen verzichten müssen.» So sieht kurz vor dem Ende der Sieg der Literatur über das Unglück aus.

Seine letzte Erzählung handelt von der Maus Josefine und ihrer Kunst des Pfeifens. Es geht um die Kunst und welchen Stellenwert sie für die Gesellschaft hat. Im Grunde tut Josefine nichts anderes als das, was alle tun: Sie pfeift, aber sie bildet sich eine Menge darauf ein. «Und doch hat sie etwas zu geben», schreibt Safranski. «Denn wenn man ihr zuhört, ist das eine Gelegenheit, auf sich selbst zu hören.»

In «Josefine, die Sängerin oder Das Volk der Mäuse» erklärt die Heldin: «Pfeifen ist die Sprache unseres Volkes, nur pfeift mancher sein Leben lang und weiss es nicht, hier aber ist das Pfeifen freigemacht von den Fesseln des täglichen Lebens und befreit auch uns für eine kurze Weile.»

Und darin, so Safranski, sei wohl auch Kafkas eigene Vorstellung vom Glück des Schreibens enthalten: «Ein von den Fesseln des Lebens befreiendes Pfeifen.»

Jeder hat wohl seine eigene Geschichte mit Kafka. Meine begann in früher Jugend, als mein Vater eine «Sprechplatte»



Schuld und Erlösung: Brief an den Vater.



Vom Bluthusten überrascht: Kafka im Lungensanatorium in Matlarenau (heute Slowakei), um 1920.

auflegte mit der Präsentation von Kafkas «Bericht für eine Akademie» durch den genialen Klaus Kammer, einen jungen Wilden wie Klaus Kinski, früh gestorben bereits mit 35 Jahren. Wie Kammer sich mit einigen unterdrückten Affenlauten räuspert und dann schneidend in den (dazu gedachten) Hörsaal ruft: «Hohe Herren von der Akademie», habe ich noch heute im Ohr. «Gerade Verzicht auf jeden war das oberste Gebot, das ich mir auferlegte.» Dramatische Pause. Dann der stolze Ausruf: «Ich, freier Affe, fügte mich diesem Joch.»

Mein sonst ernster und strenger Vater schmunzelte und lachte, und ich verstand: Dieser Kafka ist ein hochkomischer Autor. Leider ist die Aufnahme mittlerweile verschollen.

In meiner Hippie-Jugend wirkte Gregor Samsas Verwandlung in einen Käfer wie ein ganz böser Trip. Ich fühlte mit ihm, fühlte mich als Aussenseiter, obwohl eigentlich ich es war, der sich selber von der Familie ausgestossen hatte – ich war in eine maoistische WG gezogen, die wir schnell, mit neuem Personal, in eine Kifferkommune umgekrempelt hatten.

Kafkas «Verwandlung» war für mich und meine Spiessgesellen, neben H. G. Wells oder Stanislaw Lem, fantastische Literatur und ein Gegengift zur platten vulgärmarxistischen Welterklärung.

Gewalt von Bürokratien

Sie war haarsträubender, denn sie war genauer. Ich schauerte bei dem Gedanken, dass Gregor Samsas Bewusstsein nicht im Dämmer tierischer Triebwelt versinkt, sondern dass es schmerzhaft menschlich klar bleibt in seinem Käferpanzer, das übertraf meine ab-

solute Schreckensvorstellung erheblich, die stets die war, als Scheintoter in einem Sarg unter der Erde aufzuwachen.

Wobei auch das, wie Uma Thurman in Tarantinos «Kill Bill» später beweisen würde, durchaus nicht das Ende bedeuten muss.

Als Student an der FU in Berlin hatte ich das Glück, den grossen Germanisten und Kafka-Forscher Wilhelm Emrich zu hören, dessen Vorlesungen theatralische Meisterstücke waren, durchglüht und durchzittert von innerer Beteiligung. Es waren die frü-

Kafkas drei Schwestern wurden im KZ umgebracht, ihm selber blieb die Erfahrung der realen Nazis erspart.

hen 1970er Jahre des RAF-Terrors. Emrich war der Geheimtipp der Nachdenklichen. Er galt als leicht anrühlich, weil ihm, dem Adorno-Schüler, in den 60er Jahren tatsächlich ein antisemitischer Text nachgewiesen werden konnte, er war im Propagandaministerium der Nazis angestellt gewesen.

Emrich las existenziell. Er wusste um die dunkle Macht und die Gewalt von Bürokratien und wie diese Mächte einen jeden Einzelnen zermalmen konnten, wovon unsere selbstgerecht demonstrierende Urenkel-Generation nicht den geringsten Schimmer hat. «Mit Angst», so Göring vor dem Nürnberger Kriegsverbrechertribunal, «können Sie jeden Menschen zu allem Möglichen bringen, egal, in welchem System.»

Die Emrich-Vorlesungen wurden nur zweimal empfindlich gestört. Das eine Mal flog die Hörsaal-Tür auf und eine linke Bande unter-

brach «den bürgerlichen Scheiss» und verteilte Flugblätter für den Freiheitskampf der Frelimo in Moçambique und wollte diskutieren. Das andere Mal war es ein hungerissener, von Kafka beseelter Student, der sein Referat über «Nachforschungen eines Hundes» mit einem Wolfsgeheul begann und seinen Vortrag mit künstlichem Gebell punktierte.

Es war noch nicht mal komisch. Es war peinlich. Möglicherweise hatte er Klaus Kammer virtuose Affennummer im Sinn, aber es war weder Kammer noch Emrich, noch überhaupt Kafka – es war nur gut gemeint.

Sicher, Kafka las viele seiner Sachen seinen Freunden unter Gelächter vor, aber dieses Gelächter stieg über dem schier absurden Grauen auf. Es war schwarzer Humor.

Auch den «Prozess» trug er in Phasen lachend vor. Ich las ihn mittlerweile mehrere Male, und auch ich fand ihn stets so grauerregend wie komisch, etwa so, wie in frühen schwarzweissen

Slapstick-Filmen Menschen an Riesenuhren über einem Abgrund hängen.

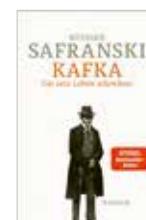
Kafka liebte das eben erst entdeckte Kino. Er weinte bei Melodramen.

Lesen!

Wir sollten uns Kafka erneut vornehmen. Der Leser wird mitbekommen haben, dass mir «Der Prozess» besonders am Herzen liegt, besonders in diesen Tagen, da er mit einer Verleumdung beginnt und einem kalten Meuchelmord endet. Der Scherge, der Josef K. schliesslich absticht und in die Grube fallen lässt, sagt, die Wange an die seines Kumpans gelegt, geringschätzig: «Wie ein Hund!», und Kafka schliesst mit dem Halbsatz: «Es war, als sollte die Scham ihn überleben.»

Wie kann man das nicht als düstere Vorahnung lesen auf die herannahende dunkle Nacht der Menschlichkeit? Kafkas drei Schwestern wurden sämtlich im KZ umgebracht, ihm selber blieb diese Erfahrung der realen Nazis erspart, die nichts zu tun hatten mit all diesen herbeifantasierten Pappfiguren unserer Tage, gegen die eine auf frivolste Weise regierungs-gesteuerte Masse heute auf die Strasse geht.

Meine Empfehlung: Kafka lesen. Die Axt anlegen ans gefrorene Meer in uns. Nach Rechtfertigung suchen.



Rüdiger Safranski:
Kafka. Um sein Leben schreiben.
Carl Hanser. 256 S., Fr. 36.90

LITERATUR UND KUNST

Jeff Wall, der Meister
der Fotokunst, zeigt
seine Bilder in der
Fondation Beyeler.

Daniel Weber,
Seite 74

Herausgegeben von Daniel Weber



Es braucht einen angenehmen Himmel über dem Kopf.

Ernst Ludwig Kirchner, Im Cafégarten, 1914— Das Unbeschwerte war auch schon leichter. Die Weltenlast gewinnt mit jeder Umdrehung der Erde um sich selbst an Gewicht, all die Kriege, all die Konflikte, all das Leid, all die Blicke in eine Zukunft, in der das Licht sich in der Düsternis zu verfangen droht.

Leicht war das Unbeschwerte noch nie. Es braucht, wie alles, Glück, die Fähigkeit des Verdrängens und des Vergessens, und es braucht die richtigen Menschen zum richtigen Zeitpunkt. Es braucht einen angenehmen Himmel über dem Kopf, keine Kälte, einen Tisch im Café und eines jener Getränke, die einen perlenden Rausch in sich tragen.

Dann sollte der Weg frei sein für jene Momente fernab aller ernsthaften Fährnisse des Daseins, und man kann eintauchen und sich auflösen in einem nonchalanten Müsiggang, in Geplapper und Gelächter, Tratsch und Tiefsinn, in eine Sphäre des Schwebens jenseits der bleiernen Zeiten.

Die Leichtigkeit eines geglückten Moments an einem Tischchen im Cafégarten war Ernst Ludwig Kirchner (1880–1938) nur selten gegeben. Er konnte nicht loslassen, nicht die Bilder im Kopf, nicht sich selbst. Er konnte die Leichtigkeit nicht leben, da waren Depressionen, da war eine Morphiumsucht. Nur träumen und malen konnte er sie.

Als er flüchtete, im Grunde vor allem, und in Davos landete, kämpfte er mit Lähmungserscheinungen und dem Glauben, dass nichts nie wieder je unbeschwert sein würde. Zu seinem eigenen Erstaunen und mit Hilfe von Freunden kam er noch einmal zurück, zumindest in Küstennähe des Unbeschwerten. Dann kamen die Nebel zurück und verhüllten ihn, und die einzige Sonne, die er noch kannte, war das Morphium. Als im Juni 1938 in Davos die Felder anfangen zu blühen und Sonne in die Gärten und auf die Tische der Cafés schien, entschied sich Kirchner, seinem Dunkel für immer ein Ende zu bereiten.

Michael Bahnerth

War Tolkien rechtsextrem?

Eine neue, erweiterte Ausgabe der Briefe Tolkiens ermöglicht einen vertieften Einblick in sein Frauenbild, seine politischen Ansichten und seine Religiosität.

David Engels



Entschiedener Antimodernist: Autor Tolkien.

Humphrey Carpenter, Christopher Tolkien:
The Letters of J. R. R. Tolkien. Revised and
Expanded Edition. Harper Collins.
708 S., Fr. 54.90

Tolkien und sein Werk sind ein massives Ärgernis für all jene, die eine woke Neuordnung der abendländischen Zivilisation anstreben. Zum einen sind Tolkiens Romane bei Menschen aller Altersstufen und Überzeugungen viel zu bekannt und beliebt, als dass man sie ohne weiteres (wie so vieles andere) diskret dem Vergessen überlassen oder aus welchen Gründen auch immer diskreditieren könnte. Zum anderen ist kaum von der Hand zu weisen, dass ihr Schöpfer nach den Gesichtspunkten der heutigen Berufsdennunzianten mindestens als rechtsextrem bezeichnet werden müsste, da er ein englischer Patriot, ein gläubiger Christ, ein Verteidiger der

klassischen Familie, ein Feind des Sozialismus, ein entschiedener Antimodernist und Antiprogessist sowie ein glühender Anhänger von Tradition und Monarchie war.

Absurde ideologische Dogmen

Daher bleibt nur zweierlei. Erstens: in beständig neuen «Adaptationen» das Werk so zu entstellen, dass es keine «Gefahr» mehr für das Publikum darstellt, wie kürzlich die unsägliche Amazon-Serie «The Lord of the Rings: The Rings of Power» unter Beweis stellte, welche nicht nur handwerklich überaus schlecht gemacht war, sondern auch kaum einen Programmpunkt der woken Ideologie ausliess und wohl die meisten unbedarften Zuschauer definitiv von jeder weiteren Beschäftigung mit Tolkien abhalten dürfte. Zweitens: jegliche Beschäftigung mit den inneren Überzeugungen und den Selbstaussagen Tolkiens zu unterbinden oder, wo dies

nicht möglich ist, scheinheilig darauf zu verweisen, dass sein Werk eine «Existenz für sich selbst» habe und von jeder neuen Generation «zeitgemäss» neu interpretiert werden müsse.

«Scheinheilig», weil die heutige Cancel-Culture gerade diese scheinbare Grosszügigkeit den meisten grossen Namen der Vergangenheit eben nicht entgegenbringt und vielmehr quasi täglich Statuen abmontiert, Romane neu schreibt, Opern absetzt oder «Triggerwarnungen» anbringt, wann immer die dahinter stehenden Personen nachweislich oder vermutet gegen die absurden ideologischen Dogmen des 21. Jahrhunderts verstossen haben – auch wenn sie vor 500, 1000 oder 2000 Jahren lebten.

Die neue Ausgabe der Briefe Tolkiens dürfte diese woke Strategie einer ideologischen Neutralisierung Mittlererdes kaum befördern, denn im Gegensatz zu vorher kursierenden Gerüchten handelt es sich keineswegs um eine um proble-

matische Passagen «gekürzt», sondern vielmehr um eine um zirka 150 Briefe erweiterte Fassung der Korrespondenz des Oxforder Professors; wenn man auch eher von einer Veröffentlichung der eigentlichen «Urfassung» des Briefkorpus sprechen sollte, das 1981 aus Platzgründen erheblich gekürzt werden muss-

Was für eine Fäulnis bleibt von einem Liberalismus übrig, dem die Religion fehlt!

te – wobei einige dieser «Restitutionen» es allerdings wirklich in sich haben und die Frage aufwerfen, ob es damals wirklich nur «Platzgründe» waren, die ihren ursprünglichen Ausschluss begründeten. Dabei ist neben unzähligen interessanten Details vor allem auf drei gerade aus heutiger Perspektive recht delikate Themenkreise aufmerksam zu machen: Tolkiens Frauenbild, seine politischen Ansichten und seine persönliche Religiosität.

Nische für «reaktionäre Hinterwäldler»

Was Tolkiens Frauenbild betrifft, erinnert man sich wahrscheinlich an den höchst anschaulichen Brief 43, in dem er seinem Sohn Michael gegenüber eine Psychologie der Frau entwarf, die viele Aspekte der heutigen «Mannosphäre» vorwegnimmt, aber gleichzeitig auch wieder transzendiert, da Tolkien sie mit einem katholisch-traditionalistischen Eheverständnis kombiniert und die geschlechtsbedingte Unmöglichkeit eines echten, vollständigen gegenseitigen Verstehens der beiden Ehepartner vielmehr als Antriebskraft des naturgewollten gemeinsamen Wachsens zu Gott hin betrachtet.

Die neue Briefausgabe ergänzt diesen packenden Einblick, der nicht nur das tragische Geschick der Ents, sondern auch die zutiefst triste Romanze «The Mariner's Wife» biografisch verständlich macht, um einige anekdotische Einblicke in den tolkienschen Haushalt: von Edith Tolkiens Missfallen gegenüber einer potenziellen Schwiegertochter (38a) über ihren Ärger angesichts verpasster Geburtstagswünsche (42a: «Sehr wenige Männer, aber nahezu alle Frauen messen Daten und Geburtstagen grosse Bedeutung zu») bis hin zu Tolkiens Empfehlung an Michael, einer künftigen Frau gegenüber von Anfang an deutlich klarzumachen, dass er sich kleine Freuden nicht verbieten lassen werde (43a):

«Es gibt viele Dinge, die ein Mann als legitim betrachtet, auch wenn sie zu Zank führen. [...] – das Glas Bier, die Pfeife, das Nicht-Schreiben von Briefen, der Freund etc. etc.»

Auch die politischen Ansichten Tolkiens werden durch das neue Material schönstens bestätigt und ergänzt. Schon in Brief 53 hatte Tolkien überdeutlich gemacht, wo er sich persönlich verortete:

«Ich frage mich (sollten wir diesen Krieg überleben), ob es noch eine Nische, und sei es eine solche der blossen Tolerierung, für so reaktionäre Hinterwäldler wie mich (und Dich) geben wird. Je grösser die Dinge werden, desto kleiner und öder wird der Globus. [...] Wenn sie erst amerikanische Hygiene, Moralismus, Feminismus und Massenproduktion überall im Nahen Osten, Mittleren Osten, Fernen Osten, [in] der UdSSR, dem Äusseren und Inneren Mumboland, Gondwanaland, Lhasa und den Dörfern des dunkelsten Berkshire eingeführt haben, wie glücklich werden wir dann sein. [...] Ich finde diesen Americo-Kosmopolitismus sehr beängstigend. [...] Ich bin mir nicht wirklich sicher, ob sein Sieg letzten Endes für die Welt so viel besser sein wird als der Sieg von [...]»

In den neuen Briefen kann man den wahren Ursprung von Tolkiens kryptischer Bemerkung im Vorwort zum «Lord of the Rings» lesen, dass der Ring, würde die Geschichte eine Analogie zum Zweiten Weltkrieg darstellen, nicht vernichtet worden wäre, sondern auch die «gute Seite» kontaminiert hätte (91c von 1944):

«Was für eine Welt. In den Begriffen meiner eigenen Welt ist es, als ob Saruman die Macht übernommen, den Ring gestohlen und Mordor unterworfen hätte – und dann ein neuer Herr über eine verbrannte Welt geworden wäre. Aber immer trifft das Unerwartete ein. Zum Glück haben wir immer noch einen König.»

Auch finden wir eine tiefe Besorgnis Tolkiens angesichts des Linksrucks, der nach dem Krieg auch das Oxforder universitäre Establishment und seine «Dons» erfasste (194a):

«Die Götter, heisst es, treiben diejenigen, die sie vernichten wollen, zuerst in den Wahnsinn. [...] Dons schreien beim festlichen Abendessen Kollegen als «Faschist» an, die es wagen, mit milder Stimme anderer Meinung zu sein als sie. Was für eine Fäulnis und was für ein Gestank bleibt von einem Liberalismus übrig, dem die Religion fehlt! [...] Wundert es Dich, dass jeder, der kann, diese Insel verlässt? Doch bald wird es keinen Platz mehr geben, um der steigenden Flut dieser «Orquerie» zu entkommen. Trotzdem weiss man nie so recht, was im Kopf eines scheinbaren Orks auf einem Motorrad vor sich geht.»

Was schliesslich Tolkiens tiefen Katholizismus betrifft, der bereits in den früher veröffentlichten Briefen klar zutage trat und von Tolkien selbst ja auch als ultimativer Lese-schlüssel seines Werks hervorgehoben wurde, lernt man in den neuen Briefen zunächst von Tolkiens Faszination für den Film «The Song of Bernadette» (1943) und die Marienerscheinung von Lourdes:

«Die Geschichte der Bernadette Soubirous, eines der erstaunlichsten Dinge des ganzen 19. Jahrhunderts, ist sowohl zutiefst bewegend als auch wahr, und daher umso bewegendere» (94a), denn die Erzählung habe «jede Eigenschaft eines Märchens», plus sowohl Wahrheit als auch Heiligkeit, eine überwältigende Mischung» (94b).

Liebe zum Rosenkranz

Wie sehr Tolkien seine religiösen Erfahrungen mit seinem Werk verband, zeigt dann auch Brief 148a, in dem es um das Ende des «Lord of the Rings» geht:

«Für mich liegt der «Kern» in Frodos letzten Worten an Sam: «[...] Wenn Dinge in Gefahr sind, muss jemand sie aufgeben, sie verlieren, damit andere sie behalten können [...]» Bernadette weigerte sich, für ihre eigene Heilung nach Lourdes zu gehen. [...] Ich denke daran, am Ende, als Sam verloren da-steht, einen leisen Ruf über das Wasser erklingen zu lassen, der an das Ende von Galadriels elbischem Lied erinnert: «[...] Lebe wohl, vielleicht wirst auch du Valimar finden.» Aber vielleicht würde das die trostlose Einfachheit zerstören?»

Neben Tolkiens Liebe zum Rosenkranz (242a) lesen wir auch von seiner Sorge um eine Kirche, die in der Modernismus-Krise steckt; Worte, mit denen sich heute wohl mancher Katholik identifizieren wird (194a):

«Wir alle müssen diese Unannehmlichkeiten ertragen, seit die Heilige Mutter Kirche begann, solch ungeeignetes Personal zu beschäftigen. Dennoch ist die Kirche letztlich nur ein Tabernakel (oder eine Monstranz) für das allerheiligste Sakrament, und das durch die Jahrhunderte hindurch, in jedem Zeitalter auf andere Weise, eine äusserst unvollkommene Weise [...]. Ich selbst finde, dass nur die Konzentration auf die unveränderliche, unauslöschliche und unumstössliche Heiligkeit der Realpräsenz uns in der Hoffnung und der Liebe aufrechterhält.»

Insgesamt: eine wichtige Ausgabe, die unser Bild von Tolkien als Mensch und Autor auf das schönste bestätigt und vertieft, alle Liebhaber seines Werks aber umso mehr verpflichtet, sich gegen jene unsäglichen Relativierungen, Pervertierungen und Diffamierungen zu stellen, mit denen die Welt von Mittel Erde gegenwärtig überzogen wird – ein Vorgang, der angesichts der planetarischen Beliebtheit Tolkiens beileibe keinen Nebenkriegsschauplatz des Kulturkampfes des 21. Jahrhunderts darstellt, sondern vielmehr ein durchaus zentrales Schlachtfeld.



Spass: Schwundstufe der Freude.

Kurt Steinmann

Deutsche Schuld, deutsches Leid

Walter Hollstein

Felix Bohr / Eva-Maria Schnurr (Hg.):
Kriegsgefangene. DVA / Spiegel-Buchverlag.
240 S., Fr. 34.90

Hauke Goos / Alexander Smolczyk (Hg.):
Ein Sommer wie seither kein anderer.
DVA / Spiegel-Buchverlag. 240 S., Fr. 37.90

Volker Ullrich: Acht Tage im Mai.
C. H. Beck. 317 S., Fr. 37.90

Nach den masslosen Kriegsverbrechen des Nationalsozialismus zielte der weltweite Fokus der Historiker lange Zeit und eigentlich noch immer auf das Unrecht, das deutsche Politiker, Staatsanwälte, Polizisten und Soldaten von 1933 bis 1945 anrichteten. Das ist durchaus verständlich und auch im Sinne der Opfer. Trotzdem ist dieser Blickwinkel verkürzt. Hannah Arendt, selber ein Opfer des Faschismus, bemerkte bald nach Kriegsende: «Ich habe es immer für den Inbegriff moralischer Verwirrung gehalten, dass sich im Deutschland der Nachkriegszeit diejenigen, die völlig frei von Schuld waren, gegenseitig und aller Welt versicherten, wie

schuldig sie sich fühlten, wohingegen nur wenige der Verbrecher bereit waren, auch nur die geringste Spur von Reue an den Tag zu legen.» Und: «Dergleichen wie kollektive Schuld oder kollektive Unschuld gibt es nicht; der Schuld-begriff macht nur Sinn, wenn er auf Individuen angewendet wird.»

Die masochistische Ausrichtung der deutschen Schuld ist freilich nicht zufällig; sie hatte und hat durchaus politische Funktionen. Zum einen hat die abstrakte Generalisierung nationalsozialistischer Verbrechen in vielen Fällen eine konkrete Schuldzuweisung verhindert: Globke, Kiesinger, Filbinger, Oberländer oder Höcherl sind nur einige Namen von Nazis, die in der Bundesrepublik Karriere in höchsten politischen Ämtern machen konnten, ohne jemals für ihre Verbrechen belangt zu werden.

Was Hannah Arendt frühzeitig kritisierte, wirkt auch heute noch: Die politische Ethik des neuen Deutschland lässt sich von der Maxime leiten: Wir waren einmal ganz böse, deshalb müssen wir jetzt die Guten sein. Das hat vor allem zwei Konsequenzen: sehr häufig eine moralisierende Besserwisseri; und immer wieder Schuldbekennnisse und keine wirklich kritische Aufarbeitung des eigenen Leids. Erst in den letzten Jahren beginnt sich das zu ändern. Drei Bücher befördern dieses Umdenken – zumindest partiell.

Felix Bohr und Eva-Maria Schnurr dokumentieren das Schicksal der Kriegsgefangenen. Der Untertitel des Buches lautet: Die vergessenen Soldaten des Zweiten Weltkriegs. Mehr als elf Millionen deutsche Soldaten gerieten zwi-

«Der Schuldbegriff macht nur Sinn, wenn er auf Individuen angewendet wird», bemerkte Hannah Arendt.

schen 1939 und 1945 in Kriegsgefangenschaft – bei den Westalliierten, also den Amerikanern, Briten und Franzosen in einigermaßen ziviler Form und unter weitgehender Einhaltung der Genfer Konvention, bei den Sowjets hingegen unter grausamsten Bedingungen: «Eine härtere Strafe gibt es nicht» lautet das Kapitel über die deutschen Gefangenen in der Sowjetunion.

Flucht aus der Geschichte

Das Buch beschränkt sich nicht auf die Erlebnisse der internierten Soldaten, sondern schildert auch die «Spätfolgen» der Gefangenschaft, die entstanden und fortwirkenden Traumata. Das alles wird sachlich berichtet, ohne Larmoyanz und vor allem ohne Anklage. Vielmehr dokumentieren die Autoren auch das Leid der Kriegsgefangenen in den Lagern der Nazis, in



Einsichten für die heute Lebenden: Magdeburg nach der Bombardierung, 1945.

denen vor allem die russischen Gefangenen misshandelt wurden.

Das Buch ist eindringlich, bemüht sich um Objektivität und Vollständigkeit, uferf aber auch etwas aus. Das gilt vor allem für die Texte über Kriegsgefangene im Ersten Weltkrieg, die internierten deutschen Kernphysiker in den USA oder kritische Kommunisten, die nach 1945 erneut in Lager gesperrt wurden. Da wäre weniger mehr gewesen.

Volker Ullrich beschreibt mit viel Material und erhellenden Episoden das Ende des «Dritten Reiches». Das Buch ist ein gelungener Entwurf sinnvoller Geschichtsdarstellung – mit vielen Einsichten für die heute Lebenden. Dazu gehören Ullrichs Ausführungen über die deutsche «Flucht aus der Geschichte», die mit dem «Wirtschaftswunder» schon in den fünfziger Jahren begann.

Goos und Smolczyk dokumentieren, wie in Deutschland 1945 die Friedenszeit begann. Sie lassen vor allem Zeitzeugen zu Wort kommen. «Der Sommer war, das haben wir gelernt, alles andere als ein unbeschwerter Neubeginn, er war für die meisten noch nicht einmal eine Befreiung.» Diese Ambivalenz wird im Buch sehr plastisch – vor allem in der Schilderung der vielen neuen Ängste der Menschen, entlassen aus einer bevormundenden Diktatur in eine neue Freiheit.

Sympathische Trostlosigkeit

Sylvie-Sophie Schindler

Michela Murgia: Drei Schalen.
Wagenbach. 160 S., Fr. 29.90

Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute. Es ist gewiss tröstend, dass einige grimmsche Märchen so enden. Und bestimmt ist Trost in diesen turbulenten Zeiten nicht verkehrt. Von Michela Murgia ist allerdings in dieser Hinsicht wenig zu erwarten. In ihrem Erzählband «Drei Schalen», in dem zwölf Menschen aus ihren mehr oder minder miteinander verflochtenen Leben berichten, ist vieles bereits so schlimm, wie es auch endet.

Geschirr zertrümmern

Das könnte beim Lesen auf die Stimmung schlagen. Tut es aber nicht, weil Murgia als ebenso unerschrockene wie lebendige Erzählerin begeistert und man ihr deshalb nur allzu gerne folgt, auch und gerade in Abgründe.

Der Mensch hat eben seine Verzweigungen, Skurrilitäten und Unzulänglichkeiten. Gerade sein Scheitern macht ihn sympathisch – ob er will oder nicht. Wenn beispielsweise eine Beziehung in die Brüche geht, fühlt er sich

nicht selten als Versager. Das geht auch der Erzählerin der mit «Übelkeit» überschriebenen Episode so. Mehr noch aber quält sie die Art und Weise, wie das Ende vonstattengeht, und zwar in einer «völlig durchschnittlichen Art und Weise». Als bald folgen Magenkrämpfe und Erbrechen; so geht das über Monate. Das Porzellan war da bereits zerschlagen. Was üb-



Unerschrocken: Autorin Murgia.

rigens keine Metapher ist. Kaum von ihrem Partner verlassen, zertrümmert die Erzählerin mit einem Hammer alles Keramik in ihrem Haushalt: Espressotassen, Obststellerchen mit Goldrand, edle Jugendstilschüsseln.

Schliesslich gesteht sie, dass sie immer schon eine Allergie gegen Keramik hatte und immer schon gerne erbrochen hätte. So zu essen, wie andere essen, nach festen Zeiten und Regeln – warum keine Dose Sardinen zum Frühstück? –,

war ihr schon immer ein Gräuel. Erst drei Schalen, blauweiss gemustert, in der Art von japanischem Geschirr, bringen wieder Ordnung in ihr Leben. Auf diese kann sich die Erzählerin einlassen und sie, obwohl auch sie aus Keramik sind, mit Essen befüllen – und dieses Essen zu sich nehmen und bei sich behalten.

Die drei Schalen dienen also dazu, eine schwierige Lebenssituation zu bewältigen. Nun wäre zu fragen, wie andere diese drei Schalen für sich übersetzen – braucht sie, hier nun tatsächlich metaphorisch gesprochen, nicht eigentlich jeder? Murgia verschont uns nicht vor weiteren Menschen in existenziellen Krisen, solchen etwa, die damit fertig werden müssen, dass der geliebte Sohn nun woanders lebt, dass die Schwester gestorben ist, dass man die eigene Wohnung nicht mehr verlassen will. Wie weitermachen? Welche «drei Schalen» können helfen?

Metastasen wie «Ölquellen»

Michela Murgia konnte eines Tages nicht mehr weitermachen; sie starb im August 2023 an Nierenkrebs, im Alter von 51 Jahren. In Italien gehörte sie zu den bekanntesten Autorinnen – ihr Erfolgsroman «Accabadora» wurde in 25 Sprachen übersetzt – und auch zu denen, die sich politisch einmischten. Mit unter anderem Essays wie «Faschist werden» bezog die Linksaktivistin öffentlich Position gegen die ita-

Michela Murgia verschont uns nicht vor Menschen in existenziellen Krisen.

lienische Rechte. In Romanen wie «Camilla im Callcenterland» stellte sie die unmenschlichen Verhältnisse in der prekären Arbeitswelt dar.

Zuletzt engagierte sie sich für ihre, wie sie sie nannte, queere Familie. In einem Interview kurz vor ihrem Tod erklärte Murgia, nicht sterben zu wollen, solange Giorgia Meloni in Italien regiert.

Wie es gewesen sein könnte, als sie ihre Diagnose bekam, erzählt vielleicht die erste Episode von «Drei Schalen». Oder vielleicht auch nicht. Das Autofiktionale drängt sich freilich auf, da die Protagonistin im Zimmer eines Arztes sitzt, der viel lateinisch redet und vor allem viel drumherum, um zu vermeiden, ihr mitteilen zu müssen, dass sich bei ihr ein «Nierenkarzinom im vierten Stadium» eingenistet hat.

Mitunter driftet der Onkologe in schräge Bilder, sie müsse sich die Metastasen vorstellen wie «Ölquellen im Irak». Die Ich-Erzählerin aber will sich nichts vorstellen, sondern für die Erkrankung sich selbst oder andere beschuldigen. Aber das führt ins Leere. Der Arzt merkt lapidar an, das System gerate eben manchmal durcheinander. Auch er bietet keinen Trost.

Stolz, introvertiert, unwiderstehlich

Pascal Morché

Prisca Roth: Genua – La Superba.
Hier und Jetzt. 472 S., Fr. 42.90

Wer von Genua als einer der schönsten Städte Italiens schwärmt, erntet meist ungläubige Blicke. Genua, das ist für viele nicht mehr als der Fähranleger nach Korsika oder Sardinien oder die richtige Autobahn von oder nach Südfrankreich. Eine Stadt der Durchreise, der «Vorbeireise» sogar, und wer bleibt, dem wird es nicht leichtgemacht.

Genua, «la Superba» (die Stolze), ist im Gegensatz zu anderen italienischen Städten eine introvertierte, vielleicht sogar abweisende Stadt; vieles öffnet und offenbart sich dem Besucher hier auf den zweiten, manchmal auch erst auf den dritten Blick. In der Folge gibt es

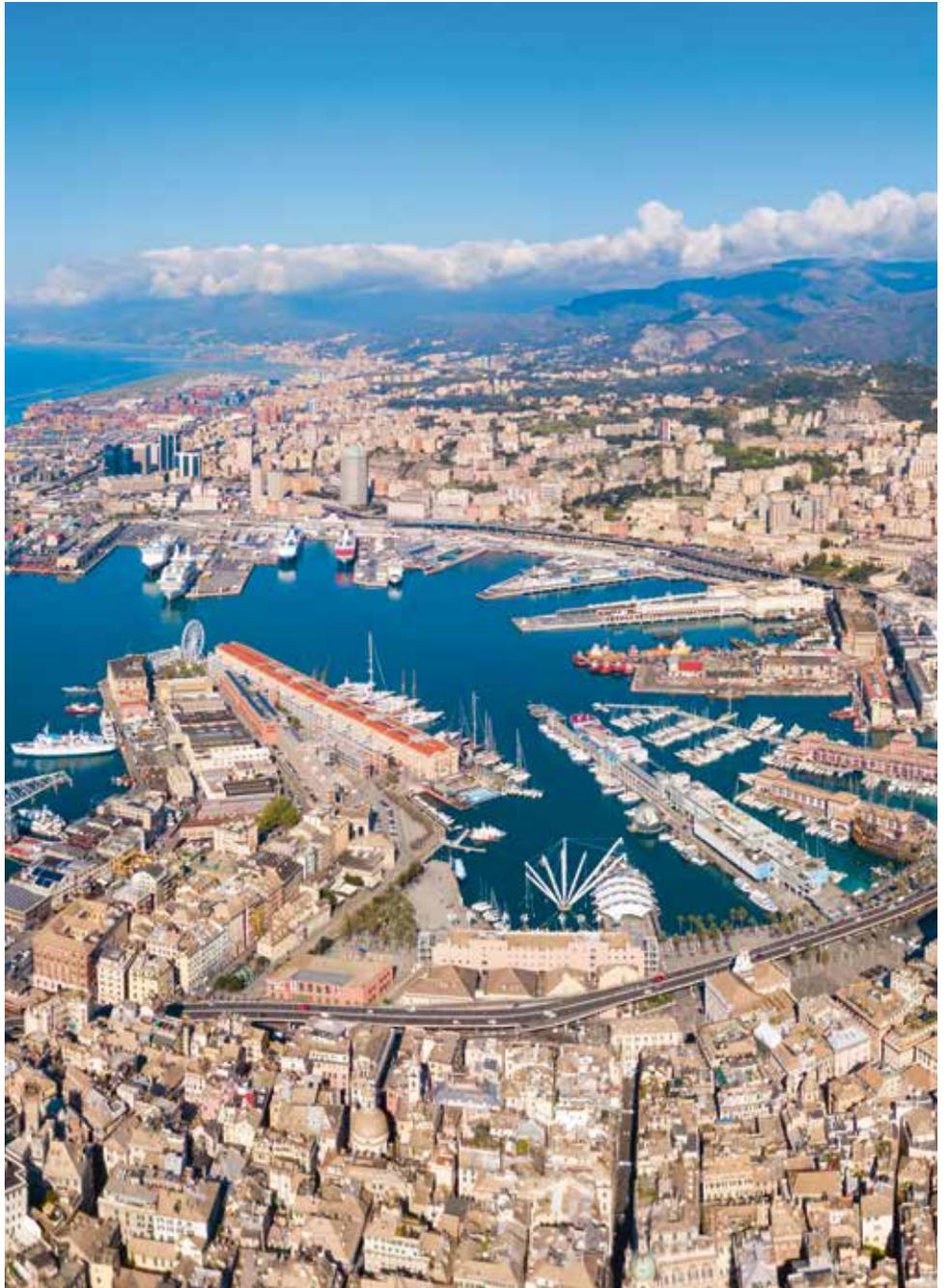
Als Frau des Hochgebirges erkennt Roth das an die Berge gepresste Genua als «eine vertikale Stadt».

in Genua kaum Tourismus; diese Stadt gilt es noch zu entdecken. Hat man sie aber für sich entdeckt, dann kann man Genua buchstäblich verfallen (wie Nietzsche, Verdi, Hitchcock) – oder wie Prisca Roth, eine aus dem Bergell stammende Autorin und Historikerin. Sie hat ein Genua-Buch geschrieben, das weit erhaben über dem schnöden Wort «Reiseführer» ist (einen Info- und Service-Teil hat es dennoch). Es ist vielmehr ein gelungenes «Lese- und Reisebuch», weil ebenso poesievoll, spannend und interessant wie Genua selbst.

Aufstieg zur Weltmacht

«Streifzüge durch die Kulturstadt»: In sechs thematischen Rundgängen führt Roth den Leser durch Genuas enge, dunkle Gassen zu spektakulären Kunstschätzen in Kirchen, zu prachtvollen Palazzi, in verwunschene Parks. Und der Monumentalfriedhof Staglieno, «der schönste der schönsten auf der Welt» (Nietzsche), dieses (Ab-)Bild der Stadt und seiner ebenso stolzen wie introvertierten Bewohner, darf natürlich auch nicht fehlen. Prisca Roth erzählt von Kreuzrittern, raffinierten Bankiers der Renaissance, skurrilen Adelsgeschlechtern des Barock, die Genua zur Weltmacht aufsteigen liessen.

Was die Autorin hier zu Themen der Kunst, der Geschichte, der Politik, der Architektur und der Stadtplanung Genuas zusammengetragen hat, ist profund und wird doch in leichtem Ton erzählt. «Die uns umgebende, gebaute Wirklichkeit will mit uns kommunizieren [...] aber wir verstehen sie nicht, nicht mehr. So wollen wir



Alles ist mit allem verbunden: Genua.

uns doch etwas Mühe geben.» Die Autorin hat sich mehr als «etwas» Mühe gegeben.

Prisca Roth versteht es, alles mit allem und manches mit vielem zu verbinden: von Marco Polo bis Berlusconi, von Kolumbus bis zu den Krawallen beim G-8-Gipfel, von Botticelli bis zu den Prostituierten am Hafen. Mit dieser Methode des Verwebens kommt die Autorin dem Objekt ihres Schreibens, diesem labyrinthischen Genua mit seiner verästelten Geschichte, sehr nah. (Höchst selten passiert ihr ein Fehler: Das Passagierschiff «Andrea Doria» ist nicht mit einem Frachter kollidiert und sank auch nicht vor dem Hafen von New York, sondern vor der Insel Nantucket).

Als würden Wörter (und 240 Abbildungen) in diesem «Lesewanderbuch» nicht reichen, bietet sich dem Leser noch eine hübsche Spiele-

rei: Immer wieder sind im Buch QR-Codes eingestreut, die man mit dem Mobilphone scannen kann. Das führt dann beispielsweise zu einem Werbefilm aus dem Jahr 1964 von jener Bau-firma, die die Stadtautobahn *la sopraelevata* errichtete, welche Genua wie eine Wehrmauer zum Hafen umschliesst. Charmanter sind allerdings die Lieder des Genuesen Fabrizio De André, die sich ebenfalls hinter den QR-Codes verbergen.

«Meer der Schweizer»

Ein grosses Kapitel ist der engen Verbindung Genuas mit der Schweiz gewidmet. Als Frau des Hochgebirges erkennt Roth das an die Berge gepresste Genua als «eine vertikale Stadt», und so gibt es auch vertikale Verkehrsmittel: Auf die Genueser Berge führen zwölf Lifte, zwei Standseilbahnen, eine Zahnradbahn. Viele sind Re-

sultat Schweizer Ingenieurskunst. Es gibt hier sogar einen Rigi (damit dieser auch nach Inner-schweizer Art ausgesprochen wird, versah der helvetische Bergbahnbauer den Genueser Righi mit einem h). Auch versüssten um 1850 über siebzig Bündner Zuckerbäcker den Genuesen das Leben und brachten die Torta dell'Engadina in die ligurische Hafenstadt.

Am deutlichsten findet sich der Einfluss Schweizer Migranten im schönen Badeort Genova Nervi. «Nur» zehn Stunden brauchte 1882 ein Zug von Luzern nach Nervi, es wurde zum «Meer der Schweizer», wie es auf einem Plakat von 1948 heisst. Dass die Autorin sogar den Schweizer Schriftsteller Friedrich Glauser (Autor der Wachtmeister-Studer-Romane), der 1938 in Nervi starb, auferstehen lässt und sich von ihm Geschichte und Geschichten der Schweizer Hotelköniginnen in Nervi erzählen lässt, ist ein bezaubernder, für dieses Buch typischer Kunstgriff. «Sich zu verlieren, ist nirgends schöner als in Genua», schreibt Prisca Roth – dieses Buch hilft dabei auf schönste Weise.

Mensch gegen Tier

Gerhild Heyder

Gaea Schoeters: Trophäe.
Aus dem Niederländischen von Lisa Mensing.
Zsolnay. 256 S., Fr. 33.90

In diesem Roman geht es um die Grosswildjagd, und wer damit nichts anfangen kann oder das Safari-Geschäft verabscheut, den mag das zunächst einmal abschrecken. Die flämische Autorin Gaea Schoeters zählt sich selber zu dieser Kategorie Menschen – und hat ein ungewöhnliches Buch über einen Grosswildjäger mit ethischem Anspruch geschrieben.

Ein reicher Amerikaner namens Hunter White reist seit zwei Jahrzehnten regelmässig nach Afrika, um auf seinem eigens dafür gekauften Grundstück Grosswild zu jagen. Dazu braucht es eine Lizenz, die immer neu ersteigert werden muss. Vier der am schwierigsten zu erlegenden Tiere hat Hunter im Laufe der Jahre geschossen, dieses Mal will er die «Big Five» (Elefant, Nashorn, Büffel, Löwe und Leopard) vervollständigen und das noch fehlende Nashorn seiner Sammlung hinzufügen. Das Tier muss präzise getötet werden, damit es präpariert und ausgestellt werden kann.



Vom Elfenbeinturm aus sieht man weiter als mancher erdverhaftete Flachdenker meint. Kurt Steinmann

Der ortsansässige Jagdleiter Van Heeren ist in Absprache mit dem zuständigen eingeborenen Stamm befugt, das Tier zum Abschuss freizugeben. Er ist zum Freund Whites geworden und begleitet den guten Kunden mit vertrauenswürdigem Fährtenlesern und Chauffeur. Er ist es auch, der White auf die verstörende Möglichkeit einer «Big Six» hinweist. Nach anfänglichem Widerstreben wird Hunter White von der dämonischen Idee besessen.

Rausch des Jägers

Die Autorin versteht es meisterhaft, den Rausch des Jägers wiederzugeben, wider Willen wird man davon erfasst. Wobei White kein touristischer Safari-Teilnehmer ist, dergleichen lehnt er ab. Zum einen hat er den moralischen Anspruch, mit dem Geld für die Jagdlizenz den Stamm zu unterstützen, es wird für den Bau von Schulen und für ein Artenschutzprogramm gegen die Wilderei verwendet. Zum anderen sieht er das Tier auf Augenhöhe mit sich selbst, die Jagd als Duell von gleichwertigen Herausforderern: Einer der beiden Kontrahenten wird sterben, der Blick in die Augen des sterbenden Tieres erzählt dem Jäger, dass sein Opfer den Tod bereitwillig akzeptiert. Und er selbst würde es auch tun.

So edel verhält es sich natürlich nicht in der Realität eines reichen westlichen Jägers, der sich selber glauben macht, ein gutes Werk zu tun. Nicht zufällig bleibt offen, um welches afrikanische Land und um welchen eingeborenen Stamm es sich im Buch handelt. Zu Recht sagt Whites Fahrer, dass er nie im wirklichen Afrika gewesen sei – er kennt nur das, was für ihn wichtig ist, darüber hinaus interessieren ihn weder Land noch Leute. «Deine westliche Moral ist ein Luxusprodukt, das man sich leisten können muss», sagt Van Heeren.

Eine neue Form von «postkolonialem Kolonialismus»? Es geht der Autorin nicht um das alte Schema «weisser Mann unterwirft

Das Tier muss präzise getötet werden, damit es präpariert und ausgestellt werden kann.

schwarzen Kontinent», wohl aber um die vermeintliche Überlegenheit des Westens und die noch immer stattfindende Ausbeutung – inzwischen durch weltweite Unternehmen. Hunter White, konfrontiert mit der Brutalität der Wildnis, begreift, dass sein Überleben von anderem abhängig ist als von seinen Fähigkeiten und seiner Waffe.

Unschwer ist zu erkennen, dass Gaea Schoeters Hemingway gelesen hat. Geprägt hat sie aber vor allem Joseph Conrads «Herz der Finsternis», in dem es heisst: «Es stand geschrieben, dass ich dem Albtraum meiner Wahl treu bleiben sollte.» Mitten ins Herz der Finsternis geht es auch in Gaea Schoeters' Roman.



Die Bibel

Künstliche Intelligenz und echte Erkenntnis

In Jesus Christus seid ihr reich geworden an allem: reich an Wort und Erkenntnis aller Art (1. Korinther 1,5). – Das Gymnasium gilt als idealer Bildungsweg für intelligente Kinder. Die Maturandenquote wächst dauernd. In Frankreich machen 80 Prozent eine Matura. Dort stranden Hunderttausende in Staatsstellen für überzählige Akademiker oder im akademischen Proletariat. Um etwas zu verstehen und Neues zu schaffen, kann die Intelligenz nützlich sein. Aber sie ist bloss ein Mittel zum Zweck. Sie ist vergleichbar mit der Körperkraft, die in grosser Menge ebenfalls nützlich ist, etwa beim Herumtragen von Lasten. Ob das Herumtragen Sinn macht, ist den Muskeln egal. Ob die Entwicklung neuer Maschinen und Apparate Sinn macht, dafür ist die Intelligenz nicht zuständig. Es ist kein Zufall, dass sowohl die Intelligenz als auch die Körperkraft messbar sind.

Nicht messbar sind die Erkenntnis und das Denken. Über das Denken kann man sagen, dass es weder Anfang noch Ende hat, während das Erkennen einen Prozess mit Anfang und Ende darstellt. Beides sind urmenschliche Qualitäten und lassen sich nicht ersetzen. Die Körperkraft hingegen ist durch Maschinen und Roboter ersetzbar und wird sogar von ihnen übertroffen. Die Intelligenz ihrerseits hat Konkurrenz erhalten, weil es gelungen ist, komplizierteste Operationen in einfachste Bestandteile herunterzubrechen, durch enorme Rechenleistungen zu verarbeiten und in Operationen zurückzuverwandeln. Die künstliche Intelligenz (KI) scheint viele Menschen zu faszinieren – und in ihnen hohe Erwartungen zu wecken. Ich vermute, dass in die KI allzu viel Zeit und Geld gesteckt wird. Die Welt braucht mehr behutsames Denken und mehr Einsicht, wie es um den Menschen steht. Der gedankliche Blick auf Gott und Christus kann dazu anleiten. Denn Gott besitzt und schafft Erkenntnis.

Peter Ruch

Abgründiger Alltag

Jeff Wall, der kanadische Meister der Fotokunst, zeigt seine magischen Bilder in einer Retrospektive in der Fondation Beyeler.

Daniel Weber

Jeff Wall: Fondation Beyeler, Riehen.
Bis 21. April
Katalog: Hg. Martin Schwander. Fondation
Beyeler. 248 S., 95 Abbildungen, Fr. 62.50

Es ist fast unmöglich, von Jeff Walls Bildern nicht in den Bann gezogen zu werden. Die gestochen scharfen Dias in riesigen Leuchtkästen – manche messen drei mal vier Meter – entfalten eine unwiderstehliche Präsenz. Das liegt nicht nur an ihrer «Lebensgrösse», sondern vor allem an ihrer makellosen Komposition. Augenfällig ist das bereits im Foyer der Fondation Beyeler, wo die beiden ersten Bilder der Ausstellung direkt nebeneinander hängen, das eines Esels in Blackpool und das eines Putzmanns im Mies-van-der-Rohe-Pavillon in Barcelona.

Der Esel, der stoisch in seinem Stall steht, der Mann, der stoisch seine frühmorgendliche Arbeit verrichtet: Es sind zwei Welten, die gegensätzlicher nicht sein könnten. Und doch korrespondieren sie auf wundersame Weise miteinander. «Harmonie in Dissonanz» nennt Wall diese Begegnung. In beiden Bildern ist kein Detail dem Zufall überlassen – an manchen Bildern

arbeitet Wall länger als ein Jahr. Darum ist sein Werk für einen Fotografen äusserst schmal: Nur um die 200 Bilder gibt es von dem 77-Jährigen, 55 davon sind in der Beyeler-Schau zu sehen.

Irreale Effekte

Der aus Vancouver stammende Künstler liebäugelte nach einem Studium der Kunstgeschichte zunächst mit der Malerei und dem Film, fand dann aber in der Fotografie das ihm gemässe künstlerische Ausdrucksmittel. Mit seinen grossformatigen Arbeiten, die er – sein Markenzeichen – seit Ende der 1970er Jahre wie Werbeplakate in Leuchtkästen präsentiert, wurde er zu einem der wichtigsten Vertreter der Fotokunst. Er sucht nicht wie der Reporter den richtigen Augenblick, sondern die Verdichtung, die «Aufhebung des Zeitflusses».

Ein Beispiel dafür ist «Milk» (1984), auf dem ein Mann vor einer Backsteinmauer auf dem Trottoir sitzt, in der Hand eine Papiertüte, aus der explosionsartig Milch spritzt. Der Mann wirkt erstarrt in seiner angespannten Haltung, den Arm abwehrend angewinkelt, die Hand zur Faust geballt; sein Blick ist abgewandt, sein nackter Fuss steckt in einem Schuh ohne Schnür-

senkel. Ein Obdachloser? Wieso verschüttet er seine Milch? Woher rührt seine Verbissenheit? Oder ist es Verzweiflung? Die Irritation, die vom Bild ausgeht, lässt einen nicht los.

Laut Wall selbst, der im exzellenten Katalog jedes der ausgestellten Werke kurz kommentiert, handelt das Bild «von den inneren Drangsalen eines einsam auf dem Gehsteig hockenden Individuums». Vor allem interessiert ihn aber ein formaler Aspekt: «Die Möglichkeit, ein Phänomen unmittelbar festzuhalten, das so schnell geschieht, dass wir ohne Fotografie vielleicht gar nicht erfassen würden, dass es überhaupt eine Gestalt angenommen hat.» Einen ähnlich irrealen Effekt erzielt «Boy Falls From Tree» (2010). In einem friedlichen Garten stürzt ein Junge kopfüber, mit den Armen ruderdnd, von einem Baum und wird mitten im Kampf gegen die Schwerkraft vom Bild eingefroren.

Besessen vom präzisen Arrangement jedes Details, erschafft Jeff Wall magische Bilder, in denen sich die Abgründe des Alltags öffnen. Ausgangspunkt können Kindheitserinnerungen sein – wie bei «Boy Falls From Tree» –, meist sind es – wie bei «Milk» – Beobachtungen auf der Strasse, Szenen oder bloss Gesten, die sich ihm einprägen und die er später in einem ganz anderen Kontext aufnimmt. Dafür scheut Wall keinen Vorbereitungs- und Inszenierungsaufwand. Er arbeitet mit Modellen und Darstellern, um seine Ideen, die er lieber «Intuitionen» nennt, umzusetzen. Manchmal rekonstruiert er Situationen auch akribisch in seinem Atelier. Und natürlich ist die Postproduktion zentral.

Seit den 1990er Jahren setzt Wall die Instrumente der digitalen Bildbearbeitung ein, viele seiner Werke sind Fotomontagen, in denen eine Vielzahl von Negativen kombiniert wird. Ein Beispiel dafür ist eines seiner bekanntesten Werke, «A Sudden Gust of Wind (after Hokusai)» (1993), in dem vier Menschen von einem heftigen Windstoss überrascht werden. Die Szene spielt auf dem Land, zwei Männer sind als Bauern zu erkennen, die beiden anderen tragen an diesem Ort absurd anmutende Businesskleidung. Dem Mann hat der Wind den Hut davongerissen, der Frau aus einem Aktenmappchen einen Stapel



Grossartige Dynamik: «A Sudden Gust of Wind (after Hokusai)» (1993).



Aufhebung des Zeitflusses: «Milk» (1984).

von Papieren, die hoch in den Himmel gewirbelt werden. Das von einem japanischen Holzschnitt inspirierte Bild ist von grossartiger Dynamik, mit der die unsichtbare «Hauptfigur», der Wind, für den Betrachter gleichsam physisch erlebbar wird. Anspielungen auf die Kunstgeschichte finden sich in Walls Werken häufig, ebenso wie von der Literatur inspirierte Kompositionen.

Trist und beklemmend

Die Ausstellung der auf elf Räume verteilten 55 Bilder ist in enger Zusammenarbeit zwischen dem Kurator Martin Schwander und Jeff Wall entstanden. Chronologie gibt es keine, Walls Schaffen lässt sich nicht in unterschiedliche Perioden einteilen, es ist im Gegenteil geprägt von beharrlicher Konstanz. Das zeigt sich in jedem der Säle, in denen aktuelle Bilder mit jahrzehntealten in Beziehung gebracht werden. Vielen gemeinsam ist eine gewisse Schwermütigkeit, oft sind die gezeigten Menschen Randständige, sie wirken einsam, verloren, in sich gekehrt. Die Schauplätze, Landschaften, Vorstädte, Interieurs sind meist

trist und beklemmend. Und doch strahlen die geheimnisvollen Bilder, die ja nicht dokumentieren, sondern erfinden, eine gleichsam von innen leuchtende poetische Schönheit aus.

Seine Werke nennt Wall auch «Halluzinationen», und auf keines trifft der Begriff besser zu als auf das verstörend aktuelle Meisterwerk «Dead Troups Talk» aus dem Jahr 1992. Dem

Wall scheut keinen Vorbereitungs- und Inszenierungsaufwand, um seine «Intuitionen» umzusetzen.

Titel des 4,2 mal 2,3 Meter grossen Bildes ist in Klammern beigefügt: «Eine Vision nach einem Angriff aus dem Hinterhalt auf eine Patrouille der Roten Armee in der Nähe von Moqor, Afghanistan, Winter 1986». In der Tradition eines Historienbilds komponiert Wall an einem staubigen, steinigen Hang eine Szene von grandioser Schauerlichkeit. Die dreizehn zum Leben erweckten Soldaten haben im Tod weder Ruhe

noch Frieden gefunden: Blutbesudelt treiben sie makabre Scherze miteinander, einer zeigt seine Wunden her, ein anderer hält einem Kameraden eine tote Maus vor den Mund, während ein Mudschahed seelenruhig einen Rucksack durchwühlt und zwei weitere, von denen man nur die Beine sieht, vom oberen Bildrand her ihr Werk zu betrachten scheinen.

Das Unfassbare materialisiert sich als grotesker Albtraum, im Wahnsinn des Krieges sind die Soldaten verrückt geworden. Und wie aus ihnen das Leben, ist die Farbe aus dem Bild gewichen, das fast monochrom in Grau (der Untergrund) und Braun (die Uniformen) gehalten ist. «Ich hatte das Gefühl», schreibt Wall, «dass, wenn ein Krieg in Vergessenheit gerät, dann auch Leben und Tod der Menschen, die darin umgekommen sind, dem Vergessen anheimfallen.» Sein Bild ist ein unvergessliches Mahnmal für alle toten Soldaten. Kein dokumentarisches Kriegsbild kann die Wucht dieses halluzinierter Antikriegsbildes übertreffen – es allein lohnt den Besuch der Ausstellung.



Fernsehen

Märchenstunde bei «Monitor»

Wolfgang Koydl

Der AfD-Staat – Rechtsextreme an der Macht: Monitor, ARD, 15. Februar

Glaubt man den Mainstream-Medien, steht Deutschland vor einer Machtübernahme durch Wiedergänger der NSDAP – komplett mit Deportationen, Straflagern und Berufsverboten. Das ARD-Magazin «Monitor» wollte es noch genauer wissen und riskierte mit Hilfe künstlicher Intelligenz einen Blick in die Zukunft: Wie sieht das Land unter einer AfD-Regierung aus, fragte die Redaktion den Chatbot Chat GPT. Der Auftrag kam freilich mit einem Dreh: Die KI sollte ein Drehbuch schreiben, keine Analyse. Also Fiktion, nicht Fakten. Entsprechend vorhersehbar fielen die Szenarien aus: Schauplätze – eine Moschee, eine Amtsstube, eine Redaktion – waren ärmlich, die Menschen darin niedergeschlagen. Ein bisschen Sowjetunion z.o. Nur diesmal eben rechts.

Für mehr als ein paar Sekunden reichte die Fantasie der KI aber nicht. Darum mussten die üblichen Verdächtigen mit ihrer beschränkten natürlichen Intelligenz den Faden weiter-spinnen – mit erstaunlichen Erkenntnissen. Laut Experten werde es vier Millionen Arbeitslose geben, wenn die Abschiebung von vier Millionen Migranten den Arbeitsmarkt austrockne. Und die Pressefreiheit könne die AfD jederzeit aushebeln, indem sie Medienhäuser aufkaufe. Aha, so wie die SPD mit ihrem Medienimperium Deutsche Druck- und Verlagsgesellschaft.

Drehbücher sind für Spielfilme, egal ob ein Autor oder eine KI sie verfasst. «Monitor» verbreitete also Märchen. Das ist nicht weiter schlimm. Unverantwortlich ist es, Märchen als wissenschaftliche Prognosen auszugeben. Das ist Betrug.

Theater

Feuer im Haus

Mark van Huisseling

Fahrenheit 451 – Ray Bradbury meets Radiohead: mit Alexandre Pelichet, Sarah Kappeler und Daniel Rohr. Theater Rigiblick, Zürich. Nächste Vorstellungen: 7. März und 5. April

Ein Besuch im höchstgelegenen Stadtzürcher Theater verschafft einem nicht bloss einen vergnüglichen bis eindrücklichen Abend wegen der Aufführung. Sondern auch eine Einsicht in die Untiefen der Zürcher Theaterlage beziehungsweise -misere. Man lernt als Zuschauer, dass dem Haus auf dem Zürichberg jüngst nach einem Entscheid des Präsidialdepartements die (überschaubaren) Zuwendungen der öffentlichen Hand weiter gekürzt wurden. Und dass das die Wirkung – sowie vermutlich die Ursache – davon ist, dass die Darbietungen gut und sehenswert bleiben. Mit anderen Worten: Die (von mir begründete) Regel, wonach Subventionen und Qualität im Theater diametral verlaufen (höherer Input, mehr Gratisgeld, führt zu niedrigerem Output, schwächerer Leistung), bestätigt sich.

Ein Beispiel ist die Produktion «Fahrenheit 451 – Ray Bradbury meets Radiohead», erstmals gezeigt im Herbst 2022 und seither laufend wiederholt, zurzeit einmal monatlich, wie viele Rigiblick-Aufführungen, was ein gescheiter Programmgestaltungs-Kniff ist für Darsteller und Publikum. Bei 451 Grad Fahrenheit brennt

Das alles dünkt einen innovativ, genauer gut innovativ. Nicht gekünstelt und gewürgt innovativ.

Papier; die Feuerwehr eines autoritären Staats hat die Aufgabe, Bücher anzuzünden, damit die Bevölkerung möglichst wenig weiss/liest, stattdessen möglichst viel fernsieht.

Das auf Bradburys Science-Fiction-Roman von 1953 fussende Stück wird unter der Regie von Hanna Scheuring zur szenischen Lesung. Diese kommt mit zwei Schauspielern sowie einer Schauspielerin aus, sie spielen alle Rollen und sind zudem zuständig für die Vertonung der Handlung: Wasser in einem Glas nahe am Mikrophon geschwenkt wird zum Rauschen eines Flusses. So viel zum Thema: aus der Finanznot eine Tugend machen.

Vierte Hauptrolle – oder gar die erste? – spielt die Musik der stilprägenden britischen Gruppe Radiohead, die, in meinen Ohren, das breite Band zwischen grosser Rock-Kunst und grossem Prätentios-Mist abdeckt. Doch treffsicher

wählte Daniel Rohr, Theaterchef, Stardarsteller sowie verantwortlich für zirka ein Dutzend weitere Aufgaben im Rigiblick (sowie Ehemann der Regisseurin im richtigen Leben), Songs aus, die zum Grosse-Kunst-Teil des Radiohead-Katalogs zählen. Im Tages-Anzeiger stand denn auch: «Grossartiger Einfall, Bradbury von der britischen Gruppe kommentieren zu lassen.»

Auslastung fast 90 Prozent

Der Einfall ist aber nicht bloss grossartig, er erfordert zudem Mut. Rohr ist, wie er immer wieder beweist, Musikkenner. Doch Sänger ist er keiner, jedenfalls nicht im Hauptamt oder von Haus aus. Genauso wenig wie Alexandre Pelichet, der den Feuerwehrmann spielt. Allein ans Mikrophon zu treten und «Karma Police», «The Bends» oder, natürlich, «Paranoid Android», Radioheads Hit-ähnlichstes Stück zu singen, erfordert das Füllen grosser Schuhe sozusagen – was sich beide getrauen.

Thom Yorke, Radiohead-Co-Songwriter sowie Leadsänger, ist zwar auch kein Pavarotti, doch er ist a) der Urheber seiner Lieder und b) ein Rockstar. Was Rohr hingegen ist: ein Performer und Frontmann oder, deutsch, eine Rampensau. Die Dritte auf der Bühne (abgesehen von



Vergnüglich bis eindrücklich:

den zehn überzeugenden Musikern an ihren Instrumenten), Sarah Kappeler, bringt Gesangserfahrung mit, sie war oder ist in verschiedenen Bands und Musical-Darstellerin; ihre Wiedergabe von «Creep», einem Radiohead-Frühwerk, das etwa von Züri West gecovered wurde, erhielt zu Recht reichlich Beifall.

Das alles – lobend erwähnt werden soll ausserdem das pfiffige und passende Bühnenbild, auf den schwarzen Wänden werden unter anderem Überwachungskamerabilder eines Wildwechsels gezeigt – dünkt einen innovativ, genauer gut innovativ. Nicht gekünstelt und gewürzt innovativ wie manche Produktionen anderer Häuser, des Schauspielhauses beispielsweise, dessen Auslastung in der Saison 2022/23 auf 48 Prozent und also einen neuen Tiefstand gefallen ist (Defizit: 1,4 Millionen Franken).

Man könnte lachen, wäre es nicht so traurig, wenn Daniel Rohr nach den Vorstellungen seine knapp 200 Zuschauerinnen und Zuschauer (2023 betrug die Auslastung fast 90 Prozent) bittet, Reklame zu machen für sein Theater. Die Subventionen wurden diesem nämlich zusammengestrichen mit der Begründung, der Spielplan respektive die Aufführungen seien «inhaltlich zu wenig innovativ».



Pelichet, Rohr, Kappeler (v. l.).

Film

Kaskade der Gaumenfreuden

Wolfram Knorr

La passion de Dodin Bouffant (F 2023)

von Tran Anh Hung.

Mit Juliette Binoche, Benoît Magimel

Milchig warmes Licht flutet durch Fenster und Tür in eine grosse Landküche mit mächtigen Steinablagen, massivem Herd und Öfen, in denen das Holzfeuer knistert. In gusseisernen Kesseln blubbert Wasser, in Kupferpfannen schmilzt glänzende Butter, in einer Kasserolle wird Fleisch gedreht, Kräuter werden geschnippelt, Gemüse wird geschnitten, Salat gewaschen, angeführt von der Köchin Eugénie und ihrer eifrigen Helferin Pauline. Ein fließender Arbeitsablauf ohne Worte, aber durchs Zischen, Brutzeln, Rascheln, Klopfen, Blubbern wird daraus eine akustische Kaskade sinnlicher Magie.

Denn was der Kameramann Jonathan Ricquebourg mit funktionaler Schlackenlosigkeit ins Visier nimmt, bleibt ausschliesslich auf die Vorgänge des Kochens fokussiert, und wenn Eugénie und Pauline beim Dirigat der Zubereitung ins Bild geraten, wird der Prozess zu einer Sinfonie sich steigernder Emotionalität. Es gibt, wunderbar, kaum Dialoge, nur die ineinandergreifenden Massnahmen und Vorgänge, die zu einem vollendeten Gericht hinführen. Und es fehlt, noch wunderbarer, (fast) jedwede Botschaft von abendländischer Geistestiefe. Es geht nur um Genuss.

Duftende Qualität

Etwa dreissig Minuten dauert diese furiose Exposition, ehe neben der Köchin Eugénie (Juliette Binoche) auch ein selbstbewusster Herr beim Riechen, Würzen, Abschmecken und seligen Geniessen eines fluffigen Omeletts für sein Frühstück auffällt. Er ist der Komponist jener Gerichte, die Eugénie als Interpretin in einen Geschmacksrausch verwandelt. Aber eine Köchin nach altem sozialem Muster, während im Herrenzimmer der Gatte wartet, ist sie nicht: Kochen ist für sie Freiheit, Umsetzung sinnlicher Genüsse, die in federleichten Desserts eine Gaumenfreuden-Klimax erreichen. Im Souterrain des Schlosses, der Küche, ist sie, mit ihrer Nichte Pauline, ganz bei sich, in Aromenschwelgend wie ein Chopin-Klavierzauberer in den Raffinessen seiner Etüden.

Dodin Bouffant (Benoît Magimel), Schlossherr, «Napoleon der Gastronomie» genannt, weiss das natürlich und respektiert und bewundert sie nicht nur, sondern verehrt sie zutiefst und hat ihr deshalb schon häufig Heiratsanträge gemacht. Doch mit ihrem umwerfenden Lächeln und eleganten Charme

lehnte sie immer ab; was natürlich nicht heisst, sie pflege kein intimes Verhältnis mit ihm. «Erlauben Sie, dass ich heute Abend an Ihre Tür klopfe?», fragt er. «Seit wann fragen Sie, bevor Sie an meine Tür klopfen?» «Ich bitte Sie noch einmal, Eugénie, heiraten wir!» «Wie oft, denken Sie, stellen Sie mir diese Frage noch? Ich hätte wohl kaum die Wahl, die Tür verschlossen zu halten, wäre ich Ihre Frau.»

Und das ist eigentlich schon die Handlung dieser aussergewöhnlichen Hymne auf die Kunst der Verführung durch die Sinnlichkeit des Essens. «La passion de Dodin Bouffant» ist ein Juwel unter den Kochfilmen, von denen

Eine aussergewöhnliche Hymne auf die Kunst der Verführung durch die Sinnlichkeit des Essens.

nur wenigen der Sprung über die Leinwand zu den Geschmacksnerven der Zuschauer gelingt. Dem gebürtigen Vietnamesen Tran Anh Hung, der schon in «Der Duft der grünen Papaya» (1993) Essen wie eine Messe zu zelebrieren verstand, ist dieses Kunststück geglückt. Statt eines Drehbuchautors spielte hier der Pariser Drei-Sterne-Koch Pierre Gagnaire als Berater gewissermassen die zweite Geige. Denn wo sonst in Filmen übers Kochen zumeist falsche Lebensmittel eingesetzt werden, ist hier alles echt; und das bedeutete, dass der Handlungsaufbau (vom Herd zur Spüle, von einer Arbeitsfläche zur anderen) perfekt synchronisiert sein musste. Diese Authentizität – wenn der Steinbutt in Milch gelegt und im Ofen gegart wird, der Salatkopf im kochenden Wasser blanchiert wird – gewinnt geradezu eine fassbare, duftende Qualität.

Grundlage ist der 1924 erschienene Roman «La vie et la passion de Dodin Bouffant» von Marcel Rouff, der Ende des 19. Jahrhunderts spielt und mit dem fiktiven Starkoch Bouffant eine in Frankreich derart beliebte Figur schuf, dass viele ihn für eine historische halten. Im Roman wie im Film geht es einzig um den Freigeist, der mit dem Kulinarischen eng verknüpft wird. Gagnaire kochte Menüs aus dem Roman nach, die sich auf Rezepte realer Köche wie Antonin Carême (der Koch Talleyrands) oder Auguste Escoffier berufen, und betonte den erotischen Aspekt des Kochens. Dodin wirbt mit seinen genialen Menüs um Eugénie, und sie verdreht ihm den Kopf mit der erotisch durchwirkten Umsetzung seiner Ideen.

Tran Anh Hung arbeitete nur mit einer Kamera, was jeden Kochschritt intensiviert. Das Kulinarikfest beginnt in der Natur, im Garten, wird mit Fleisch und Fisch zur ritualisierten Finesse und endet beim süssen Dessert. Am Ende steht der Tod – und zugleich mit dem Weg aus der prächtigen Landküche ins milchige Licht des Morgens wieder der Aufbruch.

Games

Freiheitskämpfer des Metaversums

Marc Bodmer

Fortnite: Battle-Royale-Shooter von Epic Games. Diverse Plattformen

Während Mark Zuckerbergs 2021 gross-spurig angekündigtes Metaversum «Horizon Worlds» Avatar-leer wirkt (geschätzte Nutzer pro Monat: 200 000), hatten Tim Sweeney und das Team von genialen Entwicklern seiner Firma Epic Games bereits eine Ecke eines möglichen Metaversums gebaut und «Fortnite» genannt. Laut der Website *Business of Apps* haben über 650 Millionen Menschen das Ballerspiel heruntergeladen, und jeden Monat jagen sich rund 126 Millionen über die digitale Insel. Doch Sweeney, der von Kindesbeinen an Games programmiert hat, hat den Rahmen längst gesprengt. Er hat aus «Fortnite» einen Ort der Begegnung gemacht, wo politische Diskussionen, Filmvorführungen und Konzerte von Stars wie Ariana Grande und Travis Scott stattfinden – zum Gaudi von Abermillionen.

Tim Sweeney wurde als jüngster von drei Brüdern 1970 im ländlichen Potomac, Maryland, geboren. Bereits mit fünf Jahren soll er Rasenmähermotoren demontiert und in seine Gokarts eingesetzt haben. Getrieben von der Frage, wie etwas funktioniert, machte er sich auch an die Analyse von Computerspielen, die er in den Spielsalons Ende der 1970er Jahre antraf: «Ich spielte Games für ein paar Stunden, bis ich wusste, was die machen und wie sie es machen», sagte er der Game-Website *Kotaku*. Danach programmierte er lieber auf einem Apple-II-Computer eigene Videospiele.

Nerd von altem Schrot und Korn

Der «seltsame Computer-guy, für den sich niemand interessierte» (Sweeney über Sweeney), brach ein paar Jahre später ein Maschineningenieurstudium ab und brachte seine Programmierleidenschaft und seinen Geschäftstrieb zusammen: Er gründete Potomac Computer Systems, später Epic Games, im Keller seines Elternhauses.

Nebst den Computerspielen entwickelte der Tüftler die «Unreal Engine», ein 3-D-Grafikprogramm, das sowohl in der Spielentwicklung als auch bei Spezialeffekten in Spielfilmen eingesetzt wird. Neben Unity ist Unreal die



Geschäftstüchtiger Tüftler: Fortnite-Erfinder Tim Sweeney.

wichtigste Grafik-Engine weltweit. Auf zwei Standbeinen, Games und Grafik-Engine, hat Tim Sweeney Epic Games zu einem Schwergewicht der digitalen Welt aufgebaut. Wer dem in Cary, US-Bundesstaat North Carolina, wohnhaften Multimilliardär – geschätzter Bloomberg-Wert über sechs Milliarden Dollar – in den letzten Jahren zugehört hat, erkennt aber nach wie vor einen Nerd von altem Schrot und Korn.

«Man kann keine freie Welt haben, wenn man online und auf den Plattformen keine Freiheit hat.»

Wobei er auch ein Faible für die Natur und fürs Wandern hat. In North Carolina hat er Tausende Hektar Wald gekauft und an Naturschutzorganisationen verschenkt.

Sweeney hatte selbst miterlebt, wie die egalitäre Utopie des Internets der 1980er Jahre vor die Hunde ging, und prangerte bereits 2015 das wettbewerbsfeindliche Verhalten von Spiele-Plattformen wie Steam, App Store von Apple und Play Store von Google an. Sie verlangen alle 30 Prozent des Umsatzes der über ihre Kanäle verkauften Games. Getragen vom Erfolg des Battle-Royale-Shooters «Fortnite», der binnen

vier Jahren für knapp 22 Milliarden Dollar Umsatz sorgte, provozierte Sweeney 2020 Apple: Er bot «Fortnite» auch ausserhalb des App-Stores an und versties damit gegen den Vertrag mit dem iPhone-Hersteller.

Vor Gericht errang er nur einen bescheidenen Teilerfolg: Apple musste seine restriktiven App-Store-Vorschriften etwas lockern. Deutlich besser erging es Tim Sweeney beim Prozess gegen Google, den er an jedem Tag – mit Ausnahme von einem – vor Ort verfolgte: «Kartellrechtliche Prozesse sind vollgepackt mit komplizierten Fakten und Beweisen. Es wäre nicht korrekt, so etwas loszutreten und dann nicht zu erscheinen. [...] Man muss dem Verfahren Respekt zollen», erklärte der Chef von Epic gegenüber dem Onlinemagazin *The Verge*. Die Geschworenen stellten sich nach kurzer Beratung hinter Sweeney und befanden im Dezember 2023, dass Google ein unrechtmässiges Monopol habe auf Distribution und In-App-Käufe von Android-Apps.

Diese Monsterprozesse gegen Giganten wie Apple und Google kosten Epic Games Hunderte von Millionen Dollar, aber Tim Sweeney hat eine Mission: Er will, dass das Metaversum nicht endet wie das Internet: «Man kann keine freie Welt haben, wenn man online und auf den



Trotz steigender Zahl der Professorinnen an den Universitäten hat sich der Begriff Doktormutter nicht durchgesetzt. Kurt Steinmann

Plattformen keine Freiheit hat. [...] Das Metaversum ist die Schnittstelle eines Wirtschaftssystems für jedermann», erklärte er dem Magazin *Fast Company*. Seine Hoffnung sind die Gamer-Gemeinschaften. «Epic hat eine mit über 600 Millionen Spielerkonten und 4,7 Milliarden sozialen Verbindungen. Microsoft hat eine riesige Gemeinschaft mit Xbox Live, Playstation hat eine, Nintendo und Steam auch. Wir möchten mit Partnern zusammenarbeiten und sie alle miteinander verbinden.» Dann wären wir dem Metaversum einen grossen Schritt näher.

Film

Düster der Stoff, glänzend die Optik

Benjamin Bögli

Leave the World Behind (USA 2023) von Sam Esmail. Mit Julia Roberts, Mahershala Ali, Ethan Hawke, Kevin Bacon und Myha'la Herrold. Auf Netflix abrufbar

Die Liste der zehn meistgeschauten Spielfilme auf Netflix ist seit kurzem um eine kleine Perle reicher. «*Leave the World Behind*» feierte Ende November Premiere; bis Mitte Februar verzeichnete der Film fast 139 Millionen Aufrufe. Wieso ist diese Produktion so beliebt? Die Qualität kann ein Kriterium sein, aber in den Top Ten von Netflix ist sie nicht unbedingt nötig: An erster Stelle steht zum Beispiel die dürre Actionkomödie «*Red Notice*».

«*Leave the World Behind*» hat tatsächlich Klasse. Getragen wird der Film von den beiden Stars Julia Roberts und Ethan Hawke – Letzterer in der überraschenden Rolle eines leicht dekadenten Englischprofessors – und dem brillanten Mahershala Ali, der seit dem Oscar-Abräumer «*Green Book*» (2018) einem breiten Publikum bekannt ist. Dessen Film-Tochter, gespielt von Myha'la Herrold, irritiert mit ihrer jugendlichen Selbstgerechtigkeit die Erwachsenenwelt und überzeugt ebenfalls. Zudem lässt Kultschauspieler Kevin Bacon in einer kleinen, aber kernigen Rolle einem beinahe das Blut in den Adern gefrieren.

Es riecht nach Apokalypse

Der Film ist ein Endzeitdrama, inhaltlich düster, glänzend in der Optik, das ziemlich realistisch ein beklemmendes Szenario schildert. Amanda (Roberts) bucht ein Wochenende lang für ihren Mann Clay (Hawke) und ihre beiden Kinder über einen Airbnb-ähnlichen Dienst spontan eine moderne Villa in ländlicher Idylle. Am ersten Abend klopft es, und der Besitzer des Hauses, George (Ali), steht mit seiner Tochter (Herrold) vor der Tür: Eigentlich sollten sie in

New York sein, doch ein totaler Blackout in der Stadt zwang sie, in ihr Haus zurückzukehren. Sie fordern nun, die Nacht in ihrer Villa verbringen zu können, obwohl diese ja eigentlich an Amanda und Clay vermietet ist.

Hier wird ein Phänomen unseres digitalen Zeitalters und der *sharing economy* umrissen, das sich wunderbar für einen Gesellschafts-Thriller eignet: Da das Geschäft über eine Onlineplattform abgewickelt wurde, hat weder der Besitzer der Liegenschaft von den Mietern eine Ahnung, noch umgekehrt – das gegenseitige Misstrauen ist riesig. Zur allgemeinen Verunsicherung hinzu kommt, dass nun Internet und Fernsehen auch im Landhaus nicht mehr funktionieren und draussen seltsame Dinge geschehen, die nach Apokalypse riechen.

«*Leave the World Behind*» entstammt dem Kreativ-Universum von Sam Esmail. Der Regisseur, Drehbuchschreiber und Produzent mit ägyptischen Wurzeln, der in New Jersey aufwuchs, hat ein Faible für dystopische Stoffe, die er nahe am Puls der Gesellschaft entwickelt. Für seine clevere Serie «*Mr. Robot*» (Sky, 2015 bis 2019) erhielt er verschiedene Auszeichnungen. Auch die zwei Staffeln von «*Homecoming*» (Amazon, 2018 bis 2020), ebenfalls mit Julia Roberts in der Hauptrolle, sind bemerkenswert. Roberts spielt darin eine Psychologin, die ein

Zur Verunsicherung hinzu kommt, dass Internet und Fernsehen im Landhaus nicht mehr funktionieren.

neues Programm für Kriegsveteranen betreute, aus Gründen, die nach und nach klarer werden, jetzt aber als Kellnerin arbeitet.

Alles funktioniert nicht perfekt bei Esmails aktuellem Netflix-Film, der auf dem gleichnamigen Roman von Rumaan Alam basiert. Die Übergänge der Handlungsstränge sind manchmal lückenhaft. Die grosse Stärke neben den erwähnten Qualitäten ist aber – das war schon bei «*Homecoming*» so – die Unberechenbarkeit der Geschichte: Man hat keine Ahnung, was als Nächstes passieren wird.



Jazz

Später Applaus für einen Teamplayer

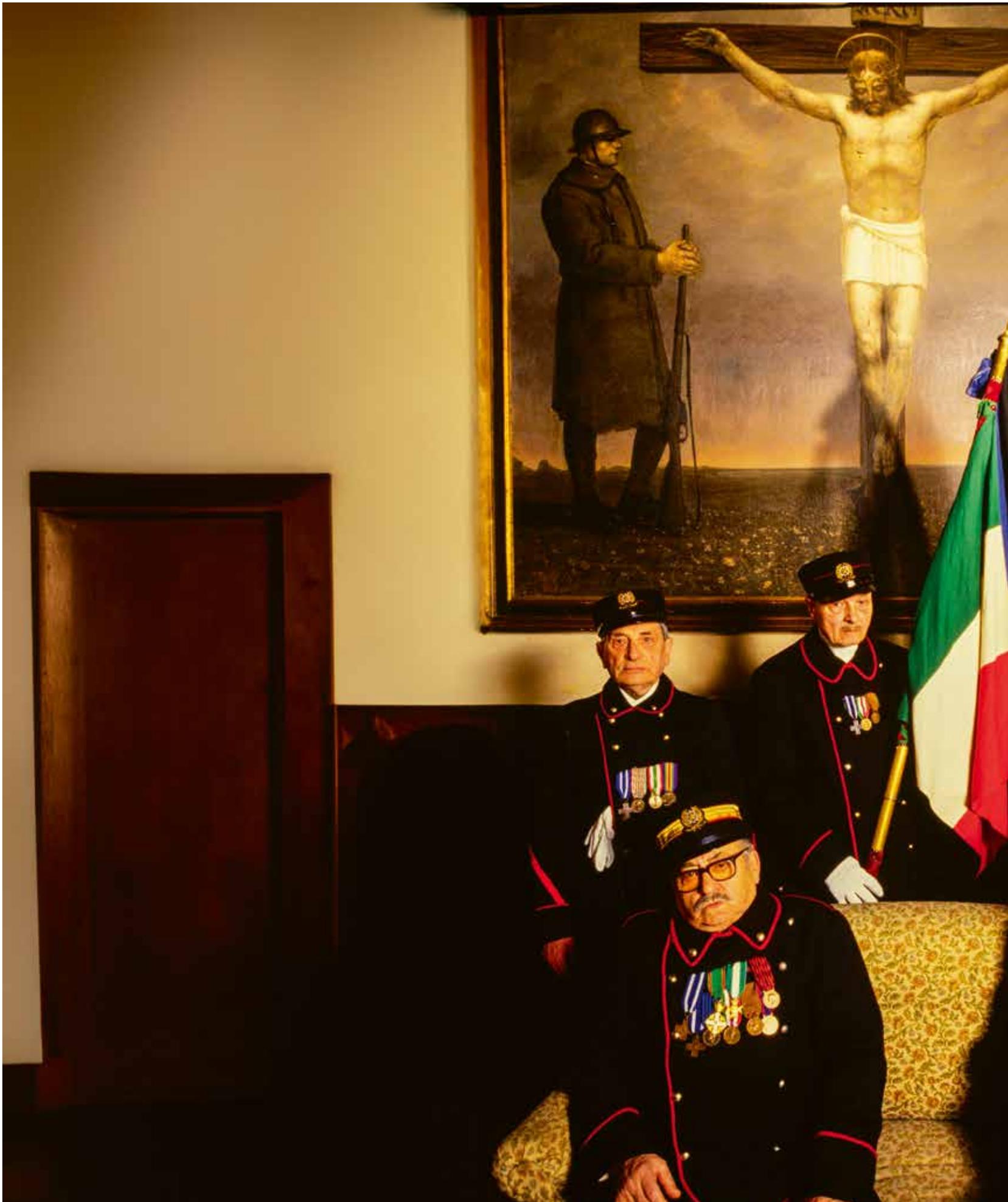
Peter Rüedi

Sonny Clark: *The Complete Sonny Clark Blue Note Sessions*. Mosaic Records 276. Stamford Connecticut. 6 CDs

Als der Pianist Sonny Clark am 13. Januar 1963 mit gerade mal 31 Jahren starb, wurde als offizielle Todesursache «Herzinfarkt» verbreitet. Der wahre Grund war eine Überdosis Heroin. Clark war einer der zahllosen Junkies im Jazz jener Epoche, in dem es von Untergehern wimmelte, Märtyrern zumal für einen Teil der *black community*. In einer beispiellosen Attacke im Fachblatt *Down Beat* sagte Archie Shepp 1965: «Ich bin der Gastgeber (*the host*) der Toten: Bird, Billie, Ernie (Henry), Sonny, die ihr, das weisse Amerika, ermordet habt durch systematische und lieblose Missachtung. *I am a nigger shooting heroin at 15 and dead at 35 ...*». Bill Evans, allerdings als Weisser an der Nadel wie Sonny Clark, widmete dem Leidensbruder im Jahr seines Todes ein Epitaph, ein Stück mit dem von ihm selbst nie aufgelösten anagrammatischen Titel «*N.Y.C.'s No Lark*» (auf dem Album «*Conversations with Myself*»).

Sonny Clark war wenig über zwanzig, als er dem Heroin verfiel. An ein Wunder grenzt, was er unter solchen Voraussetzungen vollbracht hat. Nur schon die Quantität. Allein zwischen Juni 1957 und April 1958 war er an zwanzig Sessions des Labels Blue Note beteiligt, zwischen August 1961 und Oktober 1962 an siebzehn weiteren. Unter seinem eigenen Namen erschienen allerdings gerade mal sieben LPs. Auch auf ihnen erweist er sich als Teamplayer, als diskreter Leader, der auch bei seinen eigenen Kompositionen der zahlreich versammelten Hardbop-Prominenz die Rampe überlässt: Art Farmer, Curtis Fuller, Donald Byrd, John Coltrane und vielen mehr. Sonny Clark war ein fabelhafter, ebenso sparsamer wie befeuernder Begleiter. Erlaubte er sich solistische Freiheiten (zumal natürlich im Trio-Format), ist sein Piano von einer durchsichtigen kristallinen Klarheit und organischen Selbstverständlichkeit.

So unentbehrlich Sonny Clark in seinem kurzen Leben seinen Partnern in der Blue-Note-Family war, so diskret war seine öffentliche Wahrnehmung. Als eine Art Idol wurde er erst von einer neuen Generation in den Achtzigern entdeckt (John Zorn, u. a.). Jetzt veröffentlicht Mosaic «*The Complete Sonny Clark Blue Note Sessions*». Freilich nur die unter seinem Namen veröffentlichten Titel, also die Spitze des Eisbergs, vom ersten Album, «*Dial S for Sonny*», bis zum letzten, «*Leapin' and Lopin'*». Viel Schönheit aus einem chaotischen Leben.



Al dente war einmal: Veteranenheim «Casa Militare Umberto I. per i veterani delle guerre nazionali» in Turate, Italien.



UNTERWEGS

Hotel California

Alberto Venzago

Sommerferienende.

Ich bin auf der Heimfahrt, zwischen Mailand und Como. Von der Autostrada aus ist nur der Kirchturm zu sehen. Doch es gibt sie noch, die Autobahnausfahrt Turate.

Flashback. 1986: Im Esssaal des Heims für Kriegsveteranen öffnen sich die Türen, und die müden Kämpfer schlurfen zu ihren Stammstischen. Vorbei an Vitrinen, vollgestopft mit garibaldischen Reliquien und abessinischen Erinnerungsstücken.

Ehrenabzeichen zieren ihre Uniformen. Kriegsverdienstkreuze, Dienstalters- und Tapferkeitsmedaillen. Ihre einstmals massgeschneiderten Klamotten sehen aus, als ob sie an Vogelscheuchen hängen würden.

«Buon appetito, soldati.»

Die Teller dampfen in der schlechtgeheizten Halle. Doch es riecht nicht nach Spaghetti bolognese. Es riecht nach Tod.

Überlebende Symbole eines Epos

Allein oder zu zweit sitzen sie an den kleinen Messingtischen. Ein weißes Tisch Tuch bedeckt die halbe Fläche. Offene Weinflaschen stehen neben dem Salzstreuer.

Der Mosaikboden ist kalt. Es herrscht eine Stimmung, als ob die uniformierten Soldaten und Offiziere nur für ein paar Minuten die Front verlassen hätten.

Die zahnlosen Gesichter starren auf ihre Teller. Al dente war einmal. Die eingefallenen Schultern hängen noch tiefer. Es scheint mir, als ob sie auf ein Zeichen warten würden. «Zurück in den Schützengraben. Mit Gasmaske!» Als Benito Mussolini am 13. April 1926 das Haus besuchte, lobte er die Veteranen als überlebende Symbole eines Epos. *Italia grande*.

Ich bin wieder mal ein Fremdkörper mit meiner Leica in der Hand. Ich fühle mich unwohl, wie ein Paparazzo. Der Althippie-Pazifist Venzago schämt sich für seine alten Armeevorurteile.

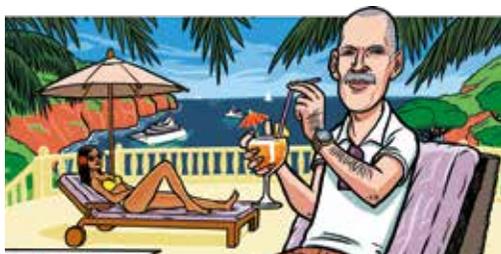
Wie skandierten wir damals gegen den Vietnamkrieg: «Tritt der Armee bei, bereise exotische Länder, triff freundliche Menschen – und bring sie um!» Das war einmal.

Junge Zivilschützer waschen Pos, beziehen eingenasste Betten neu und begleiten die wackeligen Wracks in die Dusche. Aufopferung total.

Besucher gibt es keine.

Wie hiess es noch mal im Song «Hotel California» von den Eagles? «You can check-out any time you like, but you can never leave!»

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Ich, neuerdings links

Mark van Huisseling

«Was ist ein Konservativer? Ein ehemaliger Linker, der überfallen wurde.» Diese Antwort ist zwar verkürzt, zugespitzt meinetwegen, aber nicht ganz falsch. «Und was ist ein Linker? Ein ehemaliger Konservativer, der verhaftet wurde.» Diese Erkenntnis ist von Antiheld und Wall-Street-Bond-Händler Sherman McCoy in «Fegefeuer der Eitelkeiten», dem Roman von Tom Wolfe, der 1987 erschien und den ich, nebenbei, zu lesen empfehle (oder wieder zu lesen).

Vor zwei Wochen habe ich in dieser Spalte unter der Überschrift «Meine arme Mutter» eine persönliche Geschichte aus dem aufgeladenen Feld der Altersarmut erzählt (Kurzfassung: Meine Mutter, 91, hat nur die AHV-Altersrente sowie eine kleine BVG-Rente

*Da sagt manch einer:
«Jetzt bin ich einmal
dran.»*

und ist fast vermögensfrei. Vor kurzem zog sie ins Wohnheim, allein leben ging nicht mehr, doch die Kosten kann sie nicht selbst bezahlen. Ihr Antrag auf Ergänzungsleistungen (EL) wurde abgelehnt – «kein Anspruch», weil sie kein Pflegefall ist, sondern einen Lifestyle-Entscheid gefällt hat. Und das nach einem arbeitsreichen, bescheidenen Leben. Die Geschichte löste Leserrückmeldungen aus, die ich hiermit verdanke.

Stossrichtung (der Rückmeldungen): Genau so ist's in der Praxis. Wer seinen theoretischen Anspruch geltend macht – als solcher waren EL ursprünglich gedacht –, wird auf einen

unwürdigen Hürdenlauf geschickt, bevor er eine Absage bekommt. Darum wird eine 13. AHV-Rente vielleicht mehrheitsfähig (die Abstimmung darüber findet am 3. März statt). Denn nur ein Volksentscheid sorgt dafür, dass einem Bürokraten nicht absprechen können, was man zugut hat. Obwohl im Grunde, da waren sich meine Rückmelder und (wenigen) Rückmelderinnen einig, eine AHV-Renterhöhung den falschen Lösungsansatz darstellt. Uneinigkeit herrschte dagegen darüber, ob es richtig sei, die Angehörigen in die Verantwortung zu nehmen für Fehlbeträge ihrer Alten – ja, individuelle Solidarität nach Kräften, eben liberal statt etatistisch (Artikel 6 der Bundesverfassung), meinte einer (dort steht allerdings «jede Person nimmt Verantwortung für sich selber wahr»). Nein, Sippenhaftung steht ausser Frage, fanden andere.

So weit, so kausal zusammenhängend. Doch die meisten lieferten darüber hinausgehende Meinungsbeiträge. Zusammengefasst: Es wird für alles und jeden von Bern Geld gegeben (Asylanten, Ukrainer, Entwicklungshilfe et cetera), um international gut dazustehen. Bloss für die eigenen Alten reicht es nicht. In MVHs Privatarbeiterkassensystem steckt zudem ein weiterer Pfeil – Gutverdienerinnen und -verdiener, die nach Stellenverlust, oft auch wegen freiwilliger Kündigung ohne Not, eine Zeitlang weiterkassieren, als stünden ihre Namen auf einer privaten Payroll und nicht in den Registern der regionalen Arbeitsvermittlungszentren. Klar, das V in ALV kommt von «Versicherung». Dennoch missfallen mir einzelne Taggeldbezüger, mit denen ich bekannt bin, die ihre Rolex vom Arm nehmen, bevor sie ins RAV fahren (mit dem SUV), und danach im Restaurant erzählen, der Umgang mit der Beraterin von der Behörde sei sehr zivilisiert und man müsse sich auch nicht gross um Jobs bewerben, sich zu bemühen reiche anfangs aus – «und der Lunch mit dir ist schon eine Bemühung».

Retour zur 13. AHV-Rente. Die Zustimmung ist auch bei bürgerlichen Wählern hoch, stand in der *Neuen Zürcher Zeitung* (am 10. Februar), das sei erklärungsbedürftig. Die Erklärung liefert Oliver Zimmer, ein liberaler Historiker, ebendort: Ökonomisch verhalte man sich kurzfristig rational und maximiere seinen Nutzen, «wenn man sechzig oder älter ist, gibt es rational kaum ein Argument da-

gegen». In der Vergangenheit hingegen übernahmen die Bürger Verantwortung und handelten ordnungspolitisch. Doch das ändere sich jetzt, möglicherweise, vielleicht da der Staat jüngst ziemlich freigebig mit Milliarden umgegangen ist, etwa gegenüber Banken und Stromkonzernen. Da sagt manch einer: «Jetzt bin ich einmal dran.» Die Weitsicht der Stimmbürger, sagt Historiker Zimmer, wurde bisher quasi als Naturgesetz betrachtet, man hatte einen Gesellschaftsvertrag. Es gibt aber Anzeichen, dass sich dieser auflöst.

Mit anderen Worten: «Was ist ein Linker? Ein ehemaliger konservativer Leistungsträger, der Geld, das ihm theoretisch zusteht, vom Staat haben wollte.»



UNTEN DURCH

Der nächste Tag kommt und kommt nicht

Linus Reichlin

So müde. Seit fünf Nächten nicht mehr richtig geschlafen. Weiss auch nicht. Kann am neuen Bett liegen. Kann an der neuen Wohnung liegen. Kann am Hund liegen. Liegen, liegen! Was für ein schönes Wort! Lie-gen. In Kombination mit dem Schlafengehen führt das Liegen zum tiefen Schlaf. Aber nur in der Theorie der Professoren von der Hochschule für angewandtes Schnarchen. Vorgestern konnte ich mal kurz einschlafen, erwachte dann aber von meinem Schnarchen. Ich hasste mich. Ich hätte mich am liebsten aus dem Schlafzimmer geworfen. Stattdessen warf ich den Hund raus. Ich schloss ihn in der Waschküche ein, damit ich sein herzzerweichendes Winseln nicht hörte. Stopfte mir Schaumgummi in die Ohren und versiegelte alles mit Heisswachs. Überlegte mir, mir am nächsten Tag den Hörnerv chirurgisch entfernen zu lassen. Aber der nächste Tag kam

und kam nicht. Lag im Bett und hörte durch die Heisswachsversiegelung das Ticken des Weckers. Tick. Tick. Tick. Jedes Tick stand für ein Jahrhundert des Schlaflos-im-Bett-Liegens. Die Jahrhunderte wurden zu Jahrtausenden. Ich sah Zivilisationen kommen und gehen. Pflanzen lernten sprechen, und eine künstliche Intelligenz verfiel dem Alkohol. Es wurde epidemisch. Besoffene künstliche Intelligenzen vernichteten die Menschheit so, wie wir im Suff nachts eine Katze überfahren.

Und es war noch nicht mal halb vier. Tick. Tick. Ich versuche es mit Entspannung durch Onanisation. Onanutan. Ich war so müde, ich wusste nicht mehr, wie es richtig heisst. Und ich konnte es auch nicht mehr richtig machen, knetete eine halbe Stunde lang irrtümlich den Gummiknochen, den der Hund in meinem Bett vergessen hatte. So war das gestern oder vorgestern oder weiss nicht, die Jahrtausende verwischen sich, eins ist wie das andere. Heute war es aber ganz schlimm, musste in einer Sitzung sitzen. Hatte mir vorher einen Besenstil hinten ins Hemd gesteckt, damit ich im Stuhl nicht vor Müdigkeit vornüberkippte.

Der Chef sagte: «Reichlin, wir warten hier alle auf deinen Input!» Er sagte es mit einer so sanften, hypnotisierenden Stimme, dass ich, steif wie ein Besenstil, ganz langsam nach rechts umkippte. Dreissig Sekunden lang konnte ich schlafen! Dann merkten die Kollegen an meinem Schnarchen, dass ich keinen Infarkt hatte. Enttäuscht und wütend begannen sie mich wachzurütteln. Hatte von Al Pacino geträumt, Al Pacino, der irgendwo in Alaska eine Schlafpille fand, aber ein Bär frass sie ihm weg. Mein Arzt hat mir zu Beginn meiner Schlaflosigkeit eine Schachtel des Schlafmittels Stilnox verschrieben. Aber ich gehöre zu den 1-von-1 000 000-Patienten, bei denen Stilnox zu spontanen Geschlechts-

Der Chef sagte: «Reichlin, wir warten hier alle auf deinen Input!»

umwandlungen führt. Werde nach der Einnahme binnen zwanzig Minuten zur Frau und fange an, Demos gegen Rechtsextremismus zu organisieren. Als Frau kann ich vor Sorge über den Rechtsextremismus natürlich erst recht nicht einschlafen. Liege die ganze Nacht wach

und warte darauf, dass meine Brüste wieder verschwinden. Man sagt immer, Napoleon sei mit nur vier Stunden Schlaf ausgekommen. Man vergisst zu erwähnen, dass er während der Schlacht bei Waterloo eingeschlafen ist. Wird mir beim Überholen auf der Autobahn auch mal so gehen. Im Auto könnte ich gut schlafen, aber man darf ja nicht. Alles, was gut funktioniert, ist verboten. Habe gelesen, dass zehn von acht Leuten unter Schlafmangel leiden. Dann hab ich's nochmal gelesen, und jetzt stand, dass es acht von zehn Leuten sind. Ich muss jetzt alles dreimal lesen, bis ich weiss, was ich gelesen habe, und wenn jemand im Tram sagt: «Was für ein schönes Wetter heute!», muss ich dreimal aus dem Tramfenster schauen, um zu merken, dass es nicht regnet. Danach lege ich mich ins Bett und versuche es mit Gewalt. Schlage mir ins Gesicht und brülle: «Schlaf! Los! Schlaf! Na los!!»



SEX Auswirkungen von Dating-Apps Dania Schifftan

Liebe Dania, haben die Leute seit dem Aufkommen von Dating-Apps eigentlich mehr Sex?

R. M., Wädenswil

Ich denke, das ist nicht generell zu beantworten, denn es kommt ganz auf den einzelnen Menschen an. Studien finden immer wieder heraus, dass Menschen, die in festen Partnerschaften leben, insgesamt – also zum Beispiel über ein Jahr betrachtet – mehr Sex haben als Singles. Mit dem Aufkommen von Dating-Apps hat sich auch gesellschaftlich viel geändert. Sexualität ist kein Tabuthema mehr, sondern etwas, über das man viel mehr spricht als früher. Dating-Apps sind eine kom-

plett neue Art und Weise, einen potenziellen Partner zu finden. Doch mehr Sex durch Dating-Apps? Ich weiss es nicht. Für die einen Menschen hat die Möglichkeit, leicht neue Menschen kennenzulernen, das ganze Dating extrem vereinfacht. Bei den meisten

Das erhöht die Möglichkeit, dass es beim Live-Date auch wirklich funkt.

Apps wird eine Vorauswahl getroffen aus Leuten mit ähnlichen Interessen und Präferenzen. Das erhöht die Möglichkeit, dass es beim Live-Date auch wirklich funkt und vielleicht sogar zu sexuellen Aktivitäten kommt. Menschen können sich ausprobieren und in kurzer Zeit mehr erleben, dadurch haben sie sicher auch mehr Sex. Andere Menschen probieren Online-Dating zwar aus, stellen jedoch ernüchtert fest, dass es sie stresst. Sie tun sich schwer damit, sich wildfremden Menschen zu öffnen und Vertrauen aufzubauen. Wer mit hohen Erwartungen gestartet ist, wird vielleicht enttäuscht und nimmt es persönlich, wenn es mit dem Finden des Traumpartners oder dem Sex eben doch nicht klappt. Sicher haben Dating-Apps viele, viele Vorteile für Menschen, die ihren Radius vergrössern wollen und sich darauf einlassen. Doch es gibt kein allgemeingültiges Rezept und deshalb auch keine Antwort darauf, ob die Nutzung von Apps zu mehr Sex verhilft.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an
dania@weltwoche.ch



Die grosse Zalandoisierung



Globale Reichweite: Taylor Swift am Super Bowl.

Die Globalisierung ist politisch aus der Mode gekommen. Nationalstaat und Souveränität sind die Programme der Dekade. Kulturell gilt das Gegenläufige. Zu beobachten ist eine eigentliche Zalandoisierung des Alltags. Halloween hat es über die Konfessionsgrenze des Katholizismus gebracht. Der Black Friday avancierte nach Thanksgiving zum internationalen Fixtermin. Das chinesische Neu-

jahr im Februar expandiert stetig, und das American-Football-Ereignis schlechthin, der Super Bowl, ist in Europa nicht mehr zu ignorieren. Der Super Bowl wächst zwar seit Jahren und setzt mittlerweile 600 Millionen Dollar an Werbegeldern um. Die schiere Anwesenheit von Taylor Swift, des grössten Popstars dieser Zeit, beschleunigt die Präsenz vor einem globalen Publikum. Die Aufmerksamkeit für das

Football-Finale ist bemerkenswert. Trotz Fragmentierung durch Streaming vermag ein Live-Ereignis immer noch eine Gesellschaft vor dem Fernseher zu versammeln. Und auch der «long tail» im Musikgeschäft produziert immer noch globale Superstars.

David Schärer ist Marketing- und Werbe-Experte.

PEANUTS
by SCHÄRER



Villa der 175 Urenkel

Wieder einmal soll ein Anwesen zum teuersten in Amerika werden. Was macht es aus?

Die Westküste Floridas hat einen romantischen Mehrwert gegenüber dem viel höher frequentierten Osten: Man sieht die Sonne untergehen. Der Küstenort Naples ist zudem berühmt für seine endlos langen, mit feinstem weissem Sand bedeckten Strände. Und hier, am Golf von Mexiko, steht derzeit ein Anwesen für 295 Millionen Dollar zum Verkauf. Falls es für diesen Betrag den Besitzer wechseln würde, wäre es die teuerste private Wohnimmobilie Amerikas. Dass die Preise jedoch purzeln können, haben wir an dieser Stelle schon ein paarmal beschrieben; zuletzt, als es um die Casa Encantada in Los Angeles ging. Ursprünglich für 250 Millionen Dollar ausgeschrieben, ist sie nun für 195 Millionen Dollar zu haben.

Noch gehört die prächtige Anlage mit privatem Jachthafen im Westen Floridas der Familie Donahue. John Donahue, ein Investmentmanager aus Pittsburgh, kaufte das rund 1,7 Hektar grosse Grundstück 1985, auf dem damals bloss eine Fischerhütte stand, für eine Million Dollar. Er begann zu bauen und es zu erweitern. Auf insgesamt etwas mehr als 24 Hektar errichtete er drei Häuser; das 1989

entstandene Hauptgebäude hat eine Fläche von zirka tausend Quadratmetern, der Strandabschnitt misst 500 Meter. Wenn es jemanden gab, der einen Familiensitz solchen Ausmasses tatsächlich gebrauchen konnte, dann sicher Donahue. Der gläubige Katholik, der 2017 starb, hatte zusammen mit seiner Frau Rhodora, seiner Jugendliebe, die siebzig Ehejahre überstand, nicht weniger als dreizehn Kinder. Diese bescherten ihm 84 Enkel, die Zahl der Urenkel stieg mittlerweile auf sage und schreibe über 175 an. Das bedeutet auch, dass sich an den Wochenenden jeweils hundert Familienmitglieder oder mehr bei den Donahues in Naples treffen. Zu einem Familienausflug einer anderen Dimension kam es, als die Donahues anlässlich ihres 50. Hochzeitstages Mitte der neunziger Jahre mit etwa hundert Kindern und Enkeln nach Rom reisten, um den Papst zu treffen.

Als Rhodora fünf Jahre nach ihrem Mann 2022 starb, entschlossen sich ihre Nachkommen, das riesige floridianische Anwesen zu verkaufen. «Wir haben es alle genossen, aber es ist mehr oder weniger an der Zeit, weiterzuziehen», erklärte Bill Donahue, der Sohn von John und Rhodora, im *Wall Street Journal*.



Am Anfang war eine Fischerhütte: Prachtanlage in Naples, Florida.



THIEL

Entnazifizierung

Ein Drama in drei Akten über den post-klimatischen Faktenkollaps im Zuge des aussenpolitischen Klimafeminismus im frühen 21. Jahrhundert

Die Personen der Handlung:

Ostukrainer
Westukrainer
Russe
Westler

Die Orte der Handlung:

Irgendwo in der Ukraine
Irgendwo in Russland
Irgendwo im Westen

1. Akt

Irgendwo in der Ukraine

Ostukrainer: Ihr seid alle Nazis!

Westukrainer: Nein, ihr seid die Nazis!

Ostukrainer: Seid ruhig oder haut ab, ihr Nazis!

Westukrainer: Haut doch ihr ab, ihr Nazis!

Ostukrainer: Wenn ihr nicht endlich Ruhe gebt, holen wir Hilfe, ihr Nazis!

Westukrainer: Nein, wir holen Hilfe, wenn ihr nicht Ruhe gebt, ihr Nazis!

Beide Ukrainer: Hilfe! Hilfe! Befreit uns von diesen Nazis!

2. Akt

1. Aufzug

Irgendwo in Russland

Russe: Wir müssen die Ukraine von den Nazis befreien!

2. Akt

2. Aufzug

Irgendwo im Westen

Westler: Wir müssen die Ukraine von den Nazis befreien!

3. Akt

Irgendwo in der Ukraine

Ostukrainer: Dort sind die Nazis!

Westukrainer: Das sind die Nazis!

Russe: Alle auf die Nazis!

Westler: Nehmt das, ihr Nazis!

Beide Ukrainer: Aua! Aua! Aua!

Andreas Thiel



Bereit: «Les Trois Rois»-Starkoch Peter Knogl («Cheval Blanc»).



Aufgestellt: Komiker Massimo Rocchi.



Ruhe vor dem Sturm: schlafende Larve in Basel.



Gutgelaunt: Barbara und Thomas Amstutz, CEO Feldschlösschen.



Munter in den Morgen: eine der 430 Cliques am «Morgestraich».

BEI DEN LEUTEN

Vorwärts marsch!

Die Basler feierten am «Morgestraich» den Auftakt ihrer Fasnacht ausgelassen.

André Häfliger

Los ging es wie immer um vier Uhr morgens. Das Wetter war bei Temperaturen um acht Grad mild. Die Innenstadt war voll, an der Schneidergasse oder am Barfüsserplatz zeitweise kein Durchkommen mehr. «Was für eine herrliche Tradition», schwärmte **Philippe D. Clarinval**, General Manager des Fünfsternehotels «Les Trois Rois». Feldschlösschen-CEO **Thomas Amstutz** doppelte nach: «Die Stimmung ist einzigartig.» Am Nachmittag dann das sogenannte Cortège, der Umzug mit über 430 Gruppen. Jede Clique stellte mit riesigen Laternen ihr Sujet vor, bei dem sie sich über ein aktuelles Thema lustig macht.

Ab dann wurden die «drey scheenschte Dägg im Joahr» genossen. Es gibt drei traditionelle Mahlzeiten: die Mehlsuppe, die «Zibelewaie» und die «Käswaie», zu der ein Bier oder ein Glas Weisswein gehört. An jeder Ecke steht auch ein Wurststand, wo man natürlich die besten «Klöpfer» (Cervelats) essen kann. Spitzenköchin **Tanja Grandits** vom berühmten Restaurant «Stucki»: «Auch kulinarisch ist die Fasnacht hier top.» **Bernhard Heusler**, ehe-

maliger Präsident des FC Basel, hatte eine kurze Nacht. Er stand dreimal im Einsatz, beim Swiss Leaders Club sowie bei zwei Cliques: «Für einmal ging ich vor dem «Morgestraich» schlafen.» Weiteres buntes Treiben gab es am Dienstagabend auf dem Marktplatz, dem Barfüsserplatz und dem Claraplatz. Überall konnte man sich witzige Schnitzelbängg anhören. «Wir lachen uns immer kaputt», sagte der in Basel wohnhafte Luzerner Kabarettist **Emil Steinberger**. Er ist Götti von **Claude Rasser** vom Fauteuil- und Tabourettli-Theater. Dort wird die Fasnacht mit den bekannten Pfyfferlis gefeiert.

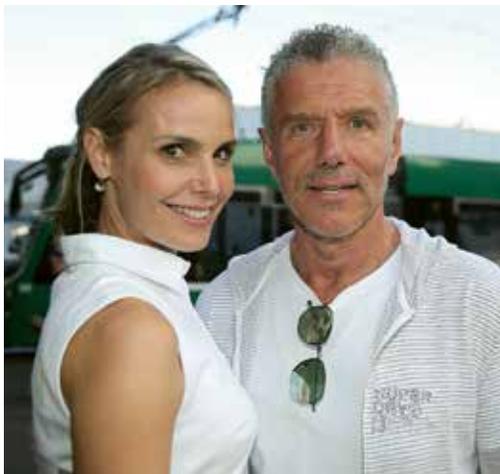
«Die Fasnacht hier ist ein fantastisches Volksfest für alle», sagte Starkomiker **Massimo Rocchi**. «Man muss das erlebt haben», ergänzte Unternehmer **René Kamm**. Schweiz-Tourismus-Chef **Martin Nydegger**: «Das fröhliche Treiben überall in der Schweiz gehört zur Gastfreundschaft unseres Landes.» Den höchsten Besuch gab es bei der Basler Regierung: SP-Bundesrat **Beat Jans** war im Rathauskeller. «An der Fasnacht werden immer auch schöne Kindheitserinnerungen wach», erklärte der Justizminister.



Tradition: Pfyfferli-Ensemble im «Fauteuil» mit Theaterchefin Caroline Rasser (Mitte, sitzend).



Fasnachtsfeier: Regierungsrat C. Cramer, M. Tissafi (EDA), Staatssekretärin H. Budliger Artieda, Bundesrat B. Jans, Regierungsvize L. Engelberger, M. Spoljaric (IKRK), Ständerat A. Caroni.



Fasnacht-Fans: Nadja und René Kamm, Unternehmer.



Chef beim Frühstück: Martin Nydegger, CEO Schweiz Tourismus.



Stolz: Philippe D. Clarinval, General Manager «Les Trois Rois».



Vergnügt am «Morgestraich»: Zirkusartist «Maycolino» Knie stimmte sich mit Tischtennis ein.



Seit 25 Jahren verheiratet: Niccel und Kabarettist Emil Steinberger.

Sorgsamer Umgang mit einem Traditionslokal

Bodega Española, Münstergasse 15,
8001 Zürich. Tel. 044 251 23 10

44 Jahre hat die Familie Winistörfer die «Bodega Española» in der Zürcher Altstadt geführt und sie stets im gleichen Sinn und Geist durch die Wandlungen der Zeit gebracht. Nun hat sie das Lokal an Markus und Daniela Segmüller weitergegeben, die es in ihre «Collection» von Restaurantbetrieben eingliederten, welche über weite Teile – man denke nur an das «Sablier» im Circle am Flughafen – sehr dem Zeitgeist verpflichtet sind. Aber ein Besuch in der «Bodega» ist wie ein Heimkommen: Sympathisch empfangen wird man vom Spanier David Salvany Martínez, da haben die Segmüllers schon mal etwas richtig gemacht. Man kennt den Geschäftsführer vom «Greulich» und vom «Clouds», und er passt perfekt in die «Sala Morisca» der «Bodega». Zudem



wurde die Erneuerung der Tapas-Bar im Erdgeschoss und des Restaurants im Obergeschoss mit grosser Feingefühligkeit vorgenommen: Allfälliger Staub der letzten Jahrzehnte mag – so es ihn denn gab – entfernt worden sein, nicht aber die Patina, die das Haus so einmalig macht.

Das kulinarische Angebot hat Anpassungen erfahren, aber auch hier hat keine Revolution stattgefunden. Wir haben uns zum Einstieg die vier ersten Vorspeisen auf der Karte bringen lassen: Pimientos de Padrón, Paleta Ibérica mit

gerösteten Mandeln und Tomatenbrot, Embutidos (Aufschnittplatte) und Calamares nach römischer Art: alles hervorragend.

Der «Tagesfisch», eine Dorade aus dem Ofen mit einigen Gambas und Kartoffeln, war gut, «Samfaina», eine Couscous-Variation mit Auberginen, Zucchetti, Peperoni und Tomaten – hübsch in einem kleinen Tajine serviert –, hatte es nicht leicht, weil wir das bei uns zu Hause sehr häufig kochen; noch schwerer hatte es eine Sepia a la plancha, deren Konsistenz genau dem Vorurteil entsprach, das wir fast alle in uns tragen: Da muss Herr Martínez seinen Küchenchef einmal in die «Metzg» im Seefeld schicken, um zu lernen, wie man das perfekt macht. Begeisternd wiederum waren eine Crema catalana und auch die Orangen im Moscatel – wir haben sie ohne Zimt bestellt –, sie gefielen uns sehr. Zudem hat uns ein vorzüglicher Rioja – eine Empfehlung des Hauses – elegant durch die Hauptgänge begleitet.

WEIN / PETER RÜEDI

Bordeaux trifft Douro

Roquette & Cazes Douro Doc 2020.
14,5 %. Paul Ullrich, Münchenstein. Fr. 20.50.
www.ullrich.ch

Ein Joint Venture zweier bedeutender Weinproduzenten muss ja nicht unbedingt eine Elefantenhochzeit sein oder der Euphemismus für eine Übernahme. Der Wein, der auf der Etikette die Namen der beiden Partner trägt, «Roquette & Cazes», ist tatsächlich das glückliche Resultat zweier Gleichberechtigter. 2002 entschlossen sich Jorge Roquette und Jean-Michel Cazes zu einem Pas de deux. Der eine war der Eigentümer eines unter Kennern des portugiesischen Weins und insbesondere der neuen Szene am Douro bekannten Weingutes mit dem Namen Quinta do Crasto. Der andere ein Superstar weit über Bordeaux hinaus, wo in Pauillac sein renommiertestes Gut stand, das hochdekorierte Château Lynch-Bages (bei Weinfreunden in aller Welt bekannt als eindrucklichstes Exempel dafür, wie überholt das immer noch angewandte Bordeaux-Klassement von



1855 ist: In dem figuriert Lynch-Bages als Cinquième Cru Classé, sein wahrer Rang indes ist heute mindestens der eines Deuxième Cru). Cazes, im Juni 2023 im Alter von 88 Jahren verstorben, managte neben dem eigenen Familienbesitz (weitere Bordeaux-Châteaux wie Ormes de Pez und Güter im Languedoc oder in Châteauneuf-du-Pape, u. a.) das gewaltige Wein-Portefeuille des Versicherungsriesen Axa. Kurz: Von Cazes kommt der internationale Glanz des Joint Ventures, von Roquette die Substanz: die Reben von der Quinta do Crasto und der Quinta da Cabreira am oberen Douro. Zumal im Keller aber arbeiten Crasto-Önologe Manuel Lobo und Daniel Llose von Lynch-Bages eng zusammen. Was tatsächlich zu einer Art stilistischer Fusion zwi-

schen Duero und Bordeaux führte. Oder zu einer Bordeaux-Verneigung vor den grossartigen Möglichkeiten des Duero-Terroirs.

In der Version aus dem nicht einfachen Jahr 2020 (warmer Winter mit viel Regen, früher Austrieb, grosse Hitze im Juli) ist der Roquette & Cazes eine wunderbar harmonische Cuvée aus den eingeborenen portugiesischen Sorten Touriga nacional (60%) und Touriga franca (25%) und einem kleinen Anteil Tinta roriz (so wird die Tempranillo am Douro genannt): rotfruchtige, feinwürzige Aromen in der Nase, am Gaumen tief und lang, mit weichen Tanninen und guter Struktur und, bei allem Charme, spürbarem Biss vom Schiefer und Granit, in dem die Reben wurzeln. Dicht und lang. Ein Wein, mit dem man sich eine Weile beschäftigen kann. Er hat mehrere Ebenen. Er plaudert seine Geheimnisse nicht beim ersten Schluck aus, weist aber auch jene nicht spröde ab, die in einem Wein nicht das Rätsel suchen, sondern das voraussetzungslose pure Vergnügen. Das liefert der Roquette & Cazes. Mit langem Nachhall.

Gott der Kurven

Der neue Mercedes-AMG GT 63 ist ein fahrender Schaukasten des heute technisch Möglichen im Sportwagenbereich.



Es gibt Kurven, die vergisst man nie. Als ich kürzlich nach dem Mittagessen in der «Taverne zum Schäfli» in Wigoltingen TG weiter nach St. Gallen fahren wollte, wählte ich nicht den Weg über die Autobahn, denn die Ostschweiz hat auch in Sachen Landstrassen viel zu bieten. Wenn man sich nicht so gut auskennt in einer Gegend, können Kurven, sagen wir mal, schnell herausfordernd werden. Zum Glück erwies sich das mattblau lackierte Mercedes-AMG GT63 Coupé, das ich an diesem Tag fuhr, als segensreicher Gott der Kurven.

In jenem Moment nämlich, als die Biegung der Landstrasse sich überraschend als sogenannte Hundskurve erwies, die unvorhersehbar einen enger werdenden Radius hat. Für fast jedes andere Auto wäre hier nur noch ein beherzter Tritt aufs Bremspedal die adäquate Reaktion gewesen, beim neuen sportlichen Coupé aus Affalterbach brauchte es nur etwas Mut und eine Vierteldrehung am Lenkrad.

Das Mercedes-Coupé ist ein fahrender Schaukasten des technisch Möglichen im Sportwagenbereich, und als erklärter Freund des Fortschritts bin ich gern bereit, mir von intelligenten Systemen beim Fahren helfen zu lassen: Eine mitlenkende Hinterachse, eine ausgeklügelte Radaufhängung, welche Wankbewegungen eliminiert, ein variabler Allradantrieb sowie raffinierte Aerodynamikmassnahmen am Heck und Unterboden sorgen in der Summe dafür, dass die selbstentfachte Dynamik des Wagens sehr lange kontrollierbar bleibt. So viel Ingenieurskunst hat einen Preis, ein gut ausgestatteter GT kostet so viel wie eine Ferienwohnung in Süd-

europa, und das Gewicht des Fahrzeugs beträgt fahrbereit fast zwei Tonnen.

«Wie ist es, ein Auto zu fahren, welches wirklich versucht, dich umzubringen?», fragte der britische Fernsehstar Jeremy Clarkson («Top Gear») in seinem Buch «Round the Bend». Es gibt diese Autos, denen man nie so recht trauen kann. Mir hat sich der Reiz davon allerdings nie erschlossen. Wahrscheinlich geht mir einfach diese Mischung aus Risikobereitschaft und Todessehnsucht ab, die es braucht, um den letzten Teil des vielzitierten Grenzbereichs zu erschliessen.

Der neue GT von Mercedes-AMG ist kein Auto, das einem nach dem Leben trachtet, sondern vielmehr der perfekte Sportwagen für jeden Tag. Ziemlich bequem und entspannt über die Autobahn zu rollen, ist damit ebenso angenehm, wie es eben unvergesslich ist, damit durch Bögen zu ziehen – untermalt von einem sorgfältig komponierten Motorensound, der perfekt die Möglichkeiten des Doppelturboaggregats zum Ausdruck bringt. Es gibt im GT jetzt sogar zwei klappbare Notrücksitze und einen erstaunlich grossen Kofferraum, umfassende Assistenzsysteme und insgesamt keinen Grund, noch ein anderes Auto zu fahren, solange man die Freude an Kurven nicht verloren hat.

Mercedes-AMG GT63 4MATIC+ Coupé «Executive Edition»

Motor/Antrieb: 8-Zylinder-V8-Doppelturbo, 9-Gang-Speedshift, Allradsystem; Hubraum: 3982 ccm; Leistung: 585 PS / 430 kW; max. Drehmoment: 800 Nm / 2500–5000 U/Min; Verbrauch (WLTP): 14,1 l / 100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 3,2 sec; Höchstgeschwindigkeit: 315 km/h; Preis: Fr. 203 900.–; Testwagen: Fr. 241 036.–

OBJEKT DER WOCHE

Musik ums Ohr

Shokz Open Run Pro
Für Fr. 158.– erhältlich

Der vielleicht beste Kopfhörer für Leute, die beim Sport individuell beschallt werden wollen, kommt derzeit von der amerikanischen Firma Shokz. Der Vorteil dieser Mini-Lautsprecher ist nicht unbedingt der Klang, sondern die Handhabung. Sie lassen sich um den Kopf oder ums Ohr herum fixieren, bleiben also an Ort und Stelle, sind wasserfest und federleicht. Eine Besonderheit hebt den «Open Run Pro» aber zusätzlich von den Kopfhörern, wie sie die meisten kennen, ab.

Er funktioniert mit der sogenannten Knochenschalltechnologie. Im Unterschied zur herkömmlicheren Luftleitung, welche den Schall durch die Luft in die Gehörgänge bringt, umgehen die Wellen hier das Trommelfell und werden über den Knochen des Innenohrs übertragen. Das heisst auch, dass weder eine Muschel das



Ohr zudeckt, noch ein Stöpsel ins Ohr geführt werden muss. Das Gehör nimmt also Geräusche um einen herum besser wahr. Dies führt zu mehr Sicherheit beim Ausüben des Sports in der Öffentlichkeit wie Joggen oder Velofahren und erhöht zum Beispiel im Fitnesscenter die Kommunikationsfähigkeit. Punkto Klangqualität muss man bei dieser Technik allerdings leichte Abstriche machen. Die tiefen Töne verpuffen tendenziell; beim «Open Run Pro» erreichen die Bässe aber kein schlechtes Niveau.

Benjamin Bögli

Bettina Dieterle, Kabarettistin

«Nichts tun, die Situation klärt sich von selber», ist der beste Ratschlag, den die Baslerin je erhalten hat; sie fürchtet sich vor den Rechten – und glaubt an die Liebe.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Bettina Dieterle: Die tapfere Heldin des Alltags, die Kinder erzieht, Alte pflegt, im Spital arbeitet und zu wenig Lohn dafür bekommt.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Dieterle: Dass weniger mehr ist.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Dieterle: Manchmal zu wenig und manchmal genug. Die AHV wird nicht reichen. Was für eine Schande für ein so reiches Land.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Dieterle: Klarheit, Fantasie und Humor und wenn ihn eigenständige Frauen nicht schrecken.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Dieterle: Dass rechtes Gedankengut unsere Demokratie zerstört. Wir wissen in Europa sehr genau, was Rassismus und Antisemitismus anrichten.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Dieterle: Während der Lektüre von Carolin Emckes Buch «Von den Kriegen». Sie beschreibt klug und präzise den Horror. Schade, haben wir aus all den Abscheulichkeiten, zu denen wir fähig sind, nichts gelernt.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Dieterle: Kompetente Menschen, die sich wirklich für das Wohl aller in diesem Land einsetzen, und keine Patrioten, die mir erklären, was Heimat bedeutet.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Dieterle: Ich glaube an die Liebe!

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Dieterle: Je nach Vorlage SP, Grüne oder AL.

Weltwoche: Wann hatten Sie das letzte Mal Sex?

Dieterle: Doofe Frage, weiter ...

Weltwoche: Welches Lied können Sie immer wieder hören?

Dieterle: «Trouble of the World» von Mahalia Jackson.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Dieterle: Dass Donald Trump morgen ins Gefängnis muss und Wladimir Putin heute tot umfällt.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?



«In der Erde wählen»: Schauspielerin Dieterle, 58.

Dieterle: Älter werden ist eine Herausforderung, aber passiert ja nicht nur mir!

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Winterabend verbringen?

Dieterle: Mit Luciano Marinello. Er ist geistreich, und mit ihm war mir noch nie eine Sekunde langweilig. Wir würden dann Erich Gysling bekochen.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Dieterle: Nur noch Alkohol. Allerdings zahle ich inzwischen am nächsten Tag einen zu hohen Preis.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Dieterle: Nichts tun, die Situation klärt sich von selber.

Weltwoche: Welchen Rat würden Sie der fünfzehnjährigen Bettina geben?

Dieterle: Du bist liebenswert, bitte weniger Selbstzerstörung.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Dieterle: Ja. Denn der passiert nur, wenn die gegenseitige Achtsamkeit verloren ging.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Dieterle: Weil ich nur Fleisch kaufe, von dem ich weiss, wer es produziert hat. Und gerne Eier esse.

Weltwoche: Was passiert, wenn wir sterben?

Dieterle: Dann kehren wir heim ins Licht.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Dieterle: Mit dem Vermögen der Familie Blocher wird die AHV saniert. Das wäre doch einmal eine patriotische Tat.

Weltwoche: Welches Talent hätten Sie gern?

Dieterle: Multiinstrumentalistin sein.

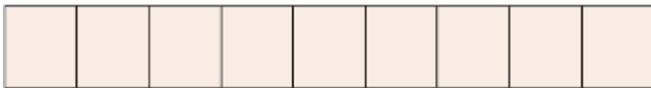
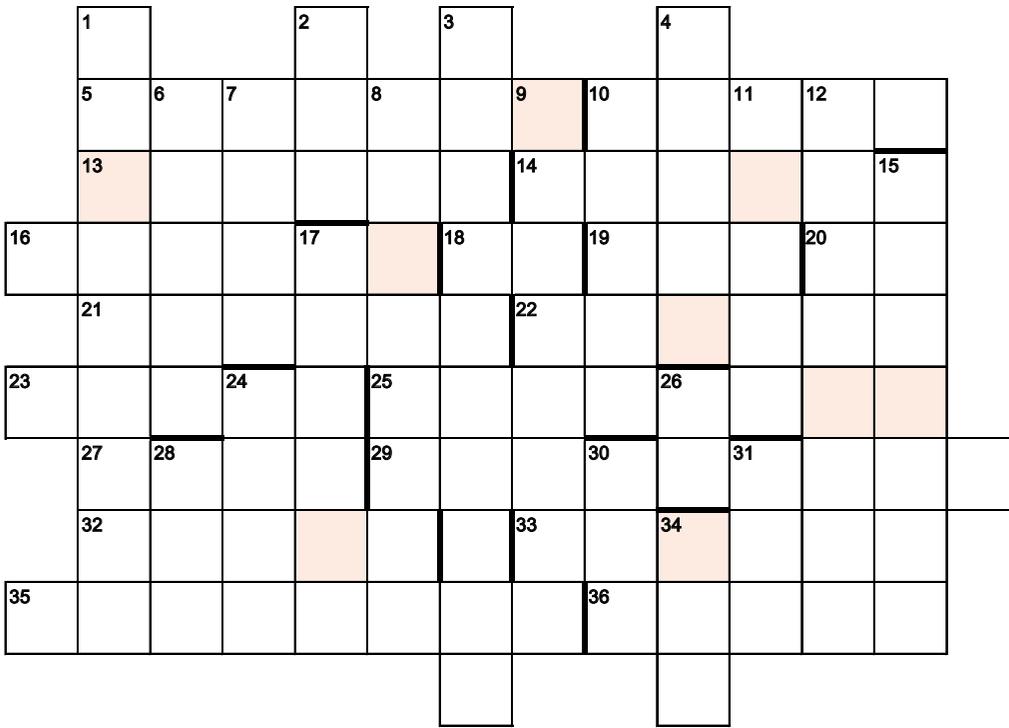
Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Dieterle: Mein Elternhaus. Es wurde lebhaft politisiert, und Literatur, Theater und Kunst waren immer präsent. Und Menschen, die mich gefördert haben.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Dieterle: Wenn ich kreieren, erfinden, inszenieren, schreiben und singen kann. Und wenn ich im Garten in der Erde wühle.

Bettina Dieterle tritt mit ihrem Bühnenprogramm «Apocalypso Blues» auf. Nächste Vorstellung: 25. Februar in der Kulturscheune Liestal. bettinadieterle.ch



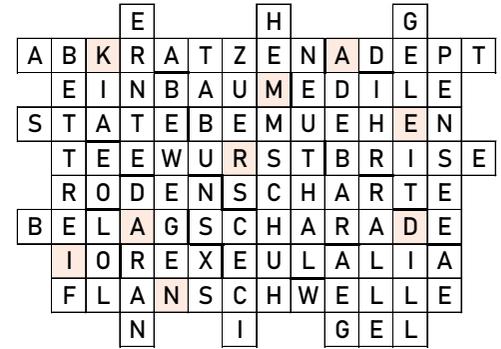
Lösungswort — Wundabsonderung in der Pferdeklinik?
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 5 dasselbe wie eine Schwebebahn? 10 wenn zweibeinig, nicht genügsamer als andere Menschen auch 13 etwas für Elektriker, aber auch Liebhaber klassischer Poesie haben Freude 14 europaweit genormter Mist? 16 feinstofflich, aber zur Hälfte aus Holz 18 in etwa die Menge, die das berühmte halbvoll bzw. halbleere Glas enthält 19 kreuzworträtselaffiner Schwanzlurch dieser Wochentag ist hier auch hier 21 bei ihnen zählen die äusseren Werte 22 ganz schön frech und zum Beispiel in Postkistenstapeln versteckt 23 ist etwa 11600 km² gross und in allen Muskatarten enthalten 25 ist laut Magier Dumbledore zugleich etwas Schönes und etwas Schreckliches und sollte daher mit grosser Vorsicht behandelt werden 27 liegt südlich von Graz und ist alles andere als kurz 29 wie eine Stimmbandband musiziert 32 verbindend wirkender Akkusativartikel 33 produziert weisse Mäuse, Frösche und mehrere Bärenarten 35 Auszeichnung für besonders gutes Enterprise Risk Management? 36 kommt in «Fifty Shades of Grey» vor

Senkrecht — 1 macht Stilleben auf denen Trinkgefässe zu sehen sind? 2 verkürzte 60 Minuten 3 wirken ziemlich verloren 4 damit können Engländer aus dem Vollen schöpfen 6 z. B. als 11 senkrecht immer noch auf den Beinen 7 das richtige Auto für einen «All I coulda»-Aufkleber 8 ist beim Nach-Appenzell-wandern mit dabei 9 passender Partner für das Huhn, das goldene Eier legt? 10 seine Produkte verleihen Würze oder bremsen aus 11 Musikakademie mit Unterbruch 12 wäre in diesem Fall bei 15 aus Freidenkersicht ein Idealzustand 17 mehr als nur arg 24 verjährtes «im Jahre» 26 britische Masseinheit für die Leistung, auch verwendbar für den Druck 28 internationales Ziel 30 abschätzigster Europahymnen-Abschnitt 31 was einstige Genossen leisteten 34 diese Erfindung liess der Australier John Keogh 2001 erfolgreich patentieren

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 855



Waagrecht — 4 ABKRATZEN 10 ADEPT (adep) 12 EINBAUM 14 EDILE (éd-île, ital. f. Bau-) 16 STATE (engl. f. Staat) 17 [B]EMU[E]HEN 18 TEEWURST (Tee wurst) 20 BRISE (B-rise) 21 RODEN 24 [S]CHART[E] 26 BELAG (Anagramm) 28 SCHARADE 31 IO (Jupitermond, in Ordnung) 32 REX (lat. f. König, «Kommissar Rex») 34 EULALIA (griech. f. die Redegewandte) 37 FLANSCHWELLE (Flan-Schwelle) 38 (I)GEL

Senkrecht — 1 ERNTE 2 HEMMSCHUH 3 GELEIT 5 BETTREIF 6 (S)KIANZÜGEN 7 TABU 8 ZUERST 9 NEUTHAL 10 ADEBAR (Fabelname d. Storches; a de Bar) 11 PENSEE (Pen-See) 13 BE[WEG]EN 15 IHR 19 (G)EOdaten / EO ipso 22 RaDARANlagen 23 NS 25 (K)RALLEn 27 LOL 29 CECI (franz. f. dies) 30 GeldILLusion 33 XS 35 AEG 36 AE

Lösungswort — **KAMERADIN**



WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

THERE IS ETERNITY IN EVERY BLANCPAIN

The value of authenticity.

Atelier Tourbillon, Blancpain - Le Brassus



Villeret
Collection

A Villeret is for eternity.

Featuring an endless array of watchmaking's most fascinating complications, the Villeret bears authentic testimony to the talent of our watchmakers. Essentials imbued with timeless elegance.

JB
1735
BLANCPAIN
MANUFACTURE DE HAUTE HORLOGERIE

BOUTIQUE ZÜRICH · BAHNHOFSTRASSE 28 · PARADEPLATZ · 8001 ZÜRICH · TEL. +41 (0)44 220 11 80
BOUTIQUE GENÈVE · RUE DU RHÔNE 40 · 1204 GENÈVE · TEL. +41 (0)22 312 59 39